NEUER DEUTSCHER NOVELLENSCHATZ: BD. WOANS IK TAU 'NE FRU KAM, VON FRITZ REUTER...

Jeder Band einzeln
à 80 Pfg. br., 1 M. gb.

Inhaltsverzeichniß
umstehend.

Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à ℳ 1. —. | Broschirt à ℳ —. 80.

Inhalt der erschienenen 24 Bände.

1. Bd. **Goethe, J. W. v.**, Die neue Melusine.
Kleist, H. v., Die Verlobung in St. Domingo.
Brentano, C., Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl.
Arnim, A. v., Der tolle Invalide auf Fort Ratonneau.
Hoffmann, E. T. A., Das Fräulein von Scudery.
2. Bd. **Tieck L.**, Die Gemälde.
Rumohr, C. Fr., Der letzte Savello.
Stifter A., Brigitta.
Wolf, A., Der Stern der Schönheit.
3. Bd. **Tieck, L.**, Des Lebens Ueberfluß.
Eichendorff, J. v., Die Glücksritter.
Widmann, A., Die katholische Mühle.
Keller, G., Romeo und Julie auf dem Dorfe.
4. Bd. **Berthold, F.**, Irrwisch-Fritze.
Hauff, W., Phantasieen im Bremer Rathskeller.
Kinkel G., Margret.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag.
5. Bd. **Kopisch, A.**, Ein Carnevalsfest auf Ischia.
Lohmann, F., Die Entscheidung b. Hochkirch.
Immermann, K., Der Karneval und die Somnambüle.
Grillparzer, F., Der arme Spielmann.
6. Bd. **Kruse L.**, Nordische Freundschaft.
Gall, L. v., Eine fromme Lüge.
Meißner, A., Der Müller vom Höft.
Grimm, H., Das Kind.
7. Bd. **Gotthelf, J.**, Der Notar in der Falle.
Auerbach, B., Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg.
Wilbrandt, A., Johann Ohlerich.
8. Bd. **Spindler, C.**, Die Engel-Ehe.
Riehl, W. H., Jörg Muckenhuber.
Kompert, L., Eine Verlorene.
9. Bd. **Reich, M.**, Mammon im Gebirge.
Meyr, M., Der Sieg des Schwachen.
Storm Th., Eine Malerarbeit.
10. Bd. **Schreyvogel**, Samuel Brink's letzte Liebesgeschichte.
Alexis, W., Herr von Sacken.
Waldmüller, R., Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.
11. Bd. **Kähler, L. A.**, Die drei Schwestern.
Zschokke, Der todte Gast.
Hartmann, M., Das Schloß im Gebirge.
Kürnberger, F., Der Drache.
12. Bd. **Gotthelf, J.**, Kurt von Koppingen.
Holtei, K. v., 's Muhme-Lieutenant-Saloppel.
Höfer, E., Rolof der Rekrut.
13. Bd. **Mügge, Th.**, Der Malanger Fjord.
Heyden, F. v., Der graue John.
Pichler, A., Der Flüchtling.
14. Bd. **Kopisch, A.**, Der Träumer.
Lewald, F., Die Tante.
Wichert E., Ansas und Grita.
15. Bd. **Varnhagen von Ense, K. A.**, Reiz und Liebe.
Kugler, F., Die Incantada.
Wallner F., Der arme Josy.
Schücking, L., Die Schwester.
16. Bd. **W., F. v.**, Gemüth und Selbstsucht.
Schmid, H., Mohrenfranzel.
Dincklage, E. v., Der Striethast.
Roquette O., Die Schlangenkönigin.
17. Bd. **Chamisso, A. v.**, Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.
Kinkel J., Musikalische Orthodoxie.
Heyse, P., Der Weinhüter von Meran.
18. Bd. **Müller, W.**, Debora.
Kurz, H., Die beiden Tubus.
19. Bd. **Schefer, L.**, Die Düwecke oder die Leiden einer Königin.
Tesche W., Der Entenpiet.
Scheffel, J. V., Hugideo.
Glümer, C. v., Reich zu reich und arm zu arm.
20. Bd. **Sternberg A. v.**, Scholastika.
Grosse, J., Vetter Isidor.
Ludwig, J., Das Gericht im Walde.
21. Bd. **Halm, F.**, Die Marzipan-Lise.
Gerstäcker F., Germelshausen.
Traun, J. v. d., Der Gebirgspfarrer.
Goldammer, L., Hochzeitsnacht.
— —, Auf Wiedersehen.
Raabe, W. (Jakob Corvinus), Das letzte Recht.
22. Bd. **Wild H.**, Eure Wege sind nicht meine Wege.
Andolt, E., Eine Nacht.
23. Bd. **Frey, J.**, Das erfüllte Versprechen.
Hackländer, F. W., Zwei Nächte.
Wildermuth, O., Streit in der Liebe und Liebe im Streit.
Horner, H., Der Säugling.
24. Bd. **Lorm, H. (H. Landesmann)**, Ein adeliges Fräulein.
Droste-Hülshoff, A. Fr. v., Die Judenbuche.
Ziegler, F. W., Saat und Ernte.
Sacher-Masoch, Don Juan von Kolonea.

Zusammen 86 Novellen.

lebenden Collegen gegenüber, denen gerecht zu werden selbst bei dem redlichsten Willen nicht immer eine leichte Sache ist.

Hier sei nun vor Allem erklärt, daß die Aufnahme in den Neuen Deutschen Novellenschatz durchaus nach denselben Grundsätzen geschehen wird, die schon bei der ersten Serie maßgebend waren. Unser Plan ist, die Schatzkammer werthvoller, erfreulicher und bedeutender Dichtungen zu vervollständigen. Und wieder, wie in der ersten Sammlung, hoffen wir zu beweisen, daß wir den mannigfaltigsten Formen und Stilen, sobald nur ein künstlerisches Gewissen sich in ihnen offenbart, ohne Vorurtheil und Vorgeschmack freie Bahn lassen werden."

Die erschienenen Bände des „Neuen Deutschen Novellenschatz" enthalten:

Band 1: **Sirene** von C. Starklof. — **Die Freiherren von Gemperlein** von Marie v. Ebner-Eschenbach.

Band 2: **Jephta's Tochter** von S. H. Mosenthal. — **Münchhausen im Vogelsberg** von O. Müller. — **Salâthus** von Hans Marbach.

Band 3: **Wer?** von Ida v. Düringsfeld. — **Die Flut des Lebens** von Adolf Stern. — **Der blaue Schleier** von A. Schöne. — **Maria im Elend** von P K. Rosegger.

Band 4: **Reden oder Schweigen?** von Otto Ludwig aus Reichenbach. — **Bezauberte Welt** von L. Laistner.

Band 5: **Die Schule der Welt** von Franz Dingelstedt. — **Grete Minde** von Theodor Fontane.

Band 6: **Die Prairie am Jacinto** von Charles Sealsfield. — **Der Gerhab** von August Silberstein.

Band 7: **Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen** von Franz Freiherr Gaudy. — **Marianne** von Ferdinand v. Saar. — **Die kleine Welt** von Rudolf Lindau.

Band 8: **Das Feuerschiff. Kajüts-Passagiere** von Heinrich Schmid. — **Der Uhrmacher vom Lac de Joux** von Robert Schweichel.

Band 9: **Der Wettermacher von Frankfurt** von Franz Trautmann. — **Die Dame mit den Hirschzähnen** von G. v. Putlitz. — **Lyceaena Silene** von Wilhelm Jensen.

Band 10: **Mendel Gibbor** von A. Bernstein. — **Manuela** von R. Artaria.

Band 11: **Woans ik tau 'ne Fru kam** von Fritz Reuter. — **Das Sündkind** von Ludwig Anzengruber. — **Der Hamlet von Tusculum** von Richard Voß. — **Die Geschichte eines Genies** von Ossip Schubin.

Band 12: **Diebsgelüste** von Joseph Friedrich Lentner. — **Der Schmuck des Inka** von Karl Frenzel. — **Nach dem höheren Gesetz** von Karl Emil Franzos.

Neuer Deutscher
Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band XI.

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1885.

Inhalt.

Seite

Woans ik tau 'ne Fru kam. Von Fritz Reuter. 1
Das Sündkind. Von Ludwig Anzengruber. 35
Der Hamlet von Tusculum. Von Richard Voß. 79
Die Geschichte eines Genies. Von Ossip Schubin. 127

Woans ik tau 'ne Fru kam.

Von Fritz Reuter.

Olle Kamellen. Twei lustige Geschichten. Wismar und Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1860.

Fritz Reuter ist geboren am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin als der Sohn des dortigen Bürgermeisters und Stadtrichters. Vorgebildet durch Hauslehrer besuchte er die Gymnasien zu Friedland und Parchim und bezog Herbst 1831 die Universität Rostock, um „wider seines Herzens Drang sich des Rechtes zu befleißen“. Ostern 1832 ging er nach Jena und ward Burschenschafter. Als „Demagog“ auf preußischem Boden verhaftet und zum Tode verurtheilt, aber zu dreißigjähriger Festungshaft begnadigt, brachte er sieben Jahre in Gefangenschaft zu, Anfangs auf preußischen Festungen, seit 1838 auf Dömitz in Mecklenburg. Nach seiner Freilassung 1840 übernahm er die Bewirthschaftung des väterlichen Gutes, mußte sie aber 1850 wieder aufgeben und lebte als Privatlehrer zu Treptow in Pommern, seit Ostern 1858 als Schriftsteller in Neubrandenburg, von 1863 an bei Eisenach auf einer von ihm erbauten Villa, in der er am 12. Juni 1874 starb. In Treptow entstanden seine „Läuschen und Rimels“ (Wismar 1853), „Polterabendgedichte“ (Schwerin 1855) und die poetische Erzählung „Die Reis nach Belligen“ (Wismar 1855). In die Neubrandenburger Zeit fallen eine neue Folge der „Läuschen und Rimels“, die Dorf-
[geschichte] in Versen „Kein Hüsung“, ferner „Hanne Nüte“, „Schurr-Murr“, „Olle Kamellen“, „Ut mine Festungstid“ und „Ut mine [S]tromtid“. Zu Eisenach enstanden „Dorchläuchting“ und „Die Reis [n]ach Konstantinopel“. Seinen „Sämmtlichen Werken“ (Wismar 1863 [bi]s 1868) fügte im Jahre 1875 Adolf Wilbrandt zwei Bände „Nachlassene Schriften“ nebst einer Biographie des Dichters an. Auch [ein]ige Lustspiele hat F. Reuter geschrieben: „Der 1. April 1856, [D]er Onkel Jakob und Onkel Jochem“, „Fürst Blücher in Teterow“ [un]d „Die drei Langhänse“.

Eine Novelle im eigentlichsten Sinne hat der große Humorist so wenig gedichtet, wie sein britischer Geistesverwandter Charles Dickens. Nicht daß es seinem Talent, wie dem Jean Paul's, an der Fähigkeit gefehlt hätte, eine Begebenheit in echt epischer Entwicklung ohne beständiges Einmischen seiner subjectiven Stimmung darzustellen. Viele Episoden seiner Romane zeugen dafür, daß auch die Gabe, einen Faden straff zu spannen, ein Handlungsmotiv mit einfacher Gesetzmäßigkeit ohne humoristische Arabesken durchzuführen, ihm nicht versagt war. Doch gerade die kleinen Themata, die ihn anzogen, wurden ihm unter den Händen fast immer zu „Schnaken und Schnurren", in denen die drolligen Charaktere ihn weit mehr interessirten, als die novellistische Fabel. Auch in dem kleinen Genrebilde, das wir unsrer Sammlung eingereiht haben, ist es ihm mehr um die Figuren zu thun, als um die Handlung, die sich zwischen ihnen abspielt, in so hohem Grade, daß die eigentlich entscheidenden Momente der ganzen Begebenheit gar nicht geschildert werden, sondern nur durch die Reflexe, die sie in die Stimmung werfen, sich bemerklich machen. Wo jedoch die bedeutendsten deutschen Erzähler in Reih' und Glied auftreten, darf ein Liebling unsres Volkes, wie Fritz Reuter, nicht fehlen, wenn seine Werke auch in Aller Händen sind.

H.

Nah de Hochtied hett't en En'n;
Vör de Hochtied möst du s' wen'n.

Ik was mit de Wiel en ollen Knaw worden, ik was in de Welt rümme schält worden, hier hen un doar hen, ik hadd mienen Kopp männigmal up en weiken Pähl leggt un männigmal up en Bund Arwtstroh; äwer as ik öller würd, geföll mi dat Arwtstroh lang' nich mihr so gaud as in miene twintiger Johren, denn wer in sien Kinnerjohren giern gele Wörteln ett, verschmadt doarüm in sienen Deller grad keinen Gaus'braden. — De Lüd säden: „Friegen"; un ik säd „Bedenken", un güng üm den heiligen Eh'stand herümme, as de Voß üm de Gaus'bucht, un dacht: „Hebben mügst du woll ein! 'Rin kümmst du dor sacht ok; äwer wenn du s' di ierst upsackt hest, kümmst du denn ok wedder rute? — Wenn ik denn äwer wedder an den Gastwirth sienen ewigen Swien= un Hamel=Braden dacht, un dat dat in miene Stuw utsach, as up de leiwe Gottesierd vör den ersten Schöpfungsdag, un dat mi de ein oll Sackermentsche Knop ümmer afret, denn säd ik: „Friegen"; un denn säden e dummen Lüd wedder: „Bedenken". So satt ik denn mmer twischen Bom un Bork, un de bedenklichen Johren ngen all an, mi gries äwer den Kopp tau wassen, dunn

stah ik mal an'n Aben un hew mi 'ne Piep Tobak anstickt un kiek in't Weder.

De Snei fisselt so sachten von den Heben dal, buten is dat so still, kein Wagen is tau hüren, blot in de Fiern klingelt en Släden, un mi ward gor tau einsam tau Maud, un dortau is't heilig Christabend. — As ik noch so stah un verluren dörch de Ruten kiek, tuckt mien Schauster Linsener mit en Handsläden vull Holt vör siene Dör, wat hei sik in den Stadtholt sammelt hett, un baben up den Släden liggt en gräunen Dannenbusch. Nu kiek den Racker! segg ik. Hei sall mi dat anner Por Stäweln maken, un hei karjolt tau Holt! Liekdürn hett hei mi all anschaustert, ik lat bi den Kierl nich länger maken! — So stah ik denn noch 'ne Wiel, un dat schuddert mi denn dörch de Glieder un gruselt mi den Puckel dal, un ik segg tau mi: Natürlich! segg ik. En Snuppen, en dägten Snuppen! Un worüm ok nich? De Stäweln sünd intwei, un mit de Wull, de ik Fru Bütown geben hew, stoppt sei ehr eigen Strümp, un mien hebben keinen Bodden. Allns in de Welt geiht natürlich tau. — So stah ik, bet dat düster ward, un as ik Licht anstícken will, kann ik't Füertüg nich finnen, un as ik't funnen hew, will de Lamp nich brennen: Fru Bütown hett den Dacht nich putzt, un as ik't Ding kümmerlich in den Zug hew, geiht s' mi snubbs vör de Näs' ut, Fru Bötown hett kein Oel upgaten. In so 'ne Ümstän'n is dat schön, wenn Einer gliek tau Hand is, den man düchtig utschellen kann; ik hadd äwer Keinen tau Hand, un wat süll ik dauhn? Ik kek also wedder ut dat Finster.

Bi de Schausterlüd was dat hell worden, un in de Stuw was dat en lustig Leben un en Juchen; äwer seihn künn ik nicks, denn de Gardienen wieren tautreckt. Nu, kiek den Schauster! säd ik. Ordentlich Gardienen! — Ik hadd kein Gardienen, Fru Bötown verstunn sik nich up Gardienen; sei

hadd mi in de ierste Tied mal weck anbünzelt, de segen ut as „unnen nicks un baben nicks" und ik hadd s' afreten, as mi de Lüd frogen, ob ik an mien Finster Kinnerhemden drögen let. Natürlich argert ik mi denn nu äwer den Schauster: de Kierl mackt mi mien Stäweln nich un wull leben, as en Graf, un ik satt in'n Düstern ahn Gardienen un mit en Snuppen in den Liew. Ik mak mi denn up de Bein un gah äwer de Strat un denk: Täuw! Sallst den Kierl en düchtigen Zopp maken!

As ik in de Stuw 'rin kam, stunn en Dannenbom up den Disch un Lichter brennten doran, und den Schauster sien Cörling un sien Krischäning hadden 'ne Fläut un 'ne Trumpet un makten Musik dortau, un dat Juchen un Krieschen besorgt den Schauster sien lütt Mariefen, de mit de Hän'n nah de Lichter ampelt un mit de Beinen up ehr Mutter ehren Schoot rüm stangelt, denn sei was noch nich gangbor. De Schausterfru hadd dat Spinnrad bi Sied set't, sik 'ne reine Schört vörbunnen un ehren sünndagschen Dauk ümslagen un hadd en sünndagsch Gesicht upset't, lacht de Göhren an un wischt lütt Mariefen den Mund af, wenn sei mit de Päpernät alltausihr bitau fohren ded. De Schauster hadd en En'n Planlaken äwer de Warkstäd deckt, hadd sik Tüffeln antrekt un satt nu mit 'ne lang' Piep an den Aben un tügt sik en Kraus Bier.

Na, hier kunn doch Keiner mit Schellen 'rinne kamen! Ik säd also blot: „Gunabend", un hadd doch mal tau seihn wullt, wat de Lust hier woll tau bedüden hadd. Na, nu würd mi denn Allens wies't: de Päpernät un de Appel, de bunten Bohnen-Kräns' un de Hahnbuttenkräns', de säben Semmelpoppen un de ein Zuckerpopp, de ganz baben in den Dannenbom hung. Is angrepsch Wohr, säd de Schauster, drei Johr hebben wi sei nu glücklich dörchbröcht, bet up den Swanz von den Husoren sien Pierd, den hett Krischäning

mal afbeten, as Mutter mal nich recht Obacht gaw. — Je, di mein ik, set't hei hentau un drauht den Jungen mit den Finger. — Ik will man nich von em weggahn mit mien Arbeit, säd ik tau mi, un mi was ganz verdräglich tau Maud, obschonst ik de niederträchtigsten Koppweihdag hadd, doch as Schauster Linsener mi dat Haupt= un Tafelstück wiesen un utdüden ded — 't was Adam un Eva, vör dem Sünden=fall, schön in Stutendeig utknädt un mit Eier un Saffran gel anmalt — un as de beiden lütten Linseners sik rechts un links von uns' iehrwürdigen Stammöllern henstellten un tau tuten un trumpeten anfungen, dunn würd mi doch grad so tau Maud, as wenn oll Radmaker Langklas mi mit sienen stumpen Frittbohrer ümme pianoforte — pianoforte — in den Kopp rin bohren ded, dat dat piept un gnirrt, un mi dorbi frog, ob dat nich schön güng? — De Schauster müggt mi anseihn, dat ik mi 'ne Krankheit vermauden was, denn as mi sien beiden lütten Cherubim richtig ut sien Paradies rutetrumpet't hadden, gung hei mit mi räwer un wull mi Licht anmaken un frog, wo ik de Swewelsticken hadd? — Hebben dauh ik Allens, säd' ik, äwer blot uns' Herrgott un Fru Bütown weit, wo't tau finnen is. — De Schauster hülp mi nu ut de Stäweln un säd: Natte Fäut! Un ik hew Sei de annern Stäweln nich farig makt! hülp mi tau Bedd un säd: Täuben S' man, mien Fru sall räwer kamen un sall Sei Thee kaken. — Dat geschach denn ok; äwer wat in de negsten vierteihn Dag' mit mi vörgahn is, dorvon weit ik nich vel tau vertellen.

Ik lag in en sweren Drom. Mi was, as wenn mien ganze Stuw vull Dannenböm brennen un lüchten ded un an jeden hung 'ne wunderschöne Semmelpopp mit Adam un Eva un dat ganze Paradies, un wenn ik dorup losgüng un de Hand dornah utreckt, denn hadd ik en intweiigen Stäwel in de Hand un en Strump ahn Bodden, un Krischäning un Cör=

ling stünnen twischen mi un de Heilchrist-Bescherung un fläut'ten un tut'ten, dat mi dat dörch den Kopp flirren un gnirren ded, un de dusend Lichter danzten vör miene Ogen, un wenn ik denn rep: Lat't mi doch! Lat't mi doch! Ik will jo ok wedder bi Jugen Vader maken laten! un reckt de Hand wedder nah de schöne Semmelpopp ut, denn dreben sei mi wedder taurügg un trumpet'ten mi in de Uhren:

Stäwelmaken, Stäwelmaken!
Hett sik wat tau Stäwelmaken!
För so'n ollen Junggesellen
Sall kein Wiehnachtslust mihr gellen.

Denn fung de olle rodglasürte Pott, de t'enns mienen Kopp stunn, äwer sien ganzes, breides, blankes Gesicht an tau lachen, un de ganze Stuw lep vull intweiige Stäweln, de steken all de Tung ut, un Schauster Linsener grep sei sik einen nah den annern un treckt sei all up den Band un hung sei mit an't Finster stats Gardienen. — T'enns mienen Fäuten, dor sagten Twei ümmer ümschichtig Holt, de Ein, de sagte ümmer ganz fienes Koffeeholt, un de Anner arbeit't in eiken Knäst herüm, un wenn dat Koffeeholt sagt würd, denn danzt Fru Bütown ehr Nachtmütz vör mienen Ogen ümmer up un dal — up un dal; un wenn in eiken Knäst arbeit't würd, denn was't mi vör de Ogen, as stünn 'ne grote, schöne Jerdbeer in en gräunen Holt, un wenn ik nipper tausach, denn was't mienen Unkel Matthies sien rode Näs', de kek ut mienen gräunen Fautsack herut.

Na einmal 's Nachtens, as wedder stark in de eiken Knäst wirkt würd, dunn würd mi so tau Maud, as kam ik ut den Düstern in't Helle, ik grep üm mi, wo ik wier, ik lag in't Bedd, de Nachtlamp brennte düster, un in den Lehnstaul mit de groten Pulsterbacken lag mien Unkel Matthies würklich bet unner de Näs' in mienen gräunen Fautsack un snorkte ganz fürchterlich. Unkel Matthies! rep ik. — Jerst

hürt hei nich, doch up de Letzt vermüntert hei sik un rew sik de Ogen. Unkel Matthies, frog ik, wo is Schauster Linsener? — Jung', säd mien Unkel — denn hei nennt mi noch ümmer „Jung'“, ungefihr mit eben so vel Recht, as oll Nahwer Hamann ümmer noch sien tweiuntwintigjöhrig Vörbipierd „dat Fahlen“ nennt. — Jung', fängst du mi all wedder an? Was hest du mit Schauster Linsenern? De Mann, de deiht di nicks. — Unkel, säd ik, as hei sik wedder schön taurecht läd, üm dat Saggeschäft wieder tau besorgen, is dat wohr, oder hett mi dat drömt, hebben wi ollen Junggesellen keinen Deil an de Dannenböm? — Dummen Snack! säd Unkel Matthies. Ligg still! — Ik bün woll sihr krank west? frog ik. — Dat weit Gott, säd mien Unkel un krop ut den Fautsack un nam dat Licht un lücht mi in de Ogen. Äwer würklich, würklich! Ik glöw, du büst dor mit dörch, denn dien Utseihn, mien lütt Jünging, — un dorbi strakt hei mi — is ganz anners worden. Kannst du denn nu würklich seihn, dat ik dien Unkel Matthies bün, un dat dit mien Näs' is un kein Jerdbeer? Un willst du dat Jerdbeernplücken nu nahgradens sin latten? Denn du büst mi vergangen Nacht tweimal eklich in dat Gesicht rinne fohrt, as ik en Beten indruf't was. — Ik versprok, mi nu beter tau schicken, denn ik wier nu wedder vernünftig.

Un so was't denn nu ok; de Krankheit was tau En'n, äwer mien Noth gung nu ierst an. Ik was so mör un so ledweik, dat ik mi nich rögen künn, un wenn ik de Ogen mal upslog, denn stunn Fru Bütown vör mi un hadd den rodglasürten Pott in de ein Hand un den Lepel in de anner un saudert un proppt mi mit 'ne Krankensupp, de was so stief as Baukbinner-Kliester un smeckt ok so, un säd denn: Eten S'! Eten S' doch! — Wenn Sei nich eten, warden Sei nich wedder beter. Un bi all dese Qual makt dat oll gaudmäudige Gestell tau ehren Kliesterpott noch so'n mit-

leidig Gesicht, dat ik äwerhappsen müßt, ik müggt wullen oder nich.

Jeder Ding het en En'n, un 'ne Wust hett ehre twei. Ik kam rut ut dat Bedd un satt denn Stun'n lang mit mienen Unkel Matthies tausam un vertellt mi wat mit em. — Unkel, säd ik mal, denn mi lag de Drom von de Dannenböm un de ollen Junggesellen noch in den Kopp, Unkel, wi hadden eigentlich Beid friegen müßt. — Dummen Snack! säd mien Unkel, meinst du, ik hadd as östreichsche Wachtmeister von Anno drütteihn in Kaiserlich-Königlichen Staten 'ne lütte ungersche Husorentucht anleggen süllt? — Dat nich, segg ik, ik red ok eigentlich man von mi. Süh mal, ik denk so, wenn ik 'ne Fru hadd — dat heit 'ne ordentliche Fru, un 'ne gaude Fru un 'ne — un 'ne lütte, nette Fru, un du treckst denn tau uns ... — Un süll denn Kinner wohren? Dank vel mal! säd mien Unkel Matthies. — So is dat nich meint, segg ik. Äwer friegen dauh ik, denn Fru Bütown ehre Pleg' in de letzte Krankheit . . . — Mi dücht, söll hei mi in't Wurt, du büst gaud naug plegt. — Ik sülwst . . . — Ih, red so nich, segg ik, du hest dien Mäglichst dahn; äwer 'ne Fru . . . — Na, büst du denn all eine Gewisse up de Spur? frögt mien Unkel. — Weiten dauh ik ein, segg ik. — Na, will sei di denn ok? frögt hei. — Dat weit ik noch nich, segg ik. — Is woll so'ne rechte statsche? frögt hei un plinkt mit dat ein Og'. — Dat nich, segg ik. — Denn is sei woll all lang' ut de soldatenpflichtigen Johren? frögt hei wieder un plinkt wedder. — Ok dat nich', segg ik. Äwer du kannst sei di jo mal anseihn — ik kann leidergotts nich mit — sei geiht alle Nahmiddag buten den Dur nah de Mähl hentau spazieren, so twischen dreien un vieren, un verfehlen kannst du sei nich, denn sei is de hübschste von Allen, de dor gahn. — Natürlich! seggt mien Unkel. — Un hett 'ne Troddel an den Mantel un en lütten

Jungen an de Hand, set't ik hentau. — Kriegst du dat Kind mit? fragt mien Unkel. — Wat föllt di in? fohr ik in Eu'n. Dat is ehr Swesterkind. — Gott bewohr uns! seggt mien Unkel. Jewer di doch nich! Wat weit ik dorvon? Vör mienentwegen kann sei jo 'ne Wittfru sin. Na, anseihn will ik sei mi denn doch! — Un dormit geiht hei.

Des Nahmiddags so hentau fiewen kümmt hei wedder, bött sik 'ne Piep an, set't sik dal un seggt gor nicks. Dit argert mi jo denn natürlich, un ik segg ok nicks. Wi roken denn nu beid as de Backabens; äwer ik was denn doch tau nieglich, stunn up und stellt mi so, dat hei mi mit sien oll plinkeriges Gesicht nich in de Ogen kieken künn, und frog: Büst du buten den Dur west? — Dat bün ik, seggt hei. — Na? frag ik. — Ja, seggt hei. — Hest du sei seihn? frag ik. — Hew sei seihn, seggt hei, un hew ok mit ehr redt. — Plagt di de Kukuk? segg ik un dreih mi üm. Wat hest du mit ehr tau reden? Ik sülwst hew jo noch nich mal mit ehr redt. — Dorüm grad! seggt hei. Denn Einer von uns möt jo doch anfangen, un ik ward doch woll mit mienen Schwester=Sähn siene Brut reden känen? — So wiet sünd wi noch lang' nich, segg ik. — Wat nich is, kann jo doch noch warden, seggt hei, un set't sik in den ollen Lehnstaul bet taurügg un streckt de Bein nah vörwarts, as „süh'st mi woll". — Ik will di't vertellen, seggt hei. As ik so den Weg entlang güng, kam sei achter mi, un ik stellt mi hen un kek sei an, denn sei hadd en lütten Jungen an de Hand; de Troddel künn ik nich seihn, wiel dat de ehr den Puckel dal hung. — Ik kann't mi denken, säd ik, du hest sei woll snurrig anseihn? — Wenn ik wat anseihn will, denn riet ik de Ogen up, seggt mien Unkel, un dat ded ik, un sei slog ehr Ogen so dal — mit en Zug, mit so'n einzigen Zug, as wenn sei des Abends ehr Gardienen an de Beddstäd tau=samen trecken wull, un as sei vörbi was, jach ik ok de

Trobbel. — Du magst sei schön ankeken hebben, segg ik. — Dat hew ik, äwer dat dick En'n kümmt nah. — Na, hett sei di denn gefallen? frog ik. — Jh ja! Sei hett mihrere Dugenden an sik, die mi woll passen: ierstens hett sei sik nich vel üm den Kopp rümtüdert, un tweitens fegt sei mit ehr Kleder de Strat nich af, un dat sünd en por Dugenden, mien Sähn, de führen mihr in den Mun'n, as Einer gewöhnlich denkt, denn de so vel up den Kopp hebben, hebben meistendeils nich recht wat in, un de mit de langen Kleder hebben All scheiw Bein, oder, wat noch slimmer is, ehr Fauttüg is nich up den Schick. Mien Sähn, bi Frugenslüd un bi Pierd möst du ümmer tauierst nah de Beinen kieken; is dat Gangwark adrett, is de Beinsatz in Ordnung, un is das Fautgeschirr proper, denn kannst du up Fliet, up Ordnung un Rendlichkeit reken. — Also du meinst ...? frog ik. — Ik mein gor nicks, föll hei mi in de Red. Lat mi ierst vertellen, wat mi wieder passirt is. As sei nu so vör mi up nah de Mähl hentau güng, un ik achter ehr, dunn müßt ik würklich tau mi seggen: Wohrhaftig! Du spälst en schönen Zwickel! Du dreihst woll en Beten mit den Kopp; äwer dat schadt nich! Denn worüm sall sei nich mit den Kopp dreihn, dorför is sei jo en Frugenszimmer; äwer — denk ik so bi mi — de Red! Dat is de Hauptsak! Du sallst mit ehr en unschüllig Gespräk anspinnen! — As sei also wedder taurügg kümmt, stell ik mi mit den Rüggen gegen en Bom un dauh so, as wenn ik mi mien Piepengeschirr in'n Gang bringen will, un as sei nu so'n Schrittener fiew von mi is, dunn treck ik Stahl un Stein ut de Tasch un riet bi de Gelegenheit för en Dahler lütt Geld mit rute — Jung' markst du? Allens mit Willen! — dat de Tweigröschenstücken so äwer den froren Fautstieg räwer klapperten. Nu bückt ik mi dal un puhst gefährlich dorbi, as würd mi dat Upsammeln hellschen sur, un as sei dit sach, säd sei richtig

tau den lütten Jungen, hei süll mi sammeln helpen, un sei sammelt ok mit — un dat wull ik man. Jk bedankt mi denn, un wi kammen in 'ne Unnerhollung un güngen tausam bet an't Dur. Wat redt Ji denn? frog ik. — Oh, nicks von Bedüden. — Jk säd, ik wier dien Unkel, un ob sei di nich kennen ded, du lepst hier ok ümmer up un dal; dunn säd sei, sei hadd nich dat „Vergnügen" — „Vergnügen" säd sei —; dunn frog ik, ob sei nich en jungen Minschen hier hadd gahn seihn mit en gel griesen Haut un en gel griesen Aewertrecker un gel griese Hosen un gel griese Hor? — — Ne, säd sei; en öllerhaften Herrn in so 'ne Kledasch hadd sei woll seihn. — Na, säd ik, de öllerhafte Herr wier de jung' Minsch, von den ik redt hadd, dat wierst du. — Dunn sprung dat oll lütt Jüngschen so an ehr tau Höcht und säd: Tante, das ist der Herr, von dem du immer sagst, er säh' aus, wie eine Reihensemmel, die in Milchkaffee getaucht ist. — Dunn würd sei füerrod, un ik müßt ludhals' lachen un säd: Ja, dat wierst du. —

Jk würd nu ok füerrod, denn de Snack müßt mi jo doch sihr argern, un segg tau mienen Unkel: Wenn du wieder nicks haddst wullt, as dien Swesterkind lächerlich vör de Lüd maken, denn haddst ok leiwer tau Hus blieben künnt. — Dat hadd ik, seggt hei, äwer ik wull noch wieder wat; ik wull giern weiten, ob sei di woll nehm? — Leiwer Gott! segg ik, du hest doch nich fragt? — Jung', seggt mien Unkel un rokt, as wenn ein lütt Mann backt, wenn ik 'ne Sak in de Hand nehm, denn gründlich! — aber fein! Jk frog ehr also, ob sei woll wüßt, wat du wierst? — Ne, säd sei, du wierst viellicht en Docter? — Bewohr uns! segg ik, wo kehm sei dortau? — En Avkat? — Ok dat nich. — Na, dit un dat? Un sei rod nu rümmer bet nah en „Rath" rup un bet nah'n „Barbierer" runne; ik schüddelt äwer ümmer den Kopp un säd tauletzt: dat raden Sei doch nich! Hei is

höchstens gor nicks. — Dat schien ehr denn allerdings en Bäten wenig, un sei meint denn: du würdst denn also woll von dier Geld leben. Ja, säd ik, in ein Ort hadd sei Recht; tau dit Geschäft haddst du von Jugend up de meiste Lust hadd; äwer dat du dorbi 'ne Anstellung kregen haddst, künn ik grad nich seggen. Du wierst nu up en annern Stand verfollen. — Up wat vör einen? frog sei. — Up den Ehstand, säd ik un frog taugliek, wat sei dortau meinen ded. Vörher hadd ik äwer all tau mi seggt: ward sei bi dese Frag blaß, denn mag sei em nich lieden; ward sei rod, denn nimmt sei em. — Sei würd denn nu richtig äwer un äwer rod un bückt sik dal un bünzelt an den lütten Jungen sienen Haut herümme, un as sei wedder tau Höchten kam, dunn kek sei mi so von baben dal an, makt mit 'ne halwe Wennung 'ne Ort von Knicks, un weg was sei! Un de Frag', de ik, vör mien Person, ehr noch vörleggen wull, kam gor nich tau Bredd. — Dat ward ok 'ne schöne Frag' west sin! segg ik un biet vör Ärger en Knop von de Piepenspitz. — Oh ne! seggt mien Unkel, ik wull ehr blot fragen, ob sei gaut Fisch kaken künn, denn wull ik tau Jug trecken, un dorbi sach de olle Burß so ut, so wichtig un iernsthaft, as güng mien Frieerie em mihr an, as mi sülwst. Doch dit süll noch ein ganz Deil nahrscher kamen.

In de negsten Dagen, as ik all so'n Bäten utstümpern künn, gah ik nu absichtlich nich nah de Mähl hentau, denn mi was dat schanierlich, ehr vör de Ogen tau kamen. Sallst en Bäten up den See tau Jes' gahn, denk ik, un dat Schrietschauhlopen un Slädenführen anseihn. — Dat dauh ik denn nu ok, un as ik an de Baud heran kam, wo Bier un Bramwien un Punsch un Grogg verköft ward, gah ik dor en Beten 'ran un seih denn grad, wo mien Unkel Matthies ein Achtgröschenstück up den Disch leggt un för vier Gröschen Kauken un för vier Gröschen Punsch föddert. Na, dit föllt

mi denn nu sihr up, denn hei drünk leiwer en Glas Grogg, as Punsch, un Kauken nam hei gor nich in den Mund. Na, wat dit woll heit? denk ik, hei will woll Kinner tractiren. — Äwer ne! — Ahn dat hei mi gewohr würd, güng hei mit sienen Barg Kauken un sien Glas vull Punsch up en Släden los, wo 'ne Dam mit en gräunen Sleuer insatt, un bögt sik mit den Liew vörn un achter äwer, as wull hei sik dat Krüz verrenken, un kratzt mit de Bein so snakʃch up dat Jes herümer, dat ik denk, de oll Mann verliert de Blansierung, un dat ik all up em losspringen un em unner de Arm griepen will; dunn sleiht de Dam den Sleuer taurügg, un wat seih ik? — Mienen leiwen Schatz un mienen säuten Ogentrost! Un tau Maud würd mi, as hadd mi Einer rechts un links en por Mulschellen geben. — Dat weit de Kukuk! segg ik, de Oll verdarwt mi de ganze Frieeratschon bet in de grawe Grund! un gah so arg, as Einer warden kann, nah Hus.

Dor sitt ik nu in'n Düstern un gruns' mi inwendig, dunn geiht de Dör up un mien Unkel kümmt rin. Gun Abend! seggt hei. Wat sittst du hier in'n Düstern? Mak Licht an! — Dit is dat einzigste Mal in mienen Leben west, dat ik mienen Mutter-Brauder nich de Dagstied baden hew; ik stunn äwerst up un makt Licht an, un sach so sur ut, as en solten Hiering, de vierteihn Dag' in Essig leggt is. — Wat fehlt di? frögt hei. — Nicks! segg ik kortweg, dacht äwer: 't is dien Mutter-Brauder! un set't hentau: Ik bün nich up den Schick! — Ik sihr, säd hei un dorbi sach hei so lüstig ut, as en ollen Esel, de vierteihn Dag' bi schieren Hawer in'n Stall stahn hett. — Hew wedder mit ehr redt, seggt hei. — Mienentwegen, segg ik. — Wo sall ik dat verstahn? frögt hei un set't en iernsthaft Gesicht up. — Ik bün mit den Drom dörch, segg ik. — Du willst nich? frögt hei un leggt sien beiden Arm up de Lehn von

den Lehnstaul un kickt mit de Näs' dräwer weg, scharp mi in't Gesicht; ik hew de Sak infädelt so fien, so fien! dat dat en Hund jammern künn, wenn dor nicks ut würd, un nu willst du nich? — Ne, segg ik, Unkel, ik will nich. Meinst du, ik sall di den Rohm affüllen laten un mi mit de sure Melk begnäugen? Denn doräwer sünd sei sik All einig — kiek hier! Amalie Schoppe, geborene Weise, un Elise von Hohenhausen, geborene von Ochs, un all de Annern, de äwer dit Verhältniß schreben hebben — dat Schönste bi de Friecrie is de Verkiehr von Brutlüd vör de Hochtied, un den Verkiehr rittst du an di, un ik sall tauseihn, wo du mien Brut mit Punsch un Kauken tractierst? — Mien Unkel nimmt de geborene Weise un de geborene von Ochs un smitt sei in de Sophaeck un stellt sik vör mi hen un seggt: Ik frag' di tum Letzten, willst du dat Mäten friegen, oder nich? — Ne, segg ik. — Na, seggt hei un kek mi lang' an mit so'n feierlich Gesicht, as hadd hei eben sien Testament makt un wull nu noch sienen Namen unnerschrieben, na, dat Mäten sall dörch mi nich in Schaden kamen, denn frieg ik sei! un dormit gung hei stolz ut de Dör.

Na, dit was denn nu mal en Stück! — In de Jerst stunn ik ganz verdutzt, dunn smet ik mi in de Sophaeck up de geborene Weise un lacht lud up. — Mien Unkel, de gaud twintig Johr öller was, as ik, trute sik en Stück tau, wotau mi in mienen Johren de Kurasch all utgüng! — Ik wull nu lustig wieder lachen, kreg't äwer nich mihr taurecht, denn ik hadd kein unbekümmert Hart, un wenn ik dat Gesicht ok breid naug vertrecken ded, de Lach blew unnerwegs hacken, un as ik mi nu so mit dat dämlichste Gesicht von de Welt in den Speigel tau seihn kreg, sprüng ik in En'n un güng mit groten Schritten in de Stuw up un dal un bos'te mi nich slicht un slog up den Disch un säd: Hei deiht't, hei is dortau kumpabel.

As Fru Bütown kam, kreg sei natürlich ut männigerlei Ursak Schell, un as ik de taurecht set't hadd, güng ik in den Klubb un spält Lomber un säd ümmer tau mi: Dat kannst du doch nich lieden! un spälte Solos, de gor nich up de Welt existirten, un verlür sei, un säd denn wedder: du wardst di doch dat Hart nich afköpen laten! un nam den Muhren un würd kodilg.

Verdreitlich güng ik nah Hus un läd mi dal un wull slapen un künn nich. Ik argert mi de ganze Nacht mit mi rümme, denn laten künn ik von dat säute Kind nich mihr — sei hadd mi't andahn — un de heilig Christabend föll mi in, dat ik in mienen Leben keinen Dannenbom upputzen süll. Wenn ik denn tau mi säd: Man tau! denn flogen mi all mien Bedenken as en Hummelswarm dörch den Kopp, un vör mien Ogen stunn ümmer ein grot Fragteiken, un wenn ik mi dat utdüden det, denn heit dat ümmer: Je, will sei di ok?

Na, dit kunn jo doch nu Keiner beter beantwurten, as sei sülwst — dat sach ik in — un as nu de grage Wintermorgen in mien koll Stuw rinne schienen ded, un mi dat so dörch de Knaken gruselt, as ik den Koffee makt, säd ik: Nu bün ik dormit dörch! Wat sin möt, möt sin! un segg tau Fru Bütown: Fru Bütown, segg ik, gahn S' nah Kopmann Bohnsacken un köpen S' mi en Por von de fienen, gelen Hanschen, de de jungen Herrn Avkaten ümmer dragen, wenn sei recht wat bedüden willen. — Äwer rechte gehle! —

Hen tau Elben stek ik denn nu in mienen swarten Liefrock un swarte Hosen un blanke Stäweln un in de niegen, gelen Hanschen, un ihre ik den Haut upsetten ded, stellt ik mi vör den Speigel und säd mit Recht: Wo 's 't mäglich! Dat hadd ik sülwst nich mihr glöwt! — smet noch en Blick in mien Stuw rüm un säd: So ward't denn nu woll hier

nich blieben! — kek in mien ollen Tüffeln rinne, de vör dat Bedd stün'n, un säd: Ji wardt jug ok wunnern, wenn't glückt un wenn binnen Korten en Por lütte, nüdliche Tüffelken bi jug tum Besäuk kamen.

Ik gah denn nu de Strat hendalen un kam an mienen Unkel Matthiesen sien Dör vörbi un denk: Jerst mit alle Welt in Frieden, wenn Einer so'n Gang geiht! denn tau Maud was mi, as güng ik den letzten Gang. Kloppt also an sien Dör un güng herin.

Na, ik hew all vel seihn in de Welt; ik hew mal seihn, dat en Kierl Füer fratt; ik hew mal seihn, dat Einer Häkelheed fratt un schönen siednen Band ut den Hals' herutehaspelte; äwer so blaag is mi dat miendag nich vör de Ogen west, as in den Ogenblick, wo ik an den hütigen Morgen mienen Unkel Matthies tau seihn kreg.

Dor stunn hei in sien Stuw in den sülwigen Uptog as ik, blot dat sien swarte Liefrock en gräunen Jagdsniepel was, un dat sien gelen Hanschen von Hirschleder wieren, un mien von Schapledder, un dat sien witte Snurrbort as en por klore Jestappen rechts un links äwer den Mund dal hung, un mien nah baben upswänzt was un in allerlei verdammte Coulüren spälte.

Unkel! rep ik, as ik rin kam, un mien Haut tründelte vör mi in de Stuw rin, so verfiert ik mi. — Jung', rep hei, wat willst du? — Wat willst du? raup ik. — Ik will dat, wat du nich willst! seggt hei. — Ik will jo! rep ik. Un ik bün jo man, set't ik hentau, hier in desen Uptog blot nah di ruppe kamen, üm di tau seggen, dat ik nu fast bün, un wull di bidden, du süllst man wedder mien leiw oll Unkel blieben. — Wullst du dat? säd hei un set't sik in sienen Lehnstaul un kek mi so nahdrücklich in de Ogen. Na, denn will ik di man seggen, ik wull ok in desen Uptog nah di henkamen un wull di en Beten verfieren. Ik weit dat ut

mien Sodatentieden: so'n Beten Verfieren, dat rammelt den Minschen nüdlich tausam un rappelt em up, denn denn kümmt de Schimp mit in't Spill. — Un, Jung', säd hei un stunn up un läd mi de Hand up den Arm, ik will di nich in den Weg stahn un di in den witten Bagen von dien Glück en Krünkel maken, denn dat lütt Mäten is för di geburen, un dat Mäten is gaud! — Un dorbi knep hei mi den Arm mit siene olle breide Fust tausamen, dat ik dacht: wenn sei so is, denn is sei mihr as gaud.

Mien Unkel gung nu hen un halt en Glas von sienen ollen Portwien un säd: Kumm her, Jung', stärk di ierst! Wo willst du't denn anfangen? — Je, segg ik, wenn ik dat wüßt! — Sett mal den Bein hier up den Staul, seggt hei. — Wat sall dat? frog ik. — Nicks nich, seggt hei un knöpt mi de Strippen von de Hos', mit en Fautfall möst du jo doch beginnen, un dit künn di strämmen. — Na, segg ik, du fängst gaud an. — Wat sik hürt, hürt sik, seggt hei. Ik hew dat miendag nich sülwst dörchmakt, äwer ik hew dat ümmer up Biller seihn. Wat seggst du äwer man? Täuw! Ik will di unner de Arm griepen! un dorbi ret hei hastig sienen Drahkasten up un flie'te in den Uttog rüm, worin hei sien heiligsten Schätz hadd. Un — richtig! dor kam hei mit sien Stammbauk tum Vörschien. Dat geschach man selten, un wenn hei't anrögen ded, denn geschach dat blot des Abends, wenn Allens so recht still was. Denn treckt hei sik ierst reine Wäsch' an un sien bestes Tüg un set't rechts un links en por Lichter up den Disch, slog deip in Gedanken Blatt för Blatt üm, las all de Vers' un höll mit swarte Krüzen dat Dodenregister in Ordnung. Den annern Morgen was hei denn sihr weikmäudig, un dat letzte Mal kam hei nah mi 'rüm un säd: So vel ik weit, lewt man noch Ein; dat is Krischan Bünger, den ollen Snieder Bünger sien Sähn, de mit mien Öllern Hus an Hus wahnen ded. Sei seggen jo,

hei sall Duhrschriewer in Parchen sin, un wenn mi Gott dat Leben lett, denn will ik em desen Sommer besäuken.

Hier! säd hei, as hei ditmal dat Stammbauk 'rute halt un up den Disch leggt hadd, hier sett di dal un säuk di en Vers ut un lier en di utwennig. Dor stahn weck in, de kannst du tau unsern Herrgott in'n Himmel beden, denn ward sik ok woll ein för dat beste Mäten up de Jerd finnen. — Unkel, säd ik un nam dat Stammbauk in de Hand un bläderte dorin 'rüm, ik weit, wat ik dauh: ik red so, as mi dat üm't Hart is, un mi is hüt morgen ganz besonders üm't Hart. — Ok gaud, mien Jung', säd mien Unkel, un viellicht noch beter! Äwer denn mak nu ok! Un täuw! set't hei hentau, as ik mi tum Gahn umdreihn ded, di hängt jo de witte Band von't Vörhemd 'ne halw Ehl den Puckel dal! un gaf mi sienen Segen un stoppt dat En'n Band unner't Halsdauk. So, nu gah mit Gott!

Ik güng denn, äwer as ik ut de Husdör kam, dunn haust wat baben mi, un as ik ruppe kek, dunn lag mien Unkel Matthies in dat halwe Finster un nickt un plinkt mi tau, un jedesmal, wenn ik mi in de lange Strat ümkek, denn nickt hei un weiht mit sien rodbunt Taschendauk ut dat Finster rut, dat mi angst un bang würd, de Lüd mügten marken, wovon twischen uns de Red wier.

Nu künn ik hier 'ne Geschicht vertellen; ward mi äwer woll häuden. So glatt, as dat in de Romanen steiht, geiht so'ne Angelegenheit in de Würklichkeit nich af. Unner Hunnert maken Nägen un Nägentig up desen Gang de spaßigsten Dummheiten, un wenn ok alle de Hunnert als de glücklichsten Brüjams taurügg kamen, warden doch die Nägen un Nägentig tau sik seggen: Gew de leiw Gott, dat wi nich wedder in de Lag' kamen; süllen wi äwer tum tweiten Mal de Sak äwernehmen, denn willen wi't kläuker anfangen. — Gott lat mi nich wedder in de Lag' kamen!

Nah en annerthalw Stun'n kam ik denn wedder taurügg, glücklich bet unner den Hauttöppel, un mag ok woll dornah utseihn hebben; un dor ik mi in mien einsam Junggesellenleben de dürigte Mod anwendt hadd, mit mi sülwst tau snacken, so kann ik nu bi ruhige Besinnung de Lüt dat nich verdenken, wenn sei mi, as ik de Strat hendalen kam, en Beten ut den Weg güngen un mi scharp nahkeken, ob mien Bein ok woll so declamirten as mien Hän'n. As ik nu noch so'n Raudener drei von mienen Unkel sien Hus af bün, stört't hei mi all entgegen un föll mi üm den Hals, denn hei hadd de annerthalben Stun'n lang achter de Husdör stahn un up mi lurt, un rep: Holt dien Muhl! Holt dien Muhl! Ik weit Allens; un wennihr ward de Hochtied? — Ik tuscht em denn nu un säd: So swieg doch still! Tum wenigsten up de Strat! fat't em unner'n Arm un treckt em mit nah mienen Hus'; doch as wi dor herinne kemen un Fru Bütown grad dat Middag deckte, dunn künn hei sik nich länger hollen, dunn spält sien ganzes Hart Solokolür, un as de Fru em ankek, dunn lücht'ten ut sien Ogen nicks as Trümw', un hei wies'te mit den Dumen äwer de Schuller nah mi hen un säd: Seihn S' dor, Fru Bütown, dor steiht hei — mien Swester-Sähn! Is nu ok en Brüjam, so gaud as Einer! Un as nu de Fru kam un gratulirt un weiten wull, wer de Glückliche wier, hadd ik wedder naug tau tuschen, un as sei weg was, säd hei un kek mi dorbi sihr verdwas an: ik wier en Heuchler, en sihr verstockten! un ik wies'te en swartes Hart, dat ik so'n Glück so lang' verswiegen künn.

Ik müßt mi denn nu man dalsetten un em de Sak vertellen, dunn würd hei denn nu wedder fründlicher un nickt mit den Kopp un säd: schön! — un denn mal wedder schüttelt hei mit den Kopp un säd: dit wier nich ganz nach sienen Sinn; un as ik utvertellt hadd, stunn hei up un makt

en Gesicht, as de Heben in'n Heuaust, wenn hei nich recht weit, ob hei de Sün'n schienen oder regen laten sall; hei schüddelt un nickt, un nickt un schüddelt, un endlich säd hei: hei, för sien Part, hadd't denn doch en ganz Deil beter makt; un frog dunn, bi weckern Vers von dit Kapittel ik denn den Fautfall anbröcht hadd. Ik müßt denn nu gestahn, dat de gor nich tum Vörschien kamen was. Dunn nam mien Unkel Matthies sienen Haut un säd: Na, denn wünsch ik di woll tau spiesen! Un holl di an dat, wat du hest, wat nah kümmt, bitt de Wulf. Du hest vel tau tiedig freiht; de Sak is noch lang' nich in Richtigkeit; en Fautfall hürt tau jeder Verlabung, un de Sak is nich gültig, wenn sei nich mit de beiden Knei unnersiegelt is. Mi tum wenigsten sall't gor nich wunnern, wenn de Kram in de negsten Dag' ut-enanner geiht. Up en anner mal folg mienen Rath! — Somit gung hei.

Trotzdem äwer fung nu för mi eine wunderschöne Tied an, eine wunderschöne Tied! Ik künn ok hiervon wedder vel vertellen, ward mi äwer woll häuden. De höchste Freud un dat deipste Leid möt Einer nich Jedwereinen up de Näs' binnen; un wenn ik nu ok giern glöw, dat all Dejenigen, de dit lesen, manierliche un iernsthafte Lüd sünd, ein oder de anner Hans Quast künn dor doch mit mang lopen un künn up miene Kosten sienen Putzen dormit drieben, un dat müßt mi denn doch sihr verdreiten.

Äwer tau jeden richtigen Honnigkauken hürt en lütt Beting Peper, un doran süll mi dat denn nu ok nich fehlen. Tauierst streute mien Unkel Matthies af un an en lütt Kürnken an, doch as hei sach, dat de Sak von Bestand was, un as hei sülwst up 'ne Visit bi mien Brut ehr Fründschaft west was un sik dor ok tau siene Taufredenheit von dat Fischkaken äwertügt hadd, dunn sport hei sien Gewürz un grep deip in sienen Honnigpott — tau deip, segg ik — denn

nu malt hei alle Lüd, de em hüren wullen, mien Glück so säut vör, bet in mienen Honnigmahnd bald so vel Fleigen summten, dat ik mi nich tau bargen wüßt, un dat bald so vele lustige Geschichten von mi in den Swung' wieren, as wier ik blot tum Vergnäugen von alle Welt nich blot en Brüjam, sondern ok en Brüdjam worden. — Ik würd brüdt, wo ik mi seihn let. Up fief Schritt all grient mi jeder Hans Narr up de Strat an, un wenn ik denn frog, wat dor tau grienen wier, denn säden sei All, as wenn sei sik beraden hadden: Oh, nicks nich! — Kam ik mal des Abends in mienen ollen Dämelklubb — denn dat hadd ik mi gliek vörnahmen, dese Gesellschaft wull ik unner keinerlei Ümstän'n upgeben, ierstens, wiel dat sei miene Gemäudsort sihr tauseggen ded; un tweitens, wiel dat ik sei för miene Bildung sihr taudräglich höll, — na, wenn ik also dor mal hengeröd, denn würd dat en Flustern un en Tuscheln un en Anstöten; de Ein winkt ganz von Fiern mit den Tulpen-stengel, un de Anner ganz in de Neg' mit den Tunpahl, un Geschichten vertellten s' sik, wat de vör de Hochtied seggt hadd, un wat de nah de Hochtied seggt hadd, un wat de Scheper tau sienen Hund seggt hadd; un wenn ik denn falsch würd un frog, wat sei dormit seggen wullen, un ob dat Spitzen up mi sin süllen, denn säden sei All: Gott bewohre! Wie meinen man. — Un wenn ik nu des Abends ut desen Grün'n nich in den Dämelklubb güng, denn makt Fru Bütown ehr leiwe Pepermähl apen un stöhmt mi ümmer ganze, lütte, fiene Prisen in de Näs' un in de Ogen: ob dat so süll? oder ob dat so süll? Sei wüßt ok nich, wo ik dat nu hebben wull. Un sei wier 'ne olle Fru un hadd in ehren Leben all vele Herrn upwohrt, äwer noch keinen, de in'n Brutstand west wier; ik süll deswegen Geduld mit ehr hebben, denn de Sak kem jo nu bald ganz anners. Un wat dat Tüg rein maken anbedrapen ded, dor gew sei mi ganz recht, dat wier

för mien Brut nich gaud naug, denn as sei man hürt hadd, wier de as 'ne Prinzeß upfött un hadd siendag nich ehr Finger in koll Water stippt; äwer ehr Ogen wieren för jede Dun up den Rock all tau olt. Un wenn mien Brut mi negstens mal besäuken wull, so künn sei dat jo dauhn, sei för ehre Person hadd nicks nich dorwedder, un äwer de Spennwew' an'n Bähn un den Stoff up de Comod würd sei jo nich fallen, un an den lütten Provat-Müll-Hümpel, den sei sik tau ehre Bequemlichkeit in de ein Eck von mien Stuw anlegt hadd, würd sei sik jo ok just de Beinen nich verstuken. Un wenn ik des Abends Füer hebben wull, denn künn ik jo dat man seggen — sei wüßt jo dat ok nich — süs wier ik jo ümmer in den Dämelklump gahn, worüm denn nu nich? Un denn set't sei sik vor dat Abenlock un pust un pust, un de Kahlen gläuhten ehr up de dicken Pustbacken, dat ik sei nich anners anseihn künn, as ik müßt ümmer denken: Gott verzeih mi de sweren Sünden! Ik weit recht gaud, dat dit mien Fru Bütown is, un 'ne christliche Wewerwittwe, worüm möt ik denn bi ehr ümmer an de hohen Herrschaften denken, de deip — deip unner uns wahnen up en Flag, wo't sihr heit sin sall? Un worüm föllt mi bi ehr Pusten ümmer in, dat mägliche Wies' up dit Flag ok Einer sitt, de Kahlen anpusten deiht, üm mien schönes Ehstandsglück doch en Beting antauwarmen? —

Hierut kann Jeder afnehmen, dat bi mi de Bedenken noch nich all ut dat Finster rute smeten wieren, un sei süllen noch düller warden, as ik eins Nahmiddags von mien Brut taurügg de Strat entlang gung. —

As ik nämlich an desen Dag de Strat entlang gung, dunn hürt ik all von Fiern groten Larm, de Lüd keken ut de Finstern un vör de ein Husdör hadd sik ok all en lütten Hümpel tausam funnen, de nah de Däl ruppe keken. As ik nu grad an de Dör vörbi gahn will, fohrt de Kürznermeister

Obst äwer sien halwe Husdör 'räwer, as wenn 'ne Billardkugel äwer de Band' sprengt ward, un set't sik mit sien vier Baukstaben in den Rönnstein. — Mein Gott! Gevadder, seggt sien Nawer Gräun, wat makst du dorvon? — Je, dat segg' man mal! seggt de Kürzner, mien Frugenslüd hebben mi 'rut smeten. — Worüm denn äwer? frögt de Anner. — Vadder, seggt de Kürzner un rappelt sik tau Höcht: dat will ik di seggen: mien Fru will, wat ik will, un dat will ik nich.

Wiel mi nu dese Geschicht nicks angüng, so gah ik wieder un denk so bi mi: is doch en nahrschen Spruch! Wat de Kierl woll dormit meint? Mien Fru will, wat ik will, un dat will ik nich. — Sallst dienen Unkel Matthiesen mal dornah fragen.

Ik gah nu also nah em 'rup un vertell em de Sak un segg em den Spruch un frag: Unkel, wat meint de Kierl dormit? — Je! seggt hei un geiht in Nahdenken in de Stuw up un dal, un de Kierl was von sien Frugenslüd 'rut smeten, seggst du? — Ja, segg ik, hei säd't jo sülwst. — Un in den Rönnstein satt hei? frog hei wieder. — Ja, segg ik, dorin satt hei. — Na, seggt mien Unkel nah 'ne Wiel Bedenken, denn ward dat ok woll sien Richtigkeit hebben, denn hett em sien Fru ok woll 'rut smeten, un denn findt de Spruch ok sien richtig Bedüden, denn heit hei: Mien Fru will Herr in den Hus' sin, un ik will ok Herr in den Hus' sin, un miene Fru ehren Willen, den will ik nich nahgeben. Äwer, set't hei hentau, wenn sei in'n Hus' stahn, un hei vör den Hus' in den Rönnstein seten hett, denn ward sei woll Herr in den Hus' sin.

Ik weit nich, mi würd nah dit Gespräk so verdreitlich un beängstlich tau Sinn; von de Sied hadd ik mien Värnehmen noch nich in't Og' fat't. Unkel, säd ik, du kennst mi doch un kennst sei jo ok, wat meinst du denn woll, wer ward von uns Beiden woll Herr in'n Hus' sin? — Je,

seggt hei, sei süht mi gor nich dornah ut, as müggt sei giern vör de Husdör in'n Rönnstein sitten, ik glöw, sei blift leiwer binnen. — Den Deuwel ok! segg ik. — Na, so arg, seggt Unkel Matthies, ward sei dat nu woll nich maken; äwerst so'n liebenswürdig, weiblich Regiment — as de Lüd dat nennen — ward sei woll äwer di ergahn laten, du wardst woll en Beten stramm an ehren Schörtenband anbunnen warden, un wo lütt de Achterflecken an ehr Pantüffeln sünd, ward Ein di nahsten woll von den Pelz lesen känen. — Bang'maken gelt nich! segg ik, ik ward sei mi nah de Hochtied bi den iersten Schepel Roggen wen'n. — Dor verlat di man nich up! seggt mien Unkel. Kennst du dat Sprükwurt nich:

Vör de Hochtied möst du s' wen'n;
Nah de Hochtied is't tau En'n —?

Ne, segg ik, dat's mi ganz wat Niegs! un makt en Gesicht dortau, as hadd mi mien Unkel vertellt, sei hadden mi tum Pabst makt. — Na, denn sett di dal, seggt hei, ik will di 'ne Geschicht vertellen. — Vertell! segg ik. Äwer dien Nutzanwenning lat weg! Ik bün dor all tau olt tau. Kein Bang'! seggt hei. De Nutzanwenning ward dien leiw Fru woll äwernehmen, wenn du mienen Rath nicht folgen deihst.

Ik set't mi also bi mienen Unkel dal, un hei fung an tau vertellen:

Tau Rümpelmannshagen, wo ik miene iersten Liehrjohren als Klutenpedder dörchmakt hew, wahnten dunntaumalen twei junge, schiere Kierls, de ein heit Wulf un was de Smidt in den Dörp, un de anner heit Kiewitt un was de Möller. — De Smidt was en Pfiffkopp un verstunn sienen Kram, de Möller was man düsig, hadd äwer dat Geld. — Na, mit de Tied güng in den Dörp dat Gered: Vaddersch, hest all hürt? De Smidt un de Möller gahn Beid nah den Schulten sien Fiek un Mariek, un sei seggen jo all von de Hochtied tau Martini. — Un dat kam ok so, sei friegten

Beid tau Martini, un de oll Schult rüst't ne Hochtied ut, de säd man: Stah! un wi jungen Lüd von den Hof wieren ok dortau beden, un ik weit dat noch as hüt, wo lustig dat hergüng, denn uns' Schriewer, Ludwig Brookmann, stülpt mi gegen Morgen 'ne Sleifkann vull Duwwelbier äwer den Kopp und säd, as ik falsch würd: dat süll jo man Spaß sin. —

Nah de Hochtied was dat denn nu Allens will un woll; äwer dat wohrt ok man 'ne Tied lang', dunn munkelt dat in't Dörp: Vaddersch, hest all hürt? De Möllerfru sleiht ihren Mann. — Un dat was ok so. — Eins Sünndagsnahmiddags kümmt de Möller tau den Smidt, de sitt in'n Kraug un spält Solo, un de Möller seggt: Na, wat di hüt Abend passirt, dat weit ik ok. — Wo so? frögt de Smidt un steiht up un geiht mit sienen Schwager 'rut. — Na, seggt de Möller, verstell di man nich! Wi Beiden hebben uns schön vermeidt. — Wenn du mien Fru meinst, seggt de Smidt, denn möt ik di seggen, ik hew en gauden Meidsmann. — Ja, seggt de Möller, wenn sei nich tau Hus is. — Kumm mit! seggt de Smidt. Ik hew gistern Swien slacht, un du weißt, mien Fru mag giern Swartsur. Ik will di den Bewies geben. — Sei gahn nu also nah den Smidt sienen Hus', un as sei dorvör stahn, röpt de Smidt: Fieken! — Sien Fru kikt ut dat Finster und frögt: Wat sall ik? — Fieken, seggt de Smidt, nimm mal eins de grote Schöttel mit Swartsur un smiet de mal eins hier nah de Strat 'rut. — Wat? frögt sien Fru. — Du sallst de Schöttel mit dat Swartsur nah de Strat rute smieten. — Gliek! seggt Fieken, und hest nich geseihn, fohrt de Schöttel äwer de halw Dör räwer as hüt morrn de Kürznermeister. Recht so! seggt Smidt Wulf. Un nu, Fieken, smiet uns den Pott mit dat anner Swartsur ok man 'rut. — Dat schüht denn nu ok, un de Smidt seggt: Schön, Fieken, un lat di de Tied nich lang warden, wenn ik hüt Abend lat tau Hus kam.

Dormit geiht hei mit den Möller nah den Kraug taurügg un frögt em: Na? Hest nu seihn? — Ja, seggt de Möller, de is echt. Wo hest dit anfungen? — Up 'ne ganz einfache Wies', seggt de Smidt. — Hest s' inspunnt? Ne! — Hest s' schacht? — Ne, ok nich! — Na, wo hest't denn makt? — Dat will ik di seggen, seggt de Smidt. As wi noch Brutlüd wieren, dunn lurt ik ehr dat af, von wecker Stück Tüg sei woll am meisten hollen ded, un dunn funn ik denn, dat dat en lütten, hübschen, roden, sieden Dauk was, un as sik mal de Gelegenheit gaw, dat wi Frühstück eten hadden, un de Disch en Beten stark vull Gans'smolt smert was, dunn wischt ik mit ehren schönen Dauk den Disch af. Na, nu kannst du di denn denken, wo sei up mi losfohren ded! Ik äwer fot sei rundting üm un küßt sei und säd: Fieken, du hest mi jo! Wat is an so'n Dauk gelegen! So'n Dauk krigst du woll wedder; äwer Einen, de so vel von di hölt, as ik, so'n findst du miendag nich. — Na, sei gaw sik denn nu ok, un as wi nah den Teterow'schen Königschuß wieren, gewünn sei 'n Pott, en schönen Pott; un as sei sik so recht dortau freuen ded, dunn nam ik den Pott un spält dor so verluren mit un — baff! smet ik en up den Stein. Nu fung sei denn en Beten an tau rohren; äwer ik küßt sei un säd: Lat sin, Fieken, 't is beter, dat de Pott intwei follen is, as dat ik mi wat intwei follen hew, denn ik sall uns uns' Lew lang dat Brod verdeinen. Na, taulétzt brok ik ehr noch drei Tähnen ut den Kamm; dunn lacht sei äwer all und säd: Mi sall doch wunnern, ob du mi tum Tetrowschen Harwstmark en niegen wedder schenken deihst. Nu, dat geschach denn nu ok, un so is't denn nu ok bleben; sei is mit Allens taufreden. — Äwer ik möt rinne und möt mienen Solo spälen.

De Smidt gung also in de Stuw un spält Solo, äwer nah 'ne halwe Stun'n kam de Kräuger rinne und säd: Smidt,

kumm rut! Möller Kiewitt steiht buten un süht schändlich ut. — Smidt Wulf geiht also 'rut un dröpt denn nu ok sienen Swager mit en intweiiges Gesicht un en dickes Og un verfiert sik denn nich slicht un frögt: Swager Kiewitt, wat hest nu? — Je, dat segg man mal! seggt de Möller, dat kümmt von dien verfluchtes Geschichten-Vertellen. — Wo so? frögt de Smidt. — Je, frag noch lang! seggt de Möller. Ik hadd dien dämliche Geschicht gaud naug behollen un denk so bi mi, wat bi de ein Swester hulpen hett, kann jo bi de anner ok helpen; probiren kannst du't jo wenigstens. Ik gah also nah Hus, un mien Fru steiht vör'n Speigel un makt sik de Hor tau de Hollännerfru ehren Kaffeklatsch t'recht, un up den Disch liggt ehr beste Huw, un ik segg tau mi: dit trefft sik mal glücklich! un nehm de Huw un denk bi mi: wenn du sei nu in de Waschschöttel in dat smutzige Sepen-water stippst, denn kann sei gaud warden. Na, ik dauh dat, un sei süht jo woll mien Anstalten in den Speigel, un ihre ik mi noch up wat prekawiren kann, fohrt sei mi in dat Gesicht herinne, un as ik segg: Marieken, du hest mi jo, un 'ne Huw krigst du sacht wedder! dunn röpt sei: Ja, ik hew di! Un för de Huw sallst du dien richtig Deil ok kriegen! — Un kiek! seggt de Möller un treckt sien Hand von dat dick Og', so hett sei mi taugericht't, un dat üm diene verdammte Geschicht. — Du Dummbort! seggt de Smidt, hew ik di nich seggt, ik hadd dat Stück vör de Hochtied makt? Wat vör de Hochtied helpt, helpt nich nah de Hochtied. — Un dat is de Geschicht, mien Sähn, säd mien Unkel Matthies un stunn up, un wenn du klauk büst, denn kannst du di jo dornah richten.

Ik stunn ok up un stellt mi an't Finster un let mi de Geschicht dörch den Kopp gahn un dreiht mi denn endlich üm un säd: 'Ne dämliche Geschicht, Unkel! Du hest süs all betere Geschichten vertellt. — Ja, lachte de Oll, wiel ik di süs de Nutzanwenning gliek mit gaw, un hier sallst du sei

säuken. — Du wardst doch nich glöben, segg ik, dat ik mien Brut ehr Huw in 'ne Waschschöttel stippen un mit ehren sieden Dauk den Disch afwischen ward? — Du kannst't jo mal probiren, lacht de oll Spitzbauw. — Na, segg ik, dat fehlt mi noch, denn wier ik just bet an den Hacken. — De Oll grient nu ümmer so vor sik hen, un as ik so bi mi denk: oll Lüd sünd wunderlich, wenn't regent, führen s' tau Heu, seggt hei: Jung', wo olt büst du denn eigentlich? — Von mien Öller müggt ik nu in mien Brüjamstied nich recht wat hüren, un ik denk' bi mi: Haha! Fängst du all wedder mit dem Peper an? un ik frag: Worüm meinst du? — Oh, seggt hei, ik mein man. — Denn lat di seggen, segg ik etwas scharp, ik bün den letzten säbenten November ein un viertig Johr west. — Also, seggt hei, dörch de Viertigen büst du dörch? — Ja, segg ik, is di dat viellicht nich tau Paß? — Vör mienentwegen! seggt hei. Mi föllt dorbi man dat Sprückwurt in: wer in de Twintigen nich schön is, in de Dörtigen nich stark, in de Viertigen nich klauk un in de Föftigen nich riek, de kann't man sin laten, ut den ward nicks. Und du schienst mi in de Viertigen noch nich klauk tau sin. — Unkel Matthies, säd ik un richt't mi stur in En'n, wer mi för dumm köft, de ward bedragen; un dorbi müßt ik woll man en sihr dämlich Gesicht maken, denn mien Unkel lacht und säd: Un kannst bi Alledem för di kein Nutzanwenning ut de Geschicht finnen! Jung', dat is jo man en Gliekniß! Wat de Smidt mit den Dauk un den Pott un den Kamm upführt hett, dat paßt sik nich för di; dat weit ik woll. Du möst natürlich wat Anners anstellen. Tum Exempel: trugst du die woll tau, in dienen Öller noch vör de Hochtied en Stückener drei schöne, dumme Streich uptauführen? — Dumme Streich? frag ik. — Dumme Streich! seggt mien Unkel, un ik gah nu in de Stuw up un dal un äwerlegg mi de Sak un dreih mi endlich üm un segg: Ja;

ik glöw, Unkel, ik krieg in aller Geswindigkeit noch en por taurecht. — Denn mak sei, seggt mien Unkel. — Un du meinst ik ward dardörch Herr in den Hus' blieben? —. Mien Sähn, ik glöw dat. Dumme Streich — nich slichte! Süh', wenn sei denn an tau schellen fängt, denn fall ehr üm den Hals un küß sei recht düchtig un segg: Lat man sin, lat man sin! Seih äwer de Geschichten weg, seih leiwer up mien Hart, dat hürt di un sleiht för di von nu bet in alle Ewigkeit. — Un denn, Jung', set't hei hentau, denn kannst du jo ok noch den Fautfall anbringen, denn — du magst seggen, wat du willst — de hürt nu einmal dortau.

Ik äwerläd mi de Sak nu hen und her un säd denn endlich tau mi: Hei 's dien Mutter-Brauder, und sallst em dorin tau Willen sinn un sallst en por maken! un ik makt' sei ok richtig.

Ik künn nu hier de Geschichten vertellen, de ik anstellt hew, ward mi äwer woll häuden! Dat Unglück künn sienen Gang gahn, un de Vertellung künn in miene Fru ehr Hän'n fallen, un sei künn mäglich marken, dat all dese Stückschen afkortet west sünd un dat se in ehre Gaudheit anführt worden is, un sei künn seggen: Holt! dit Spill gelt nich; du hest mit Fisematenten spält. Ik will mal de Korten mischen. — So! die Vörhand hew ik, un nu man rut! Bedein' mi desen un bedein' mi jennen! un nu will wi mal seihn, ob du ut den Ganten büst?

Äwer männigmal, wenn sei nu so as mien Fru still un flietig üm mi herümme geiht un för mi allerwegen sorgt un mi in ehre Fründlichkeit nahgiwt, denn denk ik doch so bi mi: Schäm' di, dat du mit Hinnerlistigkeit tau Wark gahn büst! un ik säd nielich tau mienen Unkel: Weitst wat? Ik vertellt ehr, wo't mit de dummen Streich vör de Hochtied tausam hängt. — Plagt hei di? frögt mien Unkel. Jede rechtschaff'ne Kierl möt af un an en gauden dummen Streich

un en gauden Witz maken; äwer hei darw sei nich sülwst wieder vertellen, denn dann verlieren sei alle Beid' ehre Kraft. Ji leben jo glücklich, dormit wes taufreden. — Je, segg ik, dat seggst du; äwer mi is männigmal so tau Maud, as wenn wi noch glücklicher leben künnen, wenn sei dat Regiment hadd. — Mien Sähn, säd mien oll Unkel Matthies un läd mi de Hand up de Schuller, all dat Glück, wat up dese Jerd mäglich is, föllt meindag nich in eine Hand herinne, begnäug' di mit dat, wat du hest. Un wat den Ehstand anbedrapen deiht, hest du den ollen Jochen Smitten noch kennt? Den ollen Jochen Smitt mein ik, de mit siene olle Fru achtzig Johr olt würd un nahsten mit ehr tausamen an einen schönen Sommer-Sünndagmorrn begraben würd. — Na, de säd mal tau mi — denn ik sülwst verstah nicks von de Sak — Herr Wachtmeister, säd hei, de Ehstand is as en Appelbom, dor sitt Einer in un plückt un plückt; aber de schönsten un rodsten Appel sitten in de Spitz, dor langt Keiner 'ranne, denn dor is de Natur tau kort tau. Wenn nu Einer unverstännig is un mit Gewalt de Appel kriegen will, denn halt hei sik en Staken un hau't de schönen Appel run, äwer ok taunicht, un hau't de Telgen dorbi af, woran de besten Dragknuppen för de Taukunst sitten; de vernünftig Mann lett sei ruhig sitten un täuwt bet up den Späthärwst, denn fallen sei em von sülwst in den Schoot, un denn smecken sei vel säuter. Un dorüm, Jung'. set't mien oll Unkel hentau, un sien oll iernstfast Gesicht sach ok gar tau truhartig ut, kläter dien roden Appel nich vör de Tied von den Bom un täuw bet taum Späthärwst — dien wohrt jo nich lang' mihr — un wenn du dien Fru den letzten schönen Appel bringst, denn vertell ehr ok de Geschicht von dien dummen Streich vör de Hochtied, denn sallst du seihn, denn freut sei sik doräwer.

Das Sündkind.

Von Ludwig Anzengruber.

Dorfgänge. Gesammelte Bauerngeschichten von L. Anzengruber.
Zweites Bändchen. Wien, L. Rosner, 1879.

Ludwig **Anzengruber** ist am 29. November 1839 zu Wien geboren. Sein Vater Johann Anzengruber, von dem er die dramatische Begabung geerbt zu haben scheint, starb schon 1844, als eben seinen dichterischen Arbeiten der lang ausgebliebene Erfolg zu winken anfing. Der in mißlichen Vermögensverhältnissen heranwachsende Knabe besuchte die Realschule und mußte, was ihm diese an Bildung nicht bot, durch Selbststudium ersetzen. Mit 16 Jahren trat er in eine Buchhandlung als Praktikant ein, war dann 1860—1867 Schauspieler und wandte sich schließlich dem Journalismus zu. Den entscheidenden Erfolg brachte 1870 das schnell berühmt gewordene Volksdrama „Der Pfarrer von Kirchfeld", nachdem er es ein Jahr lang mit dem Staatsdienst, als Beamter der Wiener Polizei, versucht hatte. Seither lebt er ganz der schriftstellerischen Thätigkeit, baute anfänglich das dramatische Feld, wandte sich aber auch wieder der schon früher gepflegten Erzählung zu und ist Herausgeber der „Heimat". Dem „Pfarrer von Kirchfeld" folgte ein anderes Volksstück: „Der Meineidbauer", Die Bauernkomödien „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm" (1874), „Doppelselbstmord" (1876), die Schauspiele „Elfriede" (1873), „Die Tochter des Wucherers" (1873), „Der ledige Hof" (1877), ein Trauerspiel „Hand und Herz" (1875), zwei weitere Volksstücke „Das vierte Gebot" (1878) und „'s Jungferngift"; die Stadtkomödien „Ein Faustschlag" und „Alte Wiener", ein Bauernstück „Die Trutzige", eine Posse „Aus'm g'wohnten Gleis" und der Einakter „Die umgekehrte Freit". An Erzählungen erschien der Roman „Der

Schandfleck" (1876), zwei Bändchen Bauerngeschichten „Dorfgänge" (1879), die städtischen Genrebilder „Bekannte von der Straße", die Bauerngeschichten „Feldrain und Waldweg", die Kalendergeschichten „Launiger Zuspruch und ernste Red'" und die bunten Sammlungen „Kleiner Markt" und „Allerhand Humore". Den Roman „Der Schandfleck" hat der Autor jetzt in zwei verschiedene Geschichten zerlegt, deren eine „Die Kameradin" in der Stadt spielt, während für die andere, auf dem Land verlaufende, der alte Titel beibehalten ist. Außerdem ist jüngst erschienen „Der Sternsteinhof"

Der glänzende Erfolg, den Anzengruber als Dramatiker gehabt hat, beruht nicht bloß auf seinen dichterischen und künstlerischen Gaben, auf seinem Geschick im Aufbau wirkungsvoller Scenen, auf seiner Kenntniß der Volksseele und des Dialektes, dessen Schlagfertigkeit den Dialog belebt und beschwingt, sondern auch auf seiner Neigung, den Gegensatz zwischen landläufiger und höherer Sittlichkeit zuzuspitzen auf den besonderen der kirchlichen Moral gegen die menschliche, und hier wesentlich mit auf dem Umstande, daß man des Dichters eigenen Herzensantheil an dem Siege des Geistes über die Satzung aus dem durchgehenden Zuge grübelnder Innerlichkeit herausfühlt. Auch manche seiner Erzählungen haben diesen Katechismusbeigeschmack, der ihrer Glaubwürdigkeit nicht immer förderlich ist: die Geschichte wenigstens „Wie der Huber ungläubig ward" mit ihrem unverkennbaren Gepräge persönlicher Confession scheint uns weit weniger nach dem Leben, als die vom „gottüberlegenen Jakob", dessen felsenfeste Gläubigkeit ihn nicht hindert, den Verpflichtungen gegen seine Heiligen sich mit pfiffiger Legalität zu entziehen. Es will uns bedünken, als seien die wiederholt vorkommenden denkenden Bauern eine Mummerei, in der sich der principiell ausgewiesene Idealismus wieder einschleicht, um dem ästhetischen Dogmatismus ein Schnippchen zu schlagen. Am naturwahrsten und erfreulichsten gerathen dem Autor solche Bilder, wo er mit den reinen Farben des Lebens in natürlichem Licht und Schatten auskommt, wie die von den „Oertlern", oder vom „starken Pankraz". Gleichwohl glaubten wir das „Sündkind" auswählen zu

sollen. Der schwüle Schauer, den die Geschichte durch das Hineinragen menschlicher Fehlbarkeit ins Gebiet des Sacrilegs gewinnt, diese specifische Fluorescenz der Farbe schien uns besonders charakteristisch für die Art unsres Dichters, zumal da auch das Stoffgebiet, aus dem er hier schöpfte, ihn wiederholt angezogen hat (im „Einsamen" und im „Schandfleck") und sogar der Eingang an den des letztgenannten Romans erinnert. In der Behandlung ist von dem Recht der Novelle, nur so viel Vorgeschichte zu geben, als zum Verständniß einer einzigen ergreifenden Scene gehört, der wirkungsvollste Gebrauch gemacht; und so wenig das Ganze an die Weise des Dramas gemahnt, so verräth doch gerade diese eine kurze, fast traumhaft vorübergehende Scene den echten Dramatiker. Scheinbar der bloßen Skizze sehr nahestehend, erhebt sich dies gedrängte Lebensbild durch die Größe der Formgebung weit über jene sonst von unsrem Autor des Oeftern angewandte leichte Umrißmanier. Dadurch, daß er nicht in eigenem Namen spricht, sondern die Erzählung in fremden Mund legt, hat er sich die Aufgabe nicht erleichtert, zumal da es galt, die Ausdrucksweise einer bestimmten Bildungsstufe festzuhalten: um so wirkungsvoller aber ist die sichere Durchführung, bei der höchstens da und dort ein entbehrlicher Pinselstrich an das naturalistische Dogma erinnert, und die Sprache mit ihrer verständniß- und maßvollen Behandlung des Dialektes zeigt, wie wenig eine Theorie, deren unerfreuliche Früchte sich von Tag zu Tag mehren, den feinen Tact des wirklichen Dichters zu beirren vermag.

L.

Nun ja, sagte der Pechleitner, indem um seine Mundwinkel ein Lächeln spielte, das sogleich wieder verflog. Nun ja, das war damals eine verzwieselte Geschicht' mit meiner Frau Mutter, Gott hab' sie selig. Will's meinen, ganz eine unbeschaffene Geschicht'. Vor fünf und dreißig Jahren war's, ich hab' damals meine dreißig gezählt, meine Mutter hat ihre fünf und vierzig voll auf dem Rücken gehabt. Ja, da mögt ihr Augen machen, wie ihr wollt, was hilft's? Es lebt Keiner mehr, der es bezeugen könnt', aber damal, in der Zeit, von der ich red', da könnt' ich's euch an den Fingern herzählen die Leut', die sich besonnen haben, wie früh meine Mutter mannbar war und die sich nicht genug haben wundern können, wie lang sie sich ihr Alter hat gar nicht anmerken lassen. Ich war ihr Erster, das schwächste unter vielleicht einem Dutzend Geschwister, und hab' sie doch alle überlebt; daß ich also recht angieb, vor fünf und dreißig Jahren war ich der einzig Uebrige, der Vater war vor drei Jahren verstorben gewest, und so haben wir, ich und meine Mutter, allein auf unserm Gütel gehauſ't. Es ist uns rechtschaffen vorwärts gegangen mit der Arbeit, na, ich war vollkräftig und ich lüg' nit, viel hat nit gefehlt,

leicht gar nur, um was allweil ein Weib in der Arbeit gegen ein' Mann zurückstehen muß, so hätt' sie mir's gleich gethan. Auf einmal aber ändert sich's in der Sach', sie wird lässig, nimmt um die Mitte zu und das immer mehr und ist auf die Letzt ganz unbeholfen. Na, sie war als eine ehrsame Wittib ausgerufen, nachzureden hat mer sich ihr nichts getraut, hätt's auch Keiner und Keinem rathen mögen! „Die Pechleitnerin ist siech", haben die Leut' gesagt, „die hat schier die Wassersucht." Dabei ist's eine gute Weil' geblieben.

So hab' ich damal alle Arbeit auf mir gehabt, und wie ich an einem Abend hundmüd' nach Haus treff', was find' ich? Ich hab' gemeint, ich brächt' vor Verwundern Maul und Augen gar nimmer zu. Die Stuben voll Weibsleut' aus der Nachbarschaft, die Hebmutter dabei, daß ich's kurz mach', 's ist auf einmal die alte Kindswäsch', die lang vergessen im Schrein gelegen hat, wieder in Gebrauch kommen.

Wie's nachtig worden ist, haben sich die Besuchweiber eine um die andere verloren, 'letzt steh' ich allein, steh' beim Fenster und trommel' an die Scheiben, und je länger ich so steh' und trommel', je verlegener werd' ich, und das hätt' doch ich, weiß Gott, nit Noth gehabt, so kehr' ich mich mit brennrothem Gesicht um und sag': Sollst dich doch schämen, Mutter. Schämen sollst Dich! Da sie nichts red't und nichts deut't, hab' ich meine Pfeife genommen und bin gegangen, wollt' natürlich in der Wochenstuben kein' Qualm verursachen.

Wie ich mit meiner Pfeife zu End' war, da hab' ich mir's überlegt gehabt. Das Reden hintennach, das frucht't rein gar nichts. So war's auch ganz ungehörig und dumm, daß ich meine eigene Mutter vermahnt hab'. Was möcht's auch helfen, wenn sie auf das verkehrte Wesen einging' und von mir eine Lehr' annähm'? Hat sie sich vorderher nit

geschämt, zu was wär' das jetzt hintennach gut? Daß sie sich kränkt? Davon hat doch alle Welt nichts. Auch hab' ich mich besonnen, daß mir Alle entgegen geschrieen haben: Dein' Mutter hat ein Kind 'kriegt! Keins hat gesagt: Du hast ein Brüderl 'kriegt! Gegen der Leut' Reden war ich all' mein Lebtag widerhaarig; was denken sie sich denn, die mit ihrem langen Zopfen und dem kurzen Verstand? Denken's leicht, ich werd' dem unschuldigen Wurm was nachtragen? Und wenn ich gleich kein Herz hätt', so no just nit, schon der Leut' wegen, mein Bruder ist's! Höllsakermenter ös, die ihr die Kinder von einer Mutter auseinander scheiden möcht's!

Ich bin schön still nach der Stube 'gangen, thu' die Thür' auf, da sind's alle Zwei gelegen und haben geschlafen, da hab' ich mich neben das Bett hingesetzt und zu dem Kleinen hinunter gebeugt, erst sauber mir mit dem Aermel das Maul abgewischt und ihm zum Zeichen, daß ich ihm gut Freund sein will, einen Schmatz 'geben; da hab' ich aber 's Richtige 'troffen gehabt, paar Tag' schon bin ich unrasirt 'gangen; das muß ihn wohl gekratzt haben wie mit einem Pferdestriegel, und er hat ein Gezetter angehoben, wie nit gescheidt. Darüber ist die Mutter auch wach 'worden, doch wie sie mich so neben sitzen sieht, wend't sie sich ent' hinüber, auf die andere Seite.

Und wie das halt doch schon gar eigen ist, wieder werd' ich ganz verlegen. Räusper' eine Weil' und sag': Bleib nur in deiner Lag', das Hin- und Umwenden könnt' dir etwa schaden. Und — wie ich mein' — so ist geschehen, geschehen. Und stark ist nit Jeder. Und nit Alle kriegt's Gleiche herum, aber Jeder hat seine Schwäche!

Da dreht sie sich langsam halb über und schaut mich so von der Seit' an; kein' Dirn mit siebzehn, die schon weiß, aber es nit aussagt, ob auf ihrer Kammer die Fensterriegel

hart oder leicht schließen, kann so gottverbotene Augen machen, wie zur selben Stund' mein' Mutter. In dem Stück sind sie Eins die Weibsleut', ob alt oder jung.

Wie die Mutter wieder außer Bett war, da haben wir uns wie voreh' in die Arbeit getheilt, sie ist uns sogar um ein Stück vergnüglicher vorkommen, denn nun hat's auch für den klein' Leopold gegolten. In der Sorg' um ihn sind wir Eins gewesen und sind's geblieben bis zur Zeit, wo er schon ziemlich aufg'schossen war, so daß man hat fragen können, was mit ihm werden soll; da sind wir, ich und die Mutter, uneins geworden und geblieben, gleich vom ersten Mal, wo sie es Rede gehabt hat.

Eines Abends ist's gewesen, der Bruder hat sich mit gleichaltrigen Bürschchen im Ort herumgetrieben, ich saß auf der Bank vorm Haus und rauchte meine Pfeife und die Alte verhielt sich eine geringe Weil über in der Stube, dann kam sie heraus, setzte sich neben mich, fältete eine Zeitlang ihre Schürze aus einander, und wie ihr die glatt genug mag geschienen haben, hebt sie an, aber ohne daß sie dabei mit einem Auge aufschaut: Mein lieber Martin, sagte sie, du bist ein guter Bursch, ich weiß das und allen Leuten giltst du dafür, du hast rechtschaffen das Deine für den Leopold gethan, — vergelt' dir's Gott! — aber es wär' sündhaft, wenn man dich für deine Gutheit zu Schaden kommen ließ, und ein himmelschreiend Unrecht, wenn dir das Deine sollt' durch den Buben geschmälert werden.

Der Eingang hat mir gleich nicht gefallen, es macht mich immer stutzig, wenn Einer mit einer Red' angestochen kommt, die meinen Vortheil voranstellt, es ist das sonst nicht Brauch in der Welt, und Jeder setzt den eigenen zu oberst. Meist soll einem damit der Wasserkübel gewiesen werden, in dem eine Hand die andere wäscht, oder es gilt, mir ein Scheuleder vors Aug' zu thun, daß ich nicht seh',

was Einer knapp nebenan hantiert. Ich sag' also nichts, thu' einen richtigen Zug aus der Pfeife und hüll' mich in einen Nebel wie eine Bergspitz', die keinen guten Tag zu sehen vermeint.

Das war aber ungesundes Wetter für meine Alte, sie fing zu husten an. Daß du aber den rauchen magst? sagte sie. Nun, es werden bessere Tage kommen, wo du dir auch bessern kaufen kannst, wenn wir erst den Poldel nimmer über der Schüssel haben.

Ei, mag er darüber liegen, so lang er will, sagte ich, er hat mich bis dato nicht arm gefressen und wird mich nicht arm fressen; jetzt noch weniger als voreh', wo er nun doch schon sein Theil sich rechtschaffen erarbeitet. 's gedeiht ihm auch, und das freut mich. Ich bin schon ein alter Kerl, viel älter wie er, der Jung' ist gesund, und es müßt' mit ganz verkehrten Dingen zugehen, wenn er mir nicht in die Grube nachsehen könnte und dann . . . Na, du weißt's ja, Mutter, aufs Heirathen hab' ich mich nie eingelassen, werd's auch nicht.

Sag das nicht, meinte die Alte, so was überkommt einen mit einem Male.

Ich nahm die Pfeife langsam aus dem Maul, blinzelte die Frau Mutter schief über an und sagte: Ich weiß davon nichts, aber wenn du es sagst, muß ich es wohl glauben. Ich hab' sie damit necken wollen, meinte auch, sie würd' es nicht anders aufnehmen, denn ich dachte so wenig Uebles, wie damals an Poldel's Wiege, und war mir die Jahr' über gegen sie ganz gleich geblieben, aber da merkte ich, sie war nimmer die Frühere; statt mir, wie ich's erwartete, ohne ein sonderlich streng' Gesicht mein los' Maul zu verbieten, hob sie die Schürze und begann darunter zu weinen.

Das ist mir von Allem das Ueberquerste; ich mag einmal Keines weinen sehen, geschweig' denn gar weinen machen,

und hier wußt' ich mich gar nicht aus, zuweg' und warum eigentlich? Daß ich es da angestiftet hatte, das ärgerte mich in die Seel' hinein, weil ich mir aber keiner argen Meinung bewußt war, so brachte ich es nicht um alle Welt über mich, ein begütigendes Wort zu sagen, wenn mir auch eines oder das andere beigefallen wäre, was just nit der Fall war. So saß ich und hielt meine Pfeife beim Rohr, so handsam wie ein Kind seine Schellenrodel, und mag dabei nicht gar klug ausgesehen haben.

O mein Gott, schluchzte die Mutter unter ihrem percailenen Fürtuch. Jetzt kommt mir's heim! Mein Aelterer erlaubt sich unfeine Reden gegen mich, und was werd' ich erst vom Jungen, von dem Sündkind', anhören müssen, wenn er bei Jahren sein wird und die Leut' ihn verhetzen, was gewiß nicht ausbleibt. Ja, ja, es giebt nur einen Weg, einen einzigen, wo mir der Bursch unverdorben bleibt und ich zu Fried' und Vergebung meiner Schuld komm'. Es muß sein.

Was muß sein? frag' ich.

Ganz muß ich ihn unserm lieben Herrgott hingeben, er muß geistlich werden.

Geistlich soll er werden, deinetwegen? denk' ich. Nun, das ist doch die leichteste Weis', eigener Sünden ledig zu werden, wenn man ein Fremdes dafür büßen läßt. Gesagt hab' ich das aber nicht; wer getraut sich so was der leiblichen Mutter ins Gesicht zu sagen? Ich duck' mich also ein wenig nach vorne über, daß ich nicht anzusehen brauch', was sie auf meine Red' für Augen macht und sag': Ich möcht' mir's an deiner Stell' doch erst noch eine Weil' überlegen, 'leicht möcht' das dem Poldel doch eine zu harte Nuß sein, der er sein Lebtag' nicht auf den Kern kommt, denk' nur, wenn er dein hitzig Blut hat . . .

Mit Eins war sie aufgestanden, geht nach der Thür' und wörtelt dabei, ich sollt' nit so dumm daherreden, der Poldel wär' noch zu jung, um da ein Arg zu haben und ich wär' alt genug, um zu wissen, daß auf der Welt nie Keines sein Lebtag' auf so Hallodereien verfallen möcht', wenn man's nicht darauf führte, und das werd' hier Gottes Hülfe und frommer Leut' Aufsicht wohl verhüten. Damit war sie hineingewischt, und seh' ich nur mehr ihren Rockzipfel zur Thür hineinschwänzen.

So lang sie noch hurtig wie ein Wiesel über Feld und Rain laufen konnte und ihr die Arbeit so flink wie voreh' von der Hand gegangen ist, die Zeit über hab' ich ihr — weiß Gott, — kein unruhiges Gewissen anmerken können; aber mit einmal hat sie angefangen an der Gicht zu leiden und hat ganze Tag' lang, wenn Alles nach dem Feld aus war, mutterseelenallein im Bett liegen müssen, und da schreibt sich's wohl her, daß ihr mein unverhoffter Bruder plötzlich so schwer auf die Seel' gefallen ist. Uebrigens setzte sie ihre Worte so neuartig, daß ich nicht besonders aufzuhorchen brauchte, um zu wissen, es rede noch ein Anderer aus ihr.

Konnt' mir's ja denken, wer! Es war unsers Poldel's Vormund, der Kirchendiener auf unserer Pfarre, ein so richtiger Betbruder wie nur Einer, der hat sie wohl zuerst auf den frommen Vorsatz oder das gottgefällige Werk — wie man's just heißen will, — gebracht und hinterher fleißig darin bestärkt. Ich hab' die Art nie recht leiden mögen, sie mengen sich allzu gern in fremder Leut' Angelegenheiten, und ich denk', gerad' Einer, dem es mit der Frommheit Ernst ist, fänd' dazu keine Zeit und hätt' vollauf mit sich selbst zu thun. Mag mich freilich auch irren, und es kann ja sein, wenn so ein Frommer merkt, er käm' mit sich selber nie zurecht, daß er hergeht und auf fremdem Feld Dünger häufelt; man sollte sich aber vorsehen, denn hinterher können

sie gelaufen kommen und sagen, es wär' Alles auf ihrem Mist gewachsen.

Das mit dem Poldel war beschlossene Sach', die Mutter war damit einverstanden, der Vormund war damit einverstanden, und der Bub' — was wohl vermöcht' man so einem dummen Buben nicht einzureden? — der war auch einverstanden. Was wollt' ich machen? Ich sagte: Thut, wie ihr wollt, aber mich laßt dabei ganz aus dem Spiel; seit ich um die Sache weiß, hab' ich es gesagt und sag' es noch, von mir aus könnte der Jung' all' mein' Lebtag' und darüber hinaus all' sein' Lebtag' da auf dem Hof bleiben. Wenn es Unheil setzt, mir schiebt kein Sandkorn groß in die Schuhe!

Sie spöttelten und sagten: ich würd' meine Füße heil behalten, sie würden mir kein Sandkorn groß Schuld in die Schuhe schieben, 's möcht' sich auch dergleichen bei einer so heiligmäßigen, gottgefälligen Sach' nit auffinden lassen.

Und als ein Jeder im Ort wußte, der Pechleitner-Poldel würde geistlich, da kamen sie ihm zugestiegen und machten ihn hoffärtig, die ältesten Leute baten ihn, wenn er die Weihen hätte, ihrer nicht zu vergessen und sie in sein Gebet einzuschließen, Kinder waren darauf aus, zu erfahren, ob es wahr sei, daß ein Geistlicher mit unserm Herrgott und den lieben Heiligen wie mit seines Gleichen verkehre? Er ließ sie bei dem guten Glauben.

Bald hatte er gar keinen andern Gedanken mehr als den an seine künftige Geistlichkeit, und er mochte stehen und gehen, wo er wollte, da war ihm nichts zu gut oder zu schlecht, um ihn daran zu erinnern. Kam er durch den Garten und sah nach den Gesträuchen, da waren die schwarzen Blattläuse auf dem Hollunderbusch Mönche, die grünen auf den Rosen und anderen Stauden Weltgeistliche, und die Ameisen, die ihnen zuliefen, Laien, und wenn sie so auf-

dringlich mit den Fühlhörnern herumstrichen, so baten sie um Segen und Absolution. Ja, du weißt's, dummer Junge, dachte ich, melken thun sie sie, und da weis' mir einen Pfaffen auf, der dazu still hielte! Wenn du den Spieß umkehrtest und ließest die Blattläus' die Laien sein und die Ameisen die Andern, dann säh' es wie ein richtiges Gleichniß aus.

Er stromte einen ganzen Sommer herum und verstund sich zu keinem Bischen Arbeit, aber wenn ich mit Taglöhnern draußen auf der Wiese heuete oder auf dem Felde schnitt, da geschah es zum öftern, daß er unversehens aus einem Busch hervorbrach und ihnen vorpredigte; das war dem faulen Volk' gerade recht, sie ließen die Arbeit liegen und stehen, schaarten sich um ihn und hörten ihm andächtig zu, und so 'ne ausbündige Frommheit durfte ich ihnen nicht übel nehmen. Die Mutter meinte das auch und fand sein unsinniges Daherreden recht zu Herzen gehend, ja wohl und zwar kurzen Wegs, denn die Straße, die durch den Kopf führt, blieb dabei als ein Umweg seitwärts liegen.

Ich erschrak nicht wenig, so oft ich vom andern Ende des Feldes her meinen Bruder anheben hörte: In der Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern . . . Ei ja, der Herr Jesus sprach in der Zeit, mein Bruder Leopold aber außer der Zeit, ich merkt's, im Nu waren alle Tagwerkerleute davon; einer Arbeit gegenüber, die ihr volles Dutzend Hände brauchte, wußte ich auch nichts Anderes zu thun, als die meinen in die Hosentaschen zu stecken und zu warten, bis der dort drüben „Amen“ sagte.

Am Ende war ich recht froh, als mit Herbstanfang die Mutter und der Vormund ihn zwischen sich auf den Wagen nahmen und nach dem Seminar fuhren. Ich gab ihm die Hand und sagte: Poldel, bleib brav, auch wenn du ein Pfaff' wirst!

Er lachte und damit fuhr er hin.

Sein sollte es einmal, er hatte kein Bang und ging blind auf ein Ziel los, von dem er so viel wußte, als eben ein Schuljung' davon wissen konnte. Es war besser, nichts zu sagen und ihn bei Courage zu lassen. Ich mein' immer, darauf sollte man Keinen lernen lassen, wie aufs Tischlern, Weben und Schneidern. Ei ja, was den Pfarrer in der Kirche ausmacht, das mag Einer auf die Art wegkriegen, aber wenn ihm Eines gerannt kommt, das in seinem Herzen kein heiles Fleckel mehr hat, und schreit: Jetzt hilf du! da muß er sich auswissen, die wundeste Stell' muß er herausfinden, und gleichschauen muß es, als langt' er in' Himmel, faßte des Herrgotts Hand und legte sie auf das Gebrest. Das läßt sich nicht erlernen. Ich lob' mir meinen Pfarrer weit da drüben im Gewänd', den alten eisgrauen Mann, der erst mit der Welt fertig geworden ist, eh' er sich hat weihen lassen.

Nun, wie auch, — der Mensch ist einmal so thöricht, verlauft Etwas hundertmal im Gleichen, da merkt er wohl, das wär' so Regel auf der Welt, kommt ihm aber die Regel ins eigene Haus, so hofft er auf eine Ausnahm'. Der Arzt kann gleich siech sein wie der Kranke und doctert doch nicht an sich selber herum.

Hätt' ich's damals wissen können, welch' Weges der Jung' eigentlich dahinfährt, ich hätt' als sein bluteigener Vormund den andern und die Mutter vom Sitzbrett gejagt und ihn bei mir behalten.

Sechszehn Jahr' hat er damals gehabt, und unsre Mutter war im umgekehrten Alter, das heißt, bei ihr ging der Sechser voran und der Einser hintennach. Wenn sich ab und zu eine Gelegenheit schickte, fuhr sie in die Stadt und sah im Seminar nach, wie es mit dem Poldel vorwärts ginge und ob er nicht schon einen kleinen Ansatz zu einem Heiligenschein hätte, wär's auch nur ein Fünkchen wie von einem

Johanniskäferl, natürlich auf dem Kopf und nicht da, wo's diese Würmer haben, bei denen es auch gar nichts Heiliges zu bedeuten hat.

Zwei Jahr' war er vom Hause weg gewesen, da bettelte ihn die Mutter auf ein paar Tage los, brachte ihn zu uns, und da hab' ich ihn das erste Mal wieder zu Gesicht bekommen. Zur selben Zeit befand sich auch eine entfernte Verwandte bei uns auf Besuch, ein dralles Stück Weibsbild, die Lustigkeit und die Gesundheit selbst, zu der hielt sich der Bursche am liebsten. Trotz seiner achtzehn Jahre sah er noch kindisch genug aus, und das machte er sich zu Nutze, kälberte mit ihr und die zweimal so alte Ursel lachte über den „klein' Vetter Poldel", wie sie ihn nannte, ich aber dachte mir mein Theil.

Weiß nit, wann es gewesen, als er seine erste Mess' las, aber Wägen waren nit genug im Ort aufzutreiben, Alle, die ihn kannten, wollten dabei sein. Das hat also die Alte noch erlebt, auch das noch, daß man ihn in einem nahen Kirchensprengel einem kranken Pfarrer zur Aushülf' zutheilte. Nun war er ein richtiger Geistlicher, und dazu hatte er es in acht Jahren gebracht und gerad' in diesem achten Jahre, legte sich die Mutter hin und starb. Zuletzt hat sie mir noch etwas sagen wollen, — vielleicht, wer Vater zu dem Poldel gewesen, — aber sie vermocht's nimmer, und das war mir auch lieber, ich hab' es ihr nie anthun mögen, daß ich dem nachgefragt hätt'; und einen Lumpen oder 'ne Letfeigen mehr auf der Welt zu kennen, um das war mir's nit zu thun.

Beim Begräbniß der Mutter war der Le'pold zugegen, auch die dralle Bäuerin war da, und etliche Dirnen, mit denen er seinzeit barfuß durch die Stoppeln gelaufen, drängten sich an ihn, beileidshalber war ihr Vorgeben, wollten aber eigentlich nur hören, daß er sich ihrer noch

entsinne. Er wich einer Jeden scheu aus und gab Keiner die Hand, wie zuthunlich sie sich auch gehaben mochte. Sonst immer hatt' er ausgesehen wie Milch und Blut, jetzt hatte er ein ungesund Wesen, keine Farbe, eingefallene Wangen, und die Augen lagen ihm tief drin, er sturte damit nach dem Erdboden und hielt keinem fremden Blick Stand. Mir gefiel's nicht. Als er nach der Leiche auf den Wagen stieg, faßt' ich seine Hand und sagte: Was ist dir, Bruder?

Nichts, sagt' er.

Es dürft' dir doch was sein, meinte ich.

Da verzog er das Gesicht, als sollte das gelacht sein, sagte nochmal, ihm wäre nichts, und setzte hastig hinzu: Willst nicht einmal hinüberkommen nach Rodenstein auf unsere Pfarre? Es ist hübsch dort.

Werd' schon kommen, sagte ich. Behüt' Gott, Bruder!

Behüt' Gott, Martin! ruft er und fährt seines Weges.

Sonntags darauf bered' ich meinen ältesten Knecht, daß er heimbleibt und das Haus hütet, und geh' hinüber nach Rodenstein. Nun ist das ein gut' Stück Weg, und wenn man einmal, den Wald durch, zu höchst angestiegen ist, so geht er etwa eine Viertelstund' lang unter lauter Weißbirken dahin. Es ist mir das kein lustiges Holz. Wo es sein recht' Gedeihen hat, da ist der Boden locker, die Stämm' stehen einschichtig empor, die Sonn' brennt durch das wenige Laub, und die weiße Rinde sieht aus wie gebleichtes Bein. Den Tag traf ich's gar übel, Morgens war ein Strichregen niedergegangen, und jetzt stachen glühheiße Sonnenstrahlen von einem Himmel nieder, der keine Farb' annehmen wollte, wie unter einem Schleier lag Alles, aus der Erd' stieg ein Brodem auf, daß man in Schweiß und mit halbem Athem sich vorwärts mühte.

Freilich hätt' es mich fünf Viertelstund' Umweg gekostet, wenn ich unten um den Berg hätt' herumgehen wollen, aber

dort führte ein Steig durch den Wald, beidseitig stand junges Holz und verästelte sich oben unter einander, daß man wie in einem Laubengang dahinging. Nun war ich aber einmal oben und dachte, Gott behüte jeden Christenmenschen vor einem birkenen Lebensweg, und es überkam mich wie eine Ahnung, ob nicht etwa mein Bruder auf einen solchen gerathen wär' und sich seitab davon viel besser befinden möcht'?

Du lieber Gott, wie viel Dinge auf der Welt erwecken in dem Menschen ein Verlangen nach ihnen, und das kann bis zur unvernünftigen Begier anwachsen, daß sich Einer dann nimmer aus noch ein weiß. Da stehen allen voran für die Burschen die Dirnen und für die Dirnen die Burschen. Hatt' auch 'mal einen Schatz, war mein Gespiel von Kind auf, und wir Beide waren noch was zu blutjung, um ernstlich zu meinen, wir könnten's ernst meinen; aber wie sie mir einst vor meinen Augen im Weiher ertrunken ist und wie ich an ihrer Todtenbahr' die lange Nacht über gesessen bin, wie sie lag, lang, bleich, kalt, die frohgemuth'ten Augen eingefallen unter den halb zugedrückten Lidern, da hab' ich mir's ein für alle Mal bedeutet sein lassen. Noch hab' ich meinen Schatz, denk nicht, ich hätt' ihn in die Erde gelegt; denn ich hab' sie mir nachmals immer vorgebildet, wie sie gelebt hat, so frisch an Farb' und Aussehen, so manierlich von Hand und Geberd' und so tänzlich und hüpferisch in Schritt und Gang. Hab' nichts von ihr behalten als das Anschauen und hab' mich zeither auch an Allem und Jedem damit begnügt. Verlang mehr, schon hast du Neid und Ungunst im eigenen Herzen, oder in fremden wider dich; laß dich ein, und es giebt schon Ungelegenheit, Alles hat man im Anschauen, wenn man nicht Eines für sich will, Eines kann man auch wieder verlieren, aber Alles haltet aus. Das ist mir gekommen von selbst, hat mir Niemand gesagt: Du sollst

nicht verlangen! Hat mir Niemand gesagt: Du mußt entsagen!

Sag' ich Einem: Sei zufrieden! — ei, so mach' ich ihn selber darüber grübeln, daß er etwa Ursach' hätt', es nicht zu sein, und grübelt er rechtschaffen, so findet er wohl bald eine heraus. Sag' ich Einem: Entsage! — da mahn' ich ihn daran, daß er ein Verlangen haben könnt', und mag er bis zur Stunde keines gehabt haben, es wird sich einstellen. Ich bildete mir lange ein, keines zu haben, weil ich mich mit dem Anschauen zufrieden gäb', aber da fiel mir ein, eben darnach stünd' mein Verlangen, ich braucht' nicht einmal das Augenlicht zu verlieren, nur in einer unschönen Gegend hausen zu müssen, wo mir unsaubere Leut' unter den Augen herumliefen, so wär' mir das Leben verleidet. Nein, dem Verlangen entgeht Keiner im Leben, und dem Entsagen kommt er nicht aus, und keine Lehr' und keine Predigt hilft dagegen oder dafür. Die Welt ist nicht da zum Verlangen und die Welt ist nicht da zum Entsagen, sie ist da — mein' ich — zum Arbeiten, und was Einem zwischen Begehr' und Verwehr' werden mag, das soll man ihm nicht neiden und nicht verleiden.

Nun sitzt der jung' Mensch da unten auf der Pfarr' und weiß von all' dem so viel wie ein zweitägiger Hund von der Farb', die sein Balg hat.

Ich kam nach Rodenstein, mein Bruder war noch in der Kirche, so ging ich dahin und sah ihn auf der Kanzel stehen und hörte ihn predigen.

Er wetterte gar nicht schlecht von Höll' und Teufel und mocht's schon eine Weile so getrieben haben, denn die Leute saßen alle da, als ob ihnen himmelangst wäre. Ei, du mein hochwürdiger Herr Bruder, dacht' ich, hebst du es auch beim verkehrten Ende an? Machst du auch die Leute fürchten?

Furcht und Sorg' haben die so genug aus erster Hand, von Zeit ab, wo sie das Feld bestellen, bis wo sie die Ernte unter Dach bringen und darüber hinaus. Giebt's ein gesegnet Jahr oder Mißwachs? Kommt Frost, Schauer, Fäulniß, Dürre und Brand, oder bleiben sie davon? Und wenn, drückt der Ueberfluß die Preise, oder schnellt sie der Wucher in die Höhe? Nein, Bruder, fürchtenshalber möcht' ich auf keiner Pfarre sitzen, Trost brauchen die Leute, guten Muth solltest du ihnen machen; wer hier auf Erden sein' Tag' nicht froh werden mag, der bleibt wohl auch im Himmel ein trauriger Narr.

Und dann redete er weiter im Texte von dem Teufel als Verführer und von all' den seinen bösen Eingebungen. Ach, laßt alle Versuchung Jedem aus dem eigenen Herzen aufsteigen, mit dem kommt er wohl zurecht und ringt es ihm ab, daß es noch zu letzter Stund' sich vom schlimmen Wege kehrt, setzt ihm aber keinen Teufel, der ihm überlegen ist und dem er alles Verschulden in die Schuh' schieben kann, zur Ausred'! Und als ich den Jung' so anhörte, wie er zu sagen wußte, was all' für üble Gedanken dem Menschen kommen und wie sie ihn meistern können, da schüttelte ich den Kopf und dachte mir: Wenn du es anders woher als aus deinen Büchern hast, dann magst du dich nur selber fleißig bekreuzen und segnen!

Daran scheint er aber nicht gedacht zu haben, denn zum Schluß hat er noch ein groß' Geschrei erhoben, mit den Fäusten auf der Kanzel getrommelt und Allen zusammen gedroht, der Teuxel werde sie holen — und die Leute haben dazu „Amen“ gesagt. Ich hab' mir sagen lassen, das hieße auf deutsch: So soll es sein! Nun, wenn sie das zufrieden waren, dann gab es auf keinem Fleck der Welt einen unnützigeren Menschen als meinen Bruder Seelsorger zu Rodenstein.

Als er von der Kanzel herabgestiegen war, drängte ich mich durch die Leute nach der Sakristei, dort ließ er sich das Chorhemd über den Kopf weg ziehen. Wir gingen dann nach dem Pfarrhof, der lag ein klein wenig seitab hinter der Kirche, die frei auf dem Platze stand.

Es war noch nicht Essenszeit, so gingen wir denn eine Weil' im Garten auf und ab. Nun, sagte mein geistlicher Herr Bruder, du hast mich heut' mal wieder von der Kanzel gehört, mach' ich dir's nun besser zu Dank, wie einstmals auf dem Feld?

Hm, brummte ich, könnt's nicht sagen, damal war's Kindspiel mit großen Leuten, heut' scheint's mir Leutspiel mit großen Kindern.

Du Krittler, lachte er. Nun, Gedanken sind zollfrei, nur laß dir davon nichts merken.

Nein, sagt' ich, das bin ich nicht Willens. Ich werd' meines Bruders Gewerksweis' nicht verschimpfiren, möchtest du was immer für eine haben; wärst du beispielsweis ein Schuster und ließest das ganze Dorf in engem Schuhzeug herumhinken, ich sagte nicht: Mein Bruder ist ein schlechter Schuster! Aber da darauf möchten wohl die Leute von selbst kommen. Was predigst du auch gerade so, wie du thust?

Ei, rief er ärgerlich, lehr du unser Einem Bauern predigen!

So, so, sag' ich und deut' ihm nach dem Fleck, worunter Einer das Herz sitzen hat. Du holst es also nicht von da heraus? Meinst du auch mit ausgetüpfeltem Wesen und gemachtem Wetter den Leuten in die Seel' hineinreden zu können? Ei, was doch euer Einer sich wohl vorstellt daß die Leute für eine Seel' hätten?! Das ist mir ein stolzer Hammel, der nicht immer vorläuten will und die Glock' gern zeitweis in den Sack schöb', hätt' er einen. Bald werden

Alle so gescheidt sein wie du, und du wirst ausgetüpfelte Sittenlehr' und gemacht' Christenthum haben, so weit dein Sprengel reicht.

Darauf legt er mir die Hand auf die Achsel und sagt: Martin, das verstehst du nicht. Sag mir lieber, warum ihr Bauern es nicht der Gräfin von Thurnschart nachmachen wollt, die zwar in der Umgegend die närrische Gräfin genannt wird, aber ihre Felder so bewirthschaftet, daß sie auf magerem Grund des Jahres zweimal erntet.

Die närrische Gräfin, sag' ich darauf, hat leicht zweimal fechsnen, und wenn wir mehr auf einen Acker wenden wollten, als er trägt, dann träfen wir's auch. Aber, Bruder, das verstehst du nicht.

Da schreit auf einmal Eines: Angericht' is! Und unweit auf dem Gartenweg steht ein Frauenzimmer, so groß und stark, daß sie für Drei von gewöhnlicher Art ausgereicht hätt', hat auch ein dreifach Kinn gehabt. Mag einmal eine saubere Pfarrerköchin gewesen sein, jetzt war sie nur Köchin auf der Pfarre, von Sauberkeit hätt' man ihr nichts nachsagen können. Hinter ihr ist ein langes, spindeldürres Ding dahergeschossen kommen, ein Dirndel, etwa sechszehn Jahr' alt, hat im Gesicht gelb und ganz verhutzelt ausgesehen, nur ein paar Augen brannten ihr darin und die warf sie herum wie ein Falk. War das Einzige an ihr, was sie mit Vortheil gebraucht hat, denn mit Händen und Füßen hat sie sich nicht zu lassen gewußt, da täppte und läppte sie damit so eckig und unbeholfen, daß es ein Jammer war.

Wie die Dicke sieht, daß mich mein Bruder nicht verabschiedet, sondern an der Hand faßt, kommt sie näher, und der Leopold sagt zu ihr: Wir haben heut' meinen Bruder Martin da.

Je, der Bruder Martin, sagte sie. Nun, versteht sich, daß der mitkommt auf einen Löffel Suppe.

Ich mein', es thät' sich nicht schicken, daß ich jetzt mit zu Tisch käm', wo der Herr Pfarrer gar nit um mein Anwesendsein gewußt hätt', aber die Andern sagten mir, der wär' gar nit dabei, der läg' krank.

Macht's wohl auch nimmer lang, sagte die Dicke und blinzelte meinem Bruder zu, und das Dirndel lachte vor sich hin.

So sind wir all' Viere, wie wir waren, in das Pfarrhaus gegangen und haben uns zu Tisch gesetzt. Ich brauch' wohl erst Keinem zu sagen, daß es den Tag mein Schnabel gut hatte, denn in einem Pfarrhaus ißt man nicht schlecht und nicht wenig.

Abends, wie ich bereit war zu gehen und mein Bruder, mich ein Stück Weges zu begleiten, nimmt mich die Dicke bei der Hand und führt mich ein wenig zur Seite. Der Alte lebt nur mehr von heut' auf morgen, sagt' sie, und dann soll es dein Bruder gut bei uns haben; sie werden ihm sicher die Pfarre geben, denn sie sind mit seinem Eifer recht zufrieden.

Mit seinem Höll'- und Teufelseifer? denk' ich. Nun ja, wenn nur die Herren mit ihm zufrieden sind —. Sag' zu der Pfarrköchin, daß ich doch auch was rede: Das wär' mir Alles recht lieb zu hören. Damit wenden wir uns, und ich seh' die spindelige Dirn mit dem Leopold flüstern.

Wir gingen, und als wir Rodenstein hinter dem Rücken hatten und auf das freie Feld kamen, sagte ich: Geht es deinem Pfarrherrn wirklich so schlecht?

Sehr schlecht, sagte mein Bruder.

Sag mir, fragte ich weiter, ist das dicke Weibsstück durch ihn auf den Pfarrhof gekommen?

Ja, antwortete er, die ist sein'zeit mit ihm gekommen, und er haus't mit ihr seit fünfzehn Jahren.

So, sagt' ich, und wer ist denn das klebere Dirndl?

Ihre Tochter, bescheidet er mich.

Ist sie denn als Wittwe bei dem Pfarrer in' Dienst eingestanden? frag' ich ganz dumm.

Nun, schmunzelte mein Bruder, du mußt gerade nicht Alles wissen.

So, so, sagte ich, nun begreif' ich freilich, daß sie sich noch gewichtiger macht, als sie schwer ist, und das will bei ihr was sagen. Sie thut ja just, als hätt' sie die Pfarre in Bestand und den jeweiligen Pfarrherrn dazu. Sagt' sie mir doch, du würdest für sicher darauf kommen, und meint dann auch ihrtheils darauf verbleiben zu können.

Sie denkt sich halt aus, was sie wünscht, brummte Leopold.

Ja, sag' ich, und würd'st du sie denn bei dir behalten wollen?

Ei, sagte er, das ist leeres Stroh gedroschen, ich kriege die Pfarre ja doch nicht. Und dabei sah er aus, als wäre er bei dem Gedanken, sie nicht zu kriegen, getroster, als bei dem, daß sie ihm werden sollte.

Unter den Reden waren wir zur Brücke gekommen, die über den Rodensteiner Mühlbach führt, von da an sollte mein Weg allein gehen. Hundert und einige Schritte weiter, den Berg hinauf zu, lag die Mühle, wir sahen durch das Laubwerk das weiß' Gemäuer hervorschimmern, das Rad hatten sie gestellt, es war nichts zu hören als das Rauschen des Wassers und einzelner Vogelruf, vor uns am Himmel hing der Mond, eine schmale, kaum sichtbare Sichel, und hinter uns standen tiefrothe Wolken über der Sonne. Ich kann nicht immer darauf Acht haben, was die Welt um mich für ein Gesicht macht, aber da konnt' ich's gerade, und es kam mir Alles so friedsam vor, daß ich lange stillstand, so sacht Athem holte, daß sich mir kaum die Brust hob, und

dachte, das Leben wär' doch eigentlich gar ein einschmeichelnd Ding.

Als ich meinem Bruder die Hand darreichte, verspürte ich die Bretter unter mir leicht schüttern, merkt', da käm' Eines von entgegengesetzt über die Brücke, eh' ich mich aber umsehen mag, wer es ist, daß ich ihn vorbeilasse, seh' ich meines Bruders Augen groß werden und die wenige Röthe, die er hat, ihm ins Gesicht steigen, ich wend' mich also, und vor uns steht eine Dirn, wie ich aus Gruß und Dank erfahr', desselbigen Müllers Tochter und Marie-Lies' geheißen.

Ja, das war 'ne Dirn! Jed' Glied wie gedrechselt, wellig bauschte sich das goldgelbe Haar über der Stirn auf und fiel rückwärts in schweren Zopfen herunter, aus großen, kornblumenblauen Augen hat sie eben so klug wie treuherzig in die Welt geguckt, die Nase war ein ganz klein wenig oben gebogen und stand unten gar zierlich rundrandlig weg, ihr Mund war gar lieb, nicht größer und nicht blässer wie eine Kirsche, das ganze Gesicht so weißroth wie eine gesunde Apfelblüh', nicht rund, als wollt's die Backen sprengen, und nicht eingefallen, am Kinn hat sie ein Grüberl gehabt, und auf einem Hals ist das Köpferl gesessen, der war so drall und doch so bewegsam —, ei ja, wenn mir's nur beifiele, wie der war! Aber so geht's, wenn sich so ein alter Schüppel, wie ich, darauf einlassen will, eine junge Dirn zu beschreiben; aber ich vergeß' es all' mein Lebtag nicht, wie Müllers Marie-Lies' zu Rodenstein ihrzeit ausgesehen hat.

Nun damal hat sie an ihrer Schürze ein wenig gedreht und gesagt: Hochwürden, weil du schon da bist, willst nicht ein wenig zu uns hinein ins Haus kommen? Meine Eltern möchten sich freuen.

Da hat er mir die Hand gedrückt und ist ohne ein Wort still mit ihr dahingeschritten auf dem Weg, der zur Mühle führte.

Ich hab' ihnen Beiden nachgesehen, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren und bin dann ausgeschritten. Ich weiß es nicht, was es war, aber es wollte mir den ganzen Weg über nimmer so froh werden, wie mir's gerade noch vor wenig Augenblicken gewesen war. Als ich auf der Anhöhe durch den Birkenwald ging, der in vollem Mondlicht lag, daß alle Stämme gleisten wie verkalkte Knochen, da fiel mir mein Bruder ein und der birkene Lebensweg. Ja, da muß die Sonne schon hinunter und die Nacht kühl sein, wenn man da ohne Beschwer gehen will.

Der alte Pfarrer von Rodenstein hatte zwar nur von heut' auf morgen zu leben, aber er theilte sich's so genau ein, daß er noch gut drei Wochen damit ausreichte und erst in der vierten starb. Zu seinem Begräbniß wurde ich von meinem Bruder eingeladen, ich ging hinüber und sah mir's an. Die dicke Pfarrköchin fuhr sich ein paarmal mit dem Sacktuch übers Gesicht, und die spindelige Pfarrdirn warf wenigstens ihre Augen nicht, wie sonst, herum.

Mein Bruder segnete die Leiche ein. Es ist zwar sonst nicht Brauch bei uns Katholischen, daß man Einem ins Grab nachredet, aber der Bruder meinte, es würd' die Gemeinde erbauen, wenn er ein paar Worte über den Seligen sagte, und so standen die Leute um das offene Grab her und Leopold zu Häupten und hielt eine Ansprache.

Anfangs schaute er in die Grube hinunter nach dem Sarg, als er aber das gute Beispiel, das der Verstorbene gegeben hatte, den Umstehenden ans Herz legen wollte, hob er den Blick und sah auf uns; mit einmal, mitten in der Red', blieb er stecken und fand sich erst mit Müh' weiter in seinem Text. Ich hatte gleichzeitig scharf aufgelugt und wußte, was es war. Unweit von ihm stand Müllers Marie-Lies', sie hörte andächtig zu und ließ kein Auge von ihm; gerad' als hätt' er ein Empfinden davon, blickt er hastig nach

der Richt', steht Aug' in Aug' mit ihr und vergißt auf das zweitnächste Wort.

Es war hoch am Mittag, als wir auf den Pfarrhof zurücktrafen, der war heut' 'was aus der Ordnung gekommen, und wir mußten mit der Mahlzeit zuwarten, so trieben wir uns denn im Garten herum. Mein Bruder lehnte sich zwischen den Büschen über den Zaun, und sein Schatten fiel über den schmalen Rasenstreif, der außen hinlief und über den Fußsteig neben.

Leute gingen vorüber — immer Eins hinter dem Andern — und grüßten, es kam auch der Müller, die Müllerin und, als Dritte der Reih' nach, Marie-Lies', die trat an den Zaun und setzte dabei die Füßchen gar sorglich, um dem Schatten meines Bruders nicht auf den Kopf zu treten. Sie zeigte ein wenig die weißen Zähne und die Grübchen in den Wangen und sagte: Ich hab' dich heut' verwirrt gemacht, hochwürdiger Herr. Verzeihst schon, aber ich hab' daran nicht gedacht, und ich will dich nimmer so angaffen.

Er meinte, das hätte nichts zu bedeuten.

Nein, nein, sagte sie, nit um alle Welt möcht' ich ein Gered' unter den Leuten, jetzt, wo du wohl der Nächste zu der Pfarre bist und es dir schaden könnt'.

Er schüttelte den Kopf.

Man sagt es, meinte sie, und nur davon soll man reden und weiter nichts zu sagen wissen. Wenn ich dir nicht zu gering bin für einen Rath, so möcht' ich dir wohl einen geben.

Nun, Marie-Lies'? sagte er und faßte sie an der Hand.

Die drückt sie ihm, zieht sie aber dann hastig zurück, neigt sich gegen sein Ohr und wispelt ihm zu: Mit Denen da am Pfarrhof laß' dich nit ein. Und weg war sie.

Wovor läuft sie mit einmal weg? denk' ich. Ich wend' mich um und seh' die Pfarrdirn knapp hinter uns stehen.

Wie ich mir das magere Ding betracht', das so unhörbar angeschlichen gekommen ist, dünkt mich's nicht anders, als sie glich einer ausgehungerten Katz'.

Die Hände hat sie geballt gehabt und an den Hüften niederhängen lassen, aber allfort hat sie damit weggezuckt, als hätt' sie den Krampf darein und wär' ich nicht nebengestanden, ich denk', sie hätt' meinem Bruder die Fäuste gewiesen. Ihre schwarzen Augen waren etwas feucht, aber die Augenbrauen zornig zusammengezogen. Einen Schritt thut sie nach meinem Bruder und hebt die Hand mit ausgespreit'ten Fingern, als wollt' sie ihn in den Arm kneipen und tief aus der Brust herauf holt sie's, wie sie sagt: Gelt, das war wieder die Müllersdirn?

Ja, sagte er und kehrt ihr den Rücken.

Einen Augenblick hat's ausgesehen, als wollt' sie ins Schluchzen ausbrechen, dann aber lacht sie, — es klang nit anders, als wie wenn eine Katz' bläs't, — zeigt zwischen den Zähnen die Zungenspitz', kehrt sich ab und dreht die Ellbogen hinten h'naus.

Ich bin mit großen Augen dagestanden, die Frag' ist mir schon auf der Zunge gelegen, wie die Katz' dazu käm', sich gegen meinen Bruder so geberden zu dürfen, er muß mich aber errathen haben, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: Wenn du mich lieb hast, Martin, darüber kein Wort!

Bei Tisch ist's diesmal recht still hergegangen, und wie ich mich später auf den Heimweg mach' und mein Bruder, um mich zu begleiten, hinter mir aus dem Haus treten will, hält ihn die dicke Alte am Aermel zurück, zieht ihn eine Ecke und da haben sie Beide eine Weile zusammen gezischelt und dabei mit den Händen herumgefochten. Ich hab' davon nichts hören können, nur End' zu sagt die Alte lauter: Du kannst sie ja doch nicht haben und glaub' auch kaum,

daß sie dich wird haben wollen. Darauf tuscheln sie noch Eins hinüber und zurück, und dann sind wir gegangen.

Da ich gerad' das nit Red' haben sollte, was ich gern' zur Sprach gebracht hätt' so stapften wir ohne viel Plauderns den Weg neben einander her und beredeten, daß der Feldmohn roth wär' — und die Kornblume blau — und wie Einer, der heuer Buchweizen baute, sich verrechnet haben dürft' — und wie die Menschen auf der Welt gemeintheils Gesindel wären, — alle Viertelstund' so ein Gesetzel, wobei das Maul leiert und das Ohr feiert, weil man seinen eigenen Gedanken nachhängen will.

Wieder an der Mühlbachbrücke haben wir uns die Hände gereicht, ich bin vorwärts der Straße nach, er ist aber nicht zurück ins Dorf gegangen, sondern seitab der lautklappernden Mühle zu.

Das war das zweite und letzte Mal, daß ich meinen Bruder zu Rodenstein besuchte. Bis der Entscheid kam, saß er freilich dort so warm wie ein richtiger Pfarrer, und zu so einem machten sie ihn auch, aber Rodenstein schien doch ein zu fetter Bissen für so junge Zähne, die sollten erst hart Brod kauen; und so setzte man denn einen ältern geistlichen Herrn darauf, und mein Bruder kam paar Meilen weiter ins Land auf ein kleines Dörfel. Das schrieb er mir und schrieb mir's so kurz und gerad'zu, daß ich dachte, er hätt' damal wohl nur den Gleichgültigen gespielt, als von der Rodensteiner Pfarr' die Red' gewesen, und jetzt hinterher wurmte es ihn gewaltig, oder er schämte sich, daß es damit nichts geworden. Nach diesem einen Schreiben hörte und sah ich nichts von ihm drei volle Vierteljahr lang.

Da kommt mir eines Tags ein Brief ins Haus — Krackelfüße, wie sie Hühner in den Sand scharren — und ich entnehme daraus, mein Bruder läge schwer krank und wünschte mich zu sehen.

Ueber Hinfinden, Verweilen und Rückfahren konnte wohl ein Tag vergehen, ich überlegte nicht lange, sorgte für unterweile Ordnung im Haus und fuhr nach Weißenhofen, so hieß der Ort.

Rauh war's dort, rauhe Luft, rauher Boden, rauhe Leut'. Das Dörfel lag auf einem Berge, ein Dutzend Häuser etwa, der steilen Straß' entlang, das war Alles, und darüber weg guckte vom Borgkamm die Kirche weit ins Thal. Ich hab' mich oft gewundert, daß Kirchen einsam im Land verstreut liegen, in welchen die ganze Gemeinde Platz fänd', trüg' auch Jeder, wie eine Schnecke, sein Haus auf dem Rücken mit. War da einstmals eine Stadt herum, oder sollte eine werden? Wer kann's sagen? Waren es vergessene Gnadenorte, von denen mit der Zeit Wunder und Wallfahrer weggeblieben sind, die einen oder die andern vorerst, zuletzt alle beide? Wer weiß es?

Gerad' so eine übermächtig große Kirche war die Weißenhofner. An der einen hohen Seitenmauer, rechts vom Eingang über Eck war das Pfarrhaus angeklebt wie ein klein Vogelnest unt' an einem Steinblock, und war nur ein ganz winzig Gärtel, nach vorne heraus, dabei. Es mocht' wohl auch da auf der Höhe nicht viel Wachsthum leiden.

Das ist ein arm Pfarrhäusel gewesen, das nämliche, dem ich zugeschritten bin, hat zwar ein Stockwerk aufsitzen gehabt, war aber Alles so nieder und gedrückt, drei kleine viereckigte Guckerln oben, unten zwei und an des dritten seiner Stelle die schmale Thür'; wie ich die aufthu', ist das Erste, was ich sehe, die dicke Pfarrköchin von Rodenstein und das Zweite die ausgehungerte Katz'. Es wär' schön, daß ich gekommen, sagten sie. Die Alte bedeutete mir, mein Bruder läg' zwar rechtschaffen darnieder, aber ich möcht' ihn nur fragen, ob er nicht all' gute Pfleg' und Wartung hätt'. Und die Junge hüpft auf mich zu, schlägt mir in die Hände,

als wären wir all' Zeit her die besten Freunde gewesen, und sagt: Ich hoff', wir kriegen ihn bald wieder aus dem Bett, krank ist mir Jedweder zuwider!

Und nun werd' sie ihm's sagen, daß ich da wär'. Damit schießt sie die kurze Treppe hinan und wirft hinter sich zwei Thüren ins Schloß, daß ein Gesunder dazu hätt' fluchen mögen.

Ich frag' indeß die Alte, ob sie denn da heroben ganz allein wären, ob Niemand käm', Nachschau halten?

Sie sagt darauf: sie wären wohl die meiste Zeit tagüber allein, aber gegen Abend käm' der Holzschnitzer ausm Ort herauf, der hätt' das Läuten über und thät' auch ministriren. Wenn was nöthig sein möcht', so säh' Der dazu.

Ei, sag' ich, kann denn der Bruder noch Meff' lesen?

Wohl, sagt sie, das hätt' er bis jetzt noch Tag für Tag gethan; von seiner Stube aus ging' eine Thür' auf einen kurzen Gang, über den wär' er mit paar Schritt' auf der Kanzel und — die Treppe hinunter — mitten in der Kirche.

Nun will sie just ein Langes und Breites anheben, wie das dem Bruder nur möglich wär' bei all' der guten Pfleg' und Wartung, — aber da poltert die Junge herunter und sagt, der Leopold thät' mich erwarten, — so sag' ich, sie soll das Schnattern für später sein lassen, und steig' langsam die Stiege hinauf. Ich mach' die Thür oben auf und komm' in ein kleines Kammerl, das voller Gerümpelwerk steckt, dann tret' ich an die zweite Thür und klopf' leis' an, und matt, wie wenn ein verschlafenes Kind es reden möcht', sagt es drinnen: Herein!

Ich geh' hinein, und gerad gegenüber liegt der Leopold im Bett. Ausgesehen hat er, wie man den Christus aufm Kreuz malt. Ich bin dagestanden und hab' nit gewußt, was ich sagen soll, und kehre mich ein wenig um, damit ich die Thür hinter mir ins Schloß ziehe; und wie ich mich wieder

aufricht' und ihm zuwend', da streckt er beide elend hagern Arme gegen mich, ein paar Schrei', tief aus der Brust herauf, erstickt es ihm, dann fängt er an hellauf zu weinen wie ein Kind. Da hab' ich meinen Hut mitten in die Stube geworfen und bin auf ihn zu.

Jesus, mein Heiland! Leopold, was ist's mit dir?! hab' ich geschrieen. Er aber hat mir mit seinen schmalen, schier durchscheinenden Fingern übers Haar gestrichen, — war schon ein wenig graues darunter, — und hat in ein'mfort gesagt: Du bist mir wie mein Vater — Martin, — du bist mir wie mein Vater! Und von Zeit zu Zeit hat er hinzugesetzt: Verzeih mir!

Ich aber hab' mir mit keinem Wort vermerken lassen, wie mich sein Hausstand betroffen und sein Aussehen erschreckt hat.

Und wie er wieder ruhiger worden ist, da hab' ich meine Arme müssen über seiner Bettdecke liegen lassen, und er hat mir meine rauhen Pfoten gedrückt und gestreichelt, die Händ' — hat er gesagt — die ihm als kleinem Bub'n Brod erarbeitet hätten.

Da hab' ich mich zusammennehmen müssen, daß ich nicht wein'!

Auf einmal lehnt er sich zurück, schaut ganz heiter und sagt: Ich möcht' wohl auch lieber solche Händ' haben.

Nun, sag' ich drauf, an denen ist doch nit viel Sauber's!

Ein ganz klein wenig verzieht er den Mund zum Lachen, neigt sich 'was zu mir und sagt leis': Du verstehst mich nit, Martin. Ich will dir was sagen — Geistlicher hätt' ich nit werden sollen.

Eine Weil' waren wir all' Zwei still, dann hat er wieder angehoben: Martin, niemal hätt' ich dann die Andern kennen gelernt, — er hat nur die Hand ein wenig gehoben und keine drei Finger an ihr bewegt, und doch hab' ich wohl ge-

wußt, wen er mit den „Andern“ meint, — niemal hätt’ ich die Andern kennen gelernt, und nach der Rodensteiner Mühl’ hätt’ ich vielleicht doch hingetroffen, und es wär’ Alles gut geworden.

Denk nicht daran, sag’ ich. Darauf waren wir wieder eine Zeitlang still, mit einmal fragt er: Weißt du, daß sie geheirathet hat?

Die Marie=Lies’? entgegn’ ich.

Die Marie=Lies’, sagt’ er vor sich hin und weiter zu mir: Martin, du machst dir keinen Begriff, wie hart Einer lauft, der in einem Sack steckt, da kostet’s rechtschaffen Müh’, sich aufrecht zu halten, komm’ ihm noch mit Schlingen, so fällt er dahin. Für mich war die Kutte so ein Sack. Frei lüftig in Kniehosen wär’ ich wohl mit allen Andern einen Weg gegangen, so lieg’ ich jetzt abseit von Allen, Keinem zu Nutz und mir selber gram. Bruder, — schreit er, — ich bin unversehens, wie Wild in die Fanggrube, in die Schand’ gerathen, und ich hab’ mich ihrer geschämt, wie vielleicht nit der ärgste Sünder dessen, was er mit Vorsatz und aus Bosheit gethan. Ich wär’ auch nit darin verblieben, hätt’ sich nur fürs Erste Alles verheimlichen lassen, daß sich Keines scheut, mir die reine Hand zu reichen, an der ich mich herausfind’ und wieder der Welt und Allen angehören mag; aber das wußten die Andern recht gut, und die wollten mich für sich, und darum haben sie sich ohne Scheu und Scham geberdet, daß bald Alles offenbar war für ganz Rodenstein, vom Forsthaus an dem einen End’ bis zur Mühl’ am andern! Von da an hab’ ich kein freundlich Aug’ mehr gesehen, und die blauen, ja, die blauen, die sind mir zu Trutz immer abgewend’t geblieben. Und weil sie mir bös war, ist sie mit einmal Einem gut geworden, den sie früher nicht hat ausstehen mögen. Die Leute haben die Köpf’ geschüttelt und ihr wenig Gutes prophezeit. So ist die Zeit

herangekommen, wo ich hierher auf die Pfarre mußte. Auf mir lag, was bald Einen zu Boden drücken kann: Ehr' und Friede waren verspielt, die, die mir's abgewonnen, hingen wie Kletten an mir, und das bischen Sonn'nschein, das mir im Leben geworden, sollte ich in Rodenstein dahinten lassen, — als aber die Sorg' um sie, der ich's verdankte, dazukam, da brach ich darunter zusammen, und da griffen sie mich auf und führten mich hierher, und ich ließ mich führen.

Unterdem mein Bruder so redet, klopft es an, und ein vierschrötiger Kerl tritt herein, sagt: Guten Abend, Hochwürden, und nimmt einen Schlüssel von der Wand und geht damit wieder fort. Es war das der Holzschnitzer und ist wegen des Aveläutens gekommen.

Eine Weil', nachdem der gegangen, sagt mein Bruder: Und sie hat es auch nit gut getroffen.

Indeß hebt es zu läuten an, die Weiber unten beten laut: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft ... und ich stimm' oben ein. Mein Bruder hat weder laut noch im Stillen mitgethan, sondern sich zurückgelehnt und starr vor sich hingeschaut.

Nach dem Läuten kommt der Holzschnitzer wieder, hängt den Schlüssel an seinen Ort und sagt: Hochwürden, wenn du mir 'leicht was wollen thätst . . .

Mein Bruder hat den Kopf 'beutelt.

Der Holzschnitzer schaut ihn an, kraut sich hinterm Ohr und fragt: Sollt' ich dir nit doch ein' von die andern Pfarrer, da herum, holen? Etwa den von Rohrhausen oder von Güldsdorf? 's sein die nächsten und ist ein Weg zu einem wie zum andern.

Laß mich mit Fried', Holzschnitzer-Veit, sagt der Bruder. Verlangt mich nach Einem, werd' ich's schon sagen.

Ei mein, sagt der Veitel noch unter der Thür, der Leut' wegen sollt's halt doch geschehen, schon der Leut' wegen! Na, gut' Nacht, Hochwürden!

Ja, ja, brummt der Leopold, wir sollten wohl Einer den Andern abhören wie Schulbuben beim Auswendiglernen?! Darauf verhält er sich mäuserlstill, eine geraume Weil', immer länger, und wie ich näher zuseh', liegt er mit geschlossenen Augen und schläft, da heb' ich mich sacht vom Stuhl, geh' auf den Zehen über die Stube und steig' hinab zu den Weibsleuten.

Die räumten mir für die Nacht die untere, ebenerdige Stube, wo sie für gewöhnlich ihre Liegerstatt hatten. Ich wollt' es erst nicht annehmen und meinte, in der Küche wär' ich gerad' so gut aufgehoben, aber sie sagten, das ging' nicht an, da schliefe immer eines von ihnen, daß sie zur Hand wären, wenn etwa der Bruder 'was bedürft', und wenn sie für den Fall an mir vorüber müßten, so hätt' ich keine ruhsame Nacht.

Ich sagte noch, daß ich mir's aufbehalten hätt', morgen früh die Kirche anzusehen, weil ich nicht heimfahren möcht', ohne drinnen gewesen zu sein.

Sagt die Dirn, das zahle sich wohl aus. Damit gaben wir uns gute Nacht.

Mitten in der Nacht werd' ich geweckt, steht die Dirn vor mir, hat in der einen Hand eine kleine Latern' und in der andern einen großen Schlüssel.

Ich fahr' in die Höh': Himmlische Mutter! Was ist denn geschehen?

Nichts, sagt sie. Komm die Kirche anschau'n.

Bist du närrisch, sag' ich, daß du solche Stückeln angiebst? Hab' ich nit gesagt, morgen früh säh' ich sie mir noch rechtzeitig genug?

Geh nur mit, sagt sie. Die Kirch' macht sich im Mondschein viel schöner als im Morgengrau, und dann ist es just Zeit, wenn du was sehen willst, was man nur jetzt in der Mitternachtsstund' sehen kann.

Vielleicht gar einen Spuk? frag' ich verdießlich. Dabei verlang' ich mir nit zu sein. Mit den Worten kehr' ich mich auf die andere Seite.

Sie thut, als wollt' sie fortgehen, und brummt: Mein't-wegen. Du willst also deinen Bruder nit predigen hören?

Predigen hören, jetzt um Mitternacht, vor leeren Bänken? schrei' ich und bin mit einem Satz aus dem Bett. Um des blutigen Heilands willen, da weis' mich doch zurecht . . .

Da schau du nur selber dazu, sagt sie. Versäumen wir uns nicht länger, es möcht' sonst zu spät werden. Damit stellt sie die Laterne weg, legt den Schlüssel neben, daß sie die Händ' frei kriegt, wirft mir vom Sessel meine Gewandstück' zu und hilft mir hinein. So unschenirt hab' ich bald kein älteres Weibsleut' gesehen, wie dieselbe Junge.

Dann faßt sie das Weggelegte wieder auf, und wir gehen aus dem Haus. Außen ist heller Mondschein gelegen, und scharf ist der Wind über die Höh' gestrichen. Die Dirn ist vor mir her, die offenen Haar' hat es ihr nach vornüber geweht, sie war barfuß und hatte nichts am Leibe als ein Hemd und einen Kittel, der hat bald geflattert, bald sich um sie geschlagen, das Licht in der Laterne hat sie mit der Hand decken müssen, die hat gluthroth ausgesehen, als brennte sie, wenn ich knapp hinterher trat, und war wie verloschen, wenn ich einen Schritt zurückblieb. Da kam mir die Dirn nimmer wie eine ausgehungerte Katze, sondern wie eine richtige Hexe vor, und das mehr und mehr, nachdem wir um die Ecke herum waren und vor dem großen Kirchenthor standen und sie den Schlüssel in das Schloß stieß und ich so neben stand und ihr ins Gesicht sah, darauf der Mond schien; die Zähne

hatte sie auf einander gepreßt, ihre Augen glänzten, und damit sah sie vor sich hin, gerad' aus, als ob durch das schwere Kirchenthor durch.

Als wir das offen hatten, traten wir ein. Es war ein großes schönes Gotteshaus mit reichen Altären, an den Fenstern waren — wohl von alt her — farbige Bilder, aber mit der Zeit mochten einzelne Scheiben ausgebrochen sein und an deren Stell' gab es jetzt welche von einer Farbe oder gar weiße, so daß die Schildereien geflickt und durchlöchert aussahen.

Ich hatt' mich kaum umgesehen, so schlug die Thurmuhr raßlich und hart: zwöf, indem knarrt oben an der Kanzel das Thürchen, und der Leopold tritt heraus. Gerad' über durch eine weiße Glasscheibe ist ein heller Lichtstreif hereingebrochen, hat sich quer über die Kanzel gelegt und meines Bruders Gesicht getroffen, und ich seh', der hat die Augen geschlossen, wie schlafend.

Jesus Maria! sag' ich leis' vor mich hin. Er ist mondsüchtig. Und faß' die Dirn' am Arm und frag': Seit wann ist er so?

Seit wir da sind, sagt die. Von der ersten Nacht, seit wir da sind, treibt er's so und immer das Gleiche. Ich bin ihm nit ein Mal nachgeschlichen.

Indeß kniet er oben auf der Kanzel, die gefalteten Händ' vor sich auf dem gepolsterten Rand, den Kopf darüber gesenkt, gleichsam wie in stillem Gebet und zur Sammlung, wie auch zu einer Predigt üblich ist. Mit einmal erhebt er sich, beugt sich ein wenig vornüber, als wären die Kirchstühl' unten voller Leut' und die wollt' er erst mustern, dann wirft er beidseitig die Arme von sich und steht da wie Einer, der sagen möcht': Schlagt mich todt, wenn ich euch ein Aergerniß gebe, aber ich kann nicht anders! Das hat er nun wohl nicht gesagt, aber mit einer Stimm', wie Eines wohl im

Traume spricht, hat er die Worte geredet: Ich weiß von nichts! Und dann noch einmal, — die Händ' gegen Himmel geworfen und dann dargelegt, als weis'te er damit auf Alles inner und umher der Kirch' — ich weiß von nichts! Darnach wandte er sich um und ging.

Mich hat es kalt überlaufen. Poldel, ruf' ich, so weit bist schon?

Da lacht die Hex' hinter mir.

Wie magst du dazu lachen? frag' ich finster. Willst du vielleicht auch schon nichts wissen um'n Glauben?

Da sagt sie rauh: Meinst du, ich weiß nit, daß ich ein Pfaffenkind bin? Unsereins sollt' gar nit da sein. Gäb's ein' Herrgott, sein' Gnad' ließ die Eltern nit fehlen, oder sein Zorn müßt' so Kinder vernichtigen. Aber ich denk', ich bin gerad' lang genug gewachsen, daß ich dir bis unter die Nase reich', und so kann ich wohl nit übersehen worden sein.

Am andern Morgen treff' ich meinen Bruder recht schlecht, den Tag hat er keine Messe lesen können. Ich weiß nit, ob er um sein Schlafwandeln gewußt hat, ich hab' mir nichts davon merken lassen, daß ich ihn dergestalt gesehen hab', bin aber eben deßhalb eine Weil' ganz scheu neben seiner Liegerstatt gesessen, dann aber hat er angehoben, von seinen Kindertagen zu reden; es war merkwürdig, wie er sich dabei auf das Allergeringste besonnen hat, und mir hat geschienen, als wenn ihn das, inmitten der Red', oft selber Wunder nähm'.

Da ich gesehen hab', daß ihn die Ansprach' mit mir aufheitert, so hab' ich das Heimkehren aufgeschoben und bin geblieben.

Stückl für Stückl hat er so seine Lebenszeit vorgenommen, und wir haben sie mit einander durchgesprochen, von der Zeit an, wo er im Kinderhemderl über Stube und Hof

gelaufen ist, bis wo er in die Schul' kam — ins Seminar — nach Rodenstein . . .

Die Sonne war schon hinuntergegangen, als wir mit unserm Plausch da ankamen, wo wir waren — in Weißenhofen.

Da hat's ein End', sagt' ich, und es bleibt weiter nichts zu erzählen.

Ja, ja, sagte mein Bruder nachdenklich, da hat's ein End' und es bleibt weiter nichts zu erzählen.

Ich schau' auf ihn.

Er läßt eine Weil' den Kopf hängen... Martin, fragt er mit einmal hastig, bist du noch da?

Nah bei der Hand, sag' ich.

Gieb mir die Hand, sagt er ... Du hör', Martin, mir ist — ich könnt' dir's gar nit sagen wie.

Geschieht dir hart? frag' ich.

Eben nit, seufzt er, aber mir scheint, 's End' dürft' da sein.

Denk doch nit, ruf' ich und will auf, damit ich uns einen Beistand such'.

Er aber hält mich an der Hand zurück. Laß gut sein, sagt er. Hetz mir nicht die Andern auf den Hals. Ich krieg's allein fertig.

Poldel, dring' ich in ihn, es wird doch nit sein, aber wenn's sollt', so vergiß nit auf Gott.

Da drückt er mir die Hand. Du mein Herzbruder, sagt er, geh' dir's gut, geh' dir's nur recht gut! Um mich sorg dich nit. Gerathe ich auch wo anders hin als nur unter den kühlen Rasen, mir ist nit bang; ich denk', mit ein'm Gott im Himmel können wir uns wohl verstehen, und es braucht uns gar nit zu gut zu kommen, was wir um den auf Erden gelitten haben.

Bruder, Bruder, — bitt' ich ihn — läster doch nit!

Du verstehst's! sagte er und lächelt klein wenig. Ich hab' lang' kein' so andächtigen Gedanken mehr gehabt, wie den.

Ja, ja, stimm' ich zu, mag schon sein, daß ich davon nichts versteh', aber jetzt verhalt dich ein wenig ruhig, denn ich hab' gemerkt, daß ihn das Reden angreift, wenn es auch kein lautes gewesen ist, doch hat er von früh ab fast in einem Zug weg gesprochen. Denk' ich, später bereden wir ihn wohl noch. Der Holzschnitzer-Veitl hat Recht, schon der Leut' wegen soll er den letzten Trost nit zurückweisen.

So ist's mäuserlstill geworden in der Stube.

Nach einer Viertelstund' etwa hör' ich ihn sagen: Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur mußt mich nit so fest um die Brust nehmen. Damit wirft er sich mit einmal — link ist er gelegen — rechts über, thut ein' tiefen Athemzug, und aus war's.

Mich hat's vom Stuhl in die Höh' gerissen, ich hab' mich über ihn gebeugt, kein Hauch ist mehr von ihm gegangen. Ich war lang nit im Stand, ihm die Augen zu schließen, so unsicher war ich in den Händen, und ich wollt' ihn nicht hart anrühren. Endlich hab' ich's doch zuweg' gebracht. Dann bin ich fort, unter der Thür hab' ich mir ihn noch einmal betracht't wie so still er daliegt, hab' „B'hüt' dich Gott, Poldel!“ gesagt und das Schloß sacht hinter mir zugezogen.

Wie ich hinunter komm', haben die Weibsleut' gleich aufgeschrieen: Mein Jesus! Was hast du? Was ist geschehen? Sie hätten auch blind sein müssen, wenn sie mir nichts angemerkt hätten. Sag' ich darauf: Der Bruder hat's schon überstanden. Eine Weil' hat's gedauert, bis sie sich besonnen haben, was sie eigentlich gehört hätten, dann aber hat die Alte laut zu heulen angefangen und wollte auf mich zu, ich hab' sie aber abgewehrt, und sie ist die Treppe hinaufgerannt.

Die Junge ist ganz erschreckt und scheu nach einer Stubeneck' zurückgewichen und dort gestanden, ohne Laut' und Geberd', wie von Holz. Ich bin vors Haus getreten und bin gegangen, fort und fort, bis ich heim getroffen habe.

Am zweiten Tag darauf war des Bruders Begräbniß, da war ich ein zweites Mal in Weißenhofen — wie ich denn auch zwei Mal in Rodenstein gewesen bin — da hab' ich die beiden Weibsleut' noch einmal gesehen, seither nicht wieder, weiß auch nicht, was aus ihnen geworden.

Gleich nach dem Begräbniß hab' ich mich auf den Heimweg gemacht. All' mein Denken den weiten Weg über war auf den Leopold gerichtet. So hab' ich denn auch sein End' mit ansehen müssen, wie das so vieler meiner Geschwister! Aber ich mein' heut' noch, das hätt' es nit Noth gehabt, hätt' ihm die Mutter sein Leben gegönnt, wie sich's frei von selber herausgewachsen hätt'! Die Kinder müssen so wie so für der Eltern Sünden büßen, gegen das Angebor'ne kommt Einer gar nit, gegen das Angewohnte nur schwer auf, und wie ihm das aufliegt für all' sein' Tag', das müssen die Alten hinterher mit ansehen. Voreh' muß's die Mutter gerad' nit für eine so große Sünd' gehalten haben, denn sonst hätt's niemal auf der Welt einen Pechleitner-Poldel gehabt; wenn sie sich's nach der Hand einbildet, es wär' eine, so hätt's dazusehen sollen, wie sie sich mitm Herrgott abfind't. Ei ja, in die Kutte hat er müssen, die hat freilich größere Säck' wie eine Bauernjoppe, und da geht alle fremde Sünd' hinein, aber da soll Keiner auf eigene Faust eine begehn, wo brächt' er die auch unter?

Wenn ich nur damal meinen Kopf aufgesetzt hätt', wie das geplant worden ist, ich hab' doch Unheil vorhergesehen und hab' doch gewußt, die Mutter ist ein alt Weib, und bei Vielen wacht das Gewissen auf, wenn der Verstand einschläft! Glaub', Ehr' und Fried' hätt' er nit verspielt, denn

der Bauernstand kartelt nit mit so hohe Einsätz'. Heut' noch lief mir der Bursch' frischlebig auf meinem Hof unter den Augen herum und neben — Lieberes verlangte ich nicht — die Marie-Lies' mit kleiner Waar', und er sagte mir einmal „Behüt' Gott" und es wär' ein groß Kränken um den alten Onkel. Jetzt flennt mir wohl keine Katz' nach.

Und das wär', das wär' Alles so geworden, wie ich sag', ich weiß das, denn die Marie-Lies', die hab' ich noch einmal wieder gesehen. Vierzehn Jahr' war's nach dem Bruder seinen Tod, anderthalb vor heuer. Handels und Wandels wegen war ich am Allerseelentag gerad' nah bei Weißenhofen. Denk' ich, gehst hin, ein Vaterunser auf des Bruders Grab beten, und dort hab' ich sie getroffen, die Marie-Lies', ein stattlich Weib, schon seit acht Jahr' Wittfrau, und sie hat auch nit wieder geheirathet bis auf den heutigen Tag, neben ihr ist ein Bürschel gestanden, das mit großen blauen Augen gar ernst darein gesehen hat, er war ihr. Wie ich hinzukomm', ist sie gerade nit verlegen geworden, das könnt' ich nit sagen, aber sie hat sich ein wenig zur Seit' gewendet, als sollten wir Eins auf das Andere nit achten.

Müllerin, sag' ich, du kennst mich vielleicht nimmer, ich bin deß' Bruder, der da unter der Erd' liegt, und daß ich dich da betreff' — was mir gar eigen, wohl und weh zu Herzen geht — da darüber hast du dich nit zu schämen.

Nein, sagt sie, und wir haben uns über seinem Grab die Händ' gereicht.

Ei, du arm Sündkind du, wie muthwillig ist dir die Freud' am Leben zernicht't worden! Selbst vom Nächsten zum Nächsten findet sich wenig Einverstehen und Erbarmniß auf der Welt. Ich hab' an seine zwei Herrgötter denken müssen, der eine für auf Erden, der andere im Himmel;

lang kann's nimmer dauern, so geh' ich auf Nimmerkehr, und da wär' mir wohl lieb, ich fänd' den zweiten und wär' dem gerecht. Nun, wie's wird, ich werd's schon inne werden, Alle werden wir's inne werden, wie wir da sitzen. Rück mir Einer das Feuerzeug herauf, die Pfeif' hat lang genug gefeiert, ich muß mir die Grillen ausräuchern, die wurlen mir jetzt so viel häufig im Kopf herum, seit ich auf siebzig zurück' und Niemand hab', der sich darüber freut, denn selber thut man's ja doch nit.

Der Hamlet von Tusculum.

Von Richard Voß.

Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. LVI. Bd.

Richard Voß ist am 2. September 1851 in dem Dorf Neugrape bei Pyritz in Pommern geboren worden. Ein begabter, zartorganisirter, träumerischer Knabe brachte er seine erste Jugendzeit auf dem Lande zu, bis seine wohlhabenden Eltern im Jahre 1859 nach Berlin übersiedelten, dem einzigen Sohn dort einen regelmäßigeren Unterricht zu Theil werden zu lassen, als in der ländlichen Einsamkeit möglich war. Doch nahmen die überzärtlichen Eltern den kränklichen Knaben bald wieder aus dem Gymnasium fort, und er verdankte von nun an seine elementare Bildung, deren Lücken und Mängel er selbst beklagt, dem Unterricht theologischer Hauslehrer, der oft genug durch Reisen in Tirol, der Schweiz, Italien unterbrochen wurde. Was hier versäumt wurde, konnte eine treffliche Pension in Thüringen, der man den Jüngling anvertraute, nicht ganz wieder einbringen. Doch da die Eltern ihn zum Landwirth bestimmten, schien nicht allzu Viel verloren.

Da brach der Krieg mit Frankreich aus, und der Achtzehnjährige reihte sich in die Schaar der freiwilligen Krankenwärter ein, deren Dienst er neun Monate lang mit versah. Als eine Verwundung ihn nöthigte, den Kriegsschauplatz zu verlassen, ging er nach Jena, um mit seiner Bildung Ernst zu machen, zwanglos Vorlesungen besuchend und eifrig bemüht, nach dem langen träumerischen Irren und Schweifen einen festen Grund in sich selbst zu finden.

Hier fing er an, sich die Eindrücke vom Herzen zu schreiben, die der Anblick der Schlachtfelder in ihm erregt, und einem trüben, unreifen Pessimismus in novellistischen und dramatischen Versuchen Luft

zu machen. Sein Vater war gestorben, der früh zur Selbständigkeit gelangte junge Träumer übernahm mit redlichem Eifer das schwere Werk, sich selbst zu erziehen. Die Stationen dieses wunderlich phantastischen Passionsweges sind durch dichterische Erstlinge bezeichnet, die hier nicht aufgezählt werden sollen. Als das charakteristischste Product seiner aus krankhafter Verstimmung, trüber Sinnlichkeit und naiver Weltverachtung gemischten Gährungsperiode möchten wir die „Scherben, gesammelt vom müden Manne," bezeichnen.

Aber die edle und redliche Natur des unablässig Kämpfenden rang sich aus diesen krankhaften Zuständen Schritt für Schritt zu reineren Höhen des Lebens hinauf. Ein Ueberwiegen der Phantasie über die anderen Geisteskräfte machte ihm freilich bei jeder neuen Aufgabe, an die er sich wagte, zu schaffen und hinderte zuerst ein reines Gelingen. Dazu kam, daß der rhetorische und theatralische Zug in seinen ersten wilden Versuchen sich für die urtheilslose Menge als das Zeugniß einer entschiedenen Genialität darstellte und seine Schauspiele „Unfehlbar", „Savonarola", „Magda", seine „Helena, aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten" Bewunderer fanden. Er selbst empfand das Unzulängliche dieser Productionen und strebte, zumal nachdem er in einer glücklichen Ehe seinem unstäten Gemüthsleben einen sicheren Halt verliehen, auch in der Dichtung nach Klärung und Festigung seiner geistigen Welt. Wie weit ihm dies auf dramatischem Gebiet gelungen, haben wir hier nicht zu erörtern. Es sei nur erwähnt, daß er mit den Trauerspielen „Die Patricierin" und „Luigia Sanfelice" in zwei von Frankfurt a. M. und Mannheim ausgeschriebenen Concurrenzen die ersten Preise gewann, daß die späteren Arbeiten „Pater Modestus", „Der Mohr des Zaren", „Mutter Gertrud", „Unehrlich Volk" an verschiedenen großen Bühnen Erfolge errangen, und daß Niemand dem Dichter der „Luigia Sanfelice" und des liebenswürdigen Schauspiels „der Mohr des Zaren" einen echten und angeborenen Beruf zum Dramatiker bestreiten wird.

Daneben hat seine rastlos gestaltende Phantasie eine lange Reihe von Novellen und Romanen erzeugt. Noch leiden fast alle an jugend-

licher Ueberschwänglichkeit, an einer gewissen Unfähigkeit, Charaktere und Hintergründe, psychologische Entwicklungen und geistige Kämpfe mit ruhigen Zügen zu schildern, ohne „die Bescheidenheit der Natur" zu verletzen; noch umspielen die Flackerfeuer subjectiver Lyrik vielfach die reine epische Form. Doch hat längerer und wiederholter Aufenthalt in Italien aufs Wohlthätigste dazu mitgewirkt, den Sinn für das Echte und Einfache in dem jungen Dichter zu wecken und zu befestigen. Während die Romane „Bergasyl" und „Rolla" noch tief in seiner Sturm- und Drangperiode stecken, haben die „Römischen Dorfgeschichten" bewiesen, daß sein Talent sich schon der Reife nähert, und das Aufleuchten des Humors in ihnen dürfen wir als untrügliches Symptom geistiger Genesung begrüßen. Mit Vorliebe wählt Richard Voß seit einiger Zeit seine Stoffe aus dem Volksleben der Römischen Campagna, die er freilich noch allzugern in der phantastischen Beleuchtung sieht, wie sie uns etwa in Lindemann-Frommel's Landschaften vor Augen steht. Aber wenn auch noch immer mancherlei deutsche Züge in den Herzensschicksalen jener halbwilden Naturen den vertrauten Kenner jener Gegenden bedenklich machen, in der Erfindung und Durchführung der novellistischen Probleme bewährt sich ein starkes und sehr eigenthümliches Talent, von dem unser „Hamlet von Tusculum" ein gewiß unbestrittenes Zeugniß ablegen wird.

H.

Vor einigen Jahrzehnten hütete die tusculanischen Ziegenheerden des Prinzen Aldobrandini, welchem Tusculum heute gehört, der Abruzzate Simeone Santis, ein halbwilder Mensch, in zottige Felle gekleidet und von ungewöhnlicher Körperkraft. Man sagte ihm nach, daß er in der Wuth einmal eine lebendige Ziege zerrissen — thierisch genug dazu war er.

Der prinzliche Beamte hatte ihn in Frascati auf dem Domplatz gedungen. Er war mit einem Trupp neapolitanischer Schnitter gekommen, die mit Weib und Kind zur Ernte ins Römische wanderten, ein Menschenschlag mit Mördergesichtern.

Nachdem Simeone zwei Stunden lang wie ein Wolf den Aufseher umschlichen und zwei andere Stunden mit diesem um den Lohn gefeilscht, wobei er um ein Haar gegen den Beamten des Prinzen sein Messer gezogen, wurden die beiden handelseinig: für so und so viele Felle und einige Scudi verpflichtete sich Simeone, das Jahr hindurch die Ziegen des großen römischen Fürsten zu hüten. Für jedes Thier, das sich verstieg, oder das abstürzte, ward ihm von dem Gelde abgezogen. Ueberdies hatte er ein ge-

wisses Quantum von Käse in der Tenuta abzuliefern; was er davon außerdem bereitete, gehörte ihm.

In seiner Art ganz vergnügt, begab er sich auf den einsamen Ruinenberg, der damals nur wenig von Fremden besucht wurde, richtete sich mit seinem Kochtopf häuslich ein, zählte seine Heerde, gab jedem Stück derselben einen Namen und begann, äußerst zufrieden mit den Weideplätzen, sein Hüteramt. Wenn er Tags über bald hier, bald dort in der Sonne lag, Abends irgendwo ein Feuer anzündete, um daran seine Minestra zu bereiten und sich dann daneben zum Schlaf auszustrecken, dachte er zuweilen an seine junge, hübsche Frau und daß er sie ihrem jungen hübschen Liebhaber fortgenommen; auch kam ihm manchmal in den Sinn, sie sich bald herzuholen, damit er nicht selbst Feuer anzumachen und die Minestra zu kochen brauche. Manchmal heulte er bei solchen Gedanken vor Behagen laut auf, oder er schlug aus derselben Emfindung seinen Hund, den er nach jenem Liebhaber seiner Frau Marco nannte. Dagegen hatte er die zierlichste Ziege Laurina getauft. Ein besonderes Vergnügen verursachte ihm, den Marco auf die Laurina zu hetzen und hernach den Hund dafür halb todt zu prügeln.

Ein ganzes Jahr brauchte er, bis er zu dem Entschlusse kam, seinen Strohwittwerstand aufzugeben. Er nahm auf einige Wochen Urlaub, dingte einen Stellvertreter und begab sich auf die Wanderschaft. Bevor jedoch die Zeit ganz abgelaufen, kam er mit einem blutjungen und bildhübschen, aber blassen und kranken Weibe zurück, das auf dem Rücken ein Kind trug, erst vor kurzem geboren

Es war ein Knabe.

Bis dahin hatte Simeone in den Ruinen der ausgegrabenen Stadt gehaus't: bald in den Gängen des Amphitheaters, bald in einem unterirdischen Gemache der ciceronischen Villa; in den Versenkungsräumen der griechischen Bühne

oder in der Höhlung eines halb zerstörten antiken Grabmals. Diese Wohnstätten hätte er, unbekümmert um Scorpione und Nattern, ohne Zweifel mit Weib und Kind beibehalten, wäre ihm nicht von dem Verwalter, dem der bejammernswerthe Zustand der jungen Mutter Mitleid einflößte —. sie war unterwegs von ihrem Manne grausam geschlagen worden —, eine bessere Unterkunft angewiesen worden.

Es war das längst nicht mehr benutzte Wächterhaus, welches auf der Höhe des Hügels auf einem ebenen freien Platze — dem einstmaligen Forum — aus Trümmern der antiken Stadt: Gebälkstücken, Inschrifttafeln und Statuen, erbaut worden, als Lucian Bonaparte Tusculum ausgraben ließ. Zwischen der sogenannten „Villa des Cicero" und dem griechischen Theater lag das einsame Haus am Rande einer köstlichen Kastanienwaldung, auf drei Seiten von Fluren umgeben, die im Frühling und Herbst Blumenfeldern glichen. Rosen und Menthe begruben hier manches kostbare Marmorwerk, das gespenstisch aus dem Grün und den Blumen hervorleuchtete. Von dem Hause aus genoß man eines weiten Ueberblicks auf die benachbarten öden Hügel mit ihren unbewohnten Thälern, auf die fernen grauen Felsenriesen der Abruzzen und die schimmernde Meeresküste. Zwischen den Abruzzen und dem Meer, dem tusculanischen Hügel gerade gegenüber, erhob sich das Albanergebirge mit seinem feierlichen Gipfel, dem schwärzlichen Rocca di Papa, den ausgedehnten Weinfeldern von Marino und dem Kraterrand des Albanersees, an dem die Städte aufstiegen.

Inmitten geheimnißvoller Ruinen, unter sich eine gewaltige unverständliche Welt, ringsum Stille und Oede, wuchs der kleine Salvatore auf, so frei und wild wie die Falken, die auf den Trümmern haus'ten.

Es war ein hübsches, zartes Kind mit schwarzem Lockenkopf und dunklen, schwermüthigen Augen. Bei dem großen

Schweigen, das auf der Höhe herrschte, wurde auch der Knabe schweigsam und überaus ernsthaft. Er kannte Niemand als seine Eltern; wenn er einmal eine fremde Gestalt gewahrte, lief er fort und versteckte sich.

Sehr bald wußte er, daß seine Mutter viel von seinem Vater geschlagen wurde und es ruhig ertrug. Diese Wahrnehmung machte einen mächtigen Eindruck auf das leidenschaftliche junge Gemüth. Wenn Simeone an Sonntagabenden trunken von Frascati heraufkam und in das Haus trat — dieses bestand nur aus einem einzigen Raum —, stellte sich der Knabe schützend vor seine Mutter, die geballten Händchen zum Schlage gegen den Vater erhoben, ihn mit seinen unschuldigen Augen feindselig anblitzend. Gewöhnlich nahm die Mutter den heftig Widerstrebenden rasch auf, trug ihn hinaus und schloß hinter ihm zu. Während der Knabe wild schreiend an die Thüre stieß und pochte, hörte er drinnen die Flüche seines berauschten Vaters und das unterdrückte Schluchzen seiner gemißhandelten Mutter. Die Nacht kam, er fürchtete sich, kauerte sich auf der Schwelle hin, schluchzte: Mutter! Mutter! und schlief ein. Gegen Mitternacht wurde dann stets die Thüre leise geöffnet, Laurina trat heraus, hob den Schlummernden sanft auf, trug ihn hinein, legte ihn auf sein Lager, deckte ihn sorglich zu und weinte und betete die ganze Nacht hindurch über seinem jungen Haupte. Am nächsten Morgen erschien dann dem Kinde Alles wie ein Traum, ein Traum, den es zu begreifen versuchte. So entwickelte sich Salvatore frühzeitig zu einem Grübler.

Tags über war Salvatore wenig zu Haus. So gern er sich bei seiner Mutter befand — allein zu sein war ihm lieber. Nach allen Richtungen hin durchkroch und durchkletterte er den Ruinenberg, bis in die Waldungen dringend, die Tusculum von Frascati scheiden. Aber anstatt das Lager des grauen Bergfuchses und den Horst des braunen Falken

aufzuspüren, lag er stundenlang regungslos hingestreckt, starrte mit weit offenen Augen in die Luft, hörte dem Lerchenjubel, dem Summen der Käfer zu und ließ die Sonne auf sich niederbrennen, ohne es recht zu empfinden. Der Wind wehte über ihn hin, er schaute den jagenden Wolken nach, lauschte auf das Glockengeläute, das er, der nie in eine Kirche kam, für die Stimmen der Luft hielt, und versuchte, sich bei Allem etwas zu denken. Er sah viele Städte unter sich liegen und wußte kaum, daß sie von Menschen bewohnt wurden; er sah das Meer aufglänzen und konnte sich nicht vorstellen, was das wohl sei; er sah die Sonne auf- und untergehen, doch Niemand sagte ihm, daß es ein Himmelslicht sei, von einer Gottheit erschaffen.

Des Sonntags stieg seine Mutter nach Frascati hinab zur Kirche, und der Vater lief in die Schenke, er mußte also bei der Heerde bleiben. Die Hirten, die auf den anderen Hügeln hüteten, waren nicht verheirathet. So kam es, daß Salvatore keinen Spielgefährten bekam und jedesmal in dumpfes Staunen gerieth, wenn seine schweigsame Mutter ihm zuweilen von anderen Kindern erzählte. Andere Kinder „spielten“. Was mochte das sein?

Bei solchem Leben auf der wilden Höhe, inmitten der ausgegrabenen Stadt, wurde der Hang zur Träumerei immer entschiedener zu einer Eigenschaft seines Charakters, die ihn bald ausschließlich beherrschte. Ueber Alles brütend, konnte er über Nichts zu einem klaren Gedanken kommen. Nur zweier mächtiger Regungen war er sich bewußt: das war die leidenschaftliche Liebe für seine gemißhandelte Mutter und der leidenschaftliche Haß gegen seinen grausamen Vater. Wenn er nur erst „groß“ wäre!

* * *

Salvatore hütete bereits einen Theil der Heerde, und das auf einem Gebiete, welches sich von dem Gipfel, darauf

einst die Arx der alten Stadt gestanden, bis zum Molarathal hinab erstreckte. Eine von den Trümmern Tusculums aufgeworfene niedrige Mauer, darin manches weiße Marmorstück leuchtete, trennte den tusculanischen Weideplatz von den Gründen, die zu Rocca di Papa gehörten. Gerade war drüben der Hirt am Fieber gestorben.

Es war eines Sonntagnachmittags im Frühsommer, als Salvatore wie gewöhnlich die Heerde hinuntertrieb. Nahe der Grenzmauer aus den Klippen tretend, blieb er plötzlich erschrocken stehen: auf einem Felsblock, um den, wie Candelaber um einen Altar, hohe blühende Königskerzen standen, kauerte eine kleine, zierliche Gestalt in einem hochrothen Röckchen, das braune Gesichtchen von weißen Schleiertüchern beschattet. Sie hatte den Schooß voller Blumen und war eifrig beschäftigt, die goldgelben Kelche auf langen, biegsamen Binsenstengeln zu Ketten an einander zu reihen.

Erstaunt schaute der Hirtenknabe diesem seltsamen Thun zu, als echter Sohn der Wildniß sogleich an Zauberei denkend. Jetzt sah die kleine Berghexe auf. „Sie hat gewiß den bösen Blick.“ Und er wollte schon seine Heerde, denn allein um diese war es ihm zu thun, eiligst zurücktreiben. Da fing das Mädchen zu singen an, mit so weicher, süßer Stimme, daß Salvatore, die Rettung seiner Heerde vergessend, mit angehaltenem Athem lauschte. — Wie von dem Gesange hingezogen, näherte er sich der Mauer. Das Mädchen blickte zu ihm hinüber, nickte ihm ernsthaft zu, ließ sich aber nicht im Mindesten durch seine Gegenwart stören. Als sie ihre Kette fertig hatte, wickelte sie sich, immerfort singend, die schimmernden Blütenreihen vielfach um den Hals. Dann war auch das Lied aus.

So komm doch herüber! rief sie und lachte.

Mit einem Sprung war er drüben, stand auch gleich dicht vor dem Felsblock mitten unter den schlanken silber=

grauen Blumenstengeln, deren goldige Dolden über seinen Kopf ragten, und schaute andächtig zu ihr empor.

Nun wollen wir spielen, befahl sie ihm.

Er wußte nicht, wie das sei, war indessen sofort bereit dazu.

Sie spielten. Er mußte ihr glänzende Käfer fangen, die sie in ein aus den sammetartigen Blättern der Königskerze verfertigtes Körbchen sperrte. Nachher ließen sie die Gefangenen wieder frei.

Es war wunderschön.

Um seine Heerde kümmerte sich Salvatore nicht mehr. Er war wie in einem Rausch, wie in einem glückseligen Traum. Seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten; er hätte aufjubeln und zu gleicher Zeit bitterlich weinen mögen.

Während des Spielens plauderten sie. Sie heiße Marja — Marja Mariani. — Welch wunderhübscher Name! — Wie seiner sei? — Salvatore Santis. — Der Name gefiel ihr. Salvatore erglühte. — Ob er auch von weit herkäme? — Er war immer dagewesen, wußte gar nicht, von woher er hätte kommen können. — Ei, von zu Hause! Von woher denn sonst? Ihr Vater hatte sie oft getragen, obgleich sie gar nicht müde gewesen; ihr Vater war so gut, so gut! Salvatore wurde plötzlich so traurig, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückhielt. Sie merkte es gleich,

Was hast du?

Mein Vater — stammelte er und stockte. Ist deiner auch Hirt? forschte er ängstlich.

Was sollte er sonst sein?

Wir bleiben hier, vertraute sie ihm triumphirend an. Der Vater baut uns eine Hütte, ganz aus grünen Zweigen. Zu Hause hatten wir eine aus Stein, das war häßlich.

Salvatore mußte gestehen, daß sie auch in einer solchen häßlichen Steinhütte wohnten; dort oben lag sie. Marja

dachte eine Weile nach, dann tröstete sie ihn damit, daß sie ihm ein Haus aus Blumen zu bauen versprach.

Salvatore war es zufrieden.

Aber ihr Vater beschäftigte ihn doch am meisten.

Er ist immer gut gegen dich?

Er hat mich schrecklich lieb; ich habe ihn aber auch schrecklich lieb! Du hast deinen Vater doch auch gern?

In seinem Gesicht zuckte es, aber er schwieg.

Meine Mutter — weiter zu reden vermochte er nicht.

Meine Mutter ist todt.

Ach!

Er seufzte tief auf, sah sie scheu an und begriff nicht, daß sie das so ruhig sagen, daß sie so heiter sein könne.

Das war schön!

Was war schön?

Wie sie begraben wurde. Denke dir: in die Erde hinein. Viele bunte Männer gingen mit vielen Lichtern. Und wie die Glocken läuteten! — Ist deine Mutter auch todt?

Nein! nein! rief er heftig und schluchzte krampfhaft auf, worüber Marja so erschrak, daß sie zu weinen anfing.

Bald beruhigten sich Beide und setzten Spiel und Plauderei fort.

Ob er oft in die Kirche gehe? — Niemals. Seine Eltern gingen hinein, dann müsse er bei der Heerde bleiben. Er wisse gar nicht, was das sei, eine Kirche. — Ein wunderschönes buntes Haus, mit Blumen und Lichtern und vielen, vielen Menschen. Und dann die Priester. Wie die angezogen sind! Mit lauter Gold und Silber. Man muß ihnen die Hand küssen — ja, wahrhaftig! Und wenn sie dastehen und Etwas in die Höhe halten, dann muß man sich hinwerfen, — sieh so! Und mit den Händen muß man so machen.

Sie zeigte ihm Alles. Ihm wurde von so vielen Herrlichkeiten ganz wirr zu Sinn. Auch schämte er sich, daß

er von Nichts wußte, daß seine Mutter ihm von Nichts gesagt hatte.

Aber von der guten Gottesmutter wußte er durch seine Mutter, sie hatte ihn auch einen Spruch gelehrt, den er jeden Morgen und Abend hersagen mußte. Ganz stolz betete er seiner kleinen Freundin den frommen Vers vor, wobei er die Hände faltete und ein wehmüthiges Gesicht machte.

Sogleich kramte auch Marja ihre ganze christliche Gelehrsamkeit aus. Salvatore staunte.

Noch etwas Anderes hätte er gar zu gern von seiner kleinen klugen Gefährtin erfahren, lange fand er nicht den Muth, sie zu fragen; dann brach er leidenschaftlich damit hervor:

Hat dein Vater deine Mutter auch geschlagen — so geschlagen, daß es blutet?!

Schluchzen erstickte seine Stimme. Er ballte die Hände und blickte voll angstvoller Erwartung seine Freundin an.

Nie hat der Vater meine Mutter geschlagen, versicherte Marja eifrig. Mein Vater thut keinem Thier etwas zu Leide.

Ist dein Vater auch nie betrunken?

Was ist das?

Das ist — ich weiß es auch nicht; aber es ist schrecklich.

Dann ist es der Vater niemals, entschied Marja in unerschütterlichem Glauben.

Denke dir: wenn mein Vater betrunken ist, schlägt er die Mutter — so, daß es blutet, raunte Salvatore ihr zu. Aber laß mich nur erst groß sein —

Ich weiß, was du dann thust! rief das Mädchen mit blitzenden Augen. Wenn bei uns zu Hause einer einen todtschlägt, so wird er wieder todtgeschlagen. Mein Vater hat es mir erzählt.

Du mußt mir Alles sagen, was dein Vater dir erzählt hat, flehte Salvatore inbrünstig.

Dann thut man ein Gelöbniß, und dann muß man den Mörder tödten.

Wer muß ihn tödten?

Ei, der Bruder oder der Sohn von dem, der gemordet worden ist, oder sonst ein Anderer, irgend einer. Wenn er das Gelöbniß gethan hat, dann hilft's nichts. Sie sah sich scheu um, rückte dicht zu Salvatore hin und flüsterte: Wenn du es keinem Menschen verräthst, will ich es dir sagen.

Ich will es keinem Menschen verrathen.

Du mußt es geloben.

Wie soll ich das machen?

Sage nur: Ich gelobe.

Das gefällt mir nicht.

Sag's nur.

Ich gelobe.

Er war ganz erblichen, er zitterte. Marja vertraute ihm:

Auch mein Vater hat solch ein Gelöbniß gethan.

Auch dein Vater?

Ich weiß es von der Mutter, ich weiß noch viel mehr.

Sie erwartete, daß Salvatore sie bitten würde, es ihm zu sagen; er war jedoch viel zu entsetzt.

Also muß dein Vater Einen todtschlagen?

Das wird er wohl müssen. Singt er doch immer das Lied.

Welches Lied?

Wie du fragst! Ich habe es ja vorhin gesungen.

Sing es noch einmal.

Marja ließ sich nicht lange bitten; andächtig hörte Salvatore ihr zu. Es war eigentlich kein hübsches Lied, aber weil Marja es sang, gefiel es ihm.

Mitten im Gesang unterbrach sie sich.

Da kommt der Vater. Er mag nicht hören, wenn ich das Lied singe. — Bleibe doch. Mein Vater thut dir nichts.

Aber Salvatore war bereits über die Brüstung geklettert.

Morgen komme ich wieder! rief er zurück. Hinter einem Dornbusch versteckt, sah er scheu zu dem Manne hinüber, der Marja's Mutter nicht geschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend kam die Heerde ohne ihren Hirten auf Tusculum an. Obgleich kein Stück fehlte, tobte und fluchte Simeone, daß es weithin über den Berg schallte. Laurina, ohne sich an den Wüthenden zu kehren, lief fort und suchte ihren Sohn. Da hörte sie ihn singen. Sie kannte das Lied, wurde ganz fahl im Gesicht und mußte sich an den Felsen lehnen. Schwankend setzte sie ihren Weg fort und fand den Knaben auf einer Klippe liegend, ins Molarathal hinabsehend, wo der neue Hirt vor seiner Hütte ein Feuer angezündet hatte. Bei der einbrechenden Nacht schlug die Flamme hoch auf, glühenden Schein auf den Lagerplatz werfend. Die Frau erkannte die dunklen Gestalten des Hirten und seines Kindes. Ihre ersten Worte waren:

Woher kennst du das Lied?

Salvatore deutete hinab:

Von Marja. — Marja's Vater hat ihre Mutter niemals geschlagen, und — denke dir: ihre Mutter ist todt.

Wer ist Marja?

Wer Marja Mariani ist —?

Regungslos stand das Weib und starrte in die nächtige Tiefe hinab. Salvatore glaubte, sie sei ihm böse, weil er mit Marja Mariani gespielt habe, und fing zu weinen an. Da warf Laurina sich neben ihm hin, drückte ihn an sich und küßte ihn, daß der Knabe aufschrie. Hand in Hand traten sie endlich den Heimweg an.

An demselben Abend erfuhr auch Simeone die Ankunft des neuen Hirten und ward darüber ganz wild. Salvatore mußte die ganze Nacht ausgeschlossen im Freien zubringen; drinnen hörte er seine Mutter leise stöhnen. Wenn er doch nur erst größer wäre!

* * *

Marco Mariani, der neue Nachbar des Hirten von Tusculum, der sich den Bauern von Rocca di Papa als Hirt verdingt hatte, erwies sich als ein noch ziemlich junger Mann, schwarzlockig und braun, mit schönen, schwermüthigen Augen. Seine wilde Tracht, aus dunklen, langhaarigen Ziegenfellen und dem Vließ eines schwarzen Schafbocks verfertigt, kleidete ihn vorzüglich. Er und Laurina stammten aus demselben Orte. Beider Eltern waren Nachbarn gewesen.

Im Dorfe hatte man allgemein geglaubt, daß die Kinder einmal ein Paar werden würden. Sie waren beide fast gleichalterig, beide ungewöhnlich hübsch und schienen sich einander sehr gern zu haben. Als bei Marco's angehendem achtzehnten Jahre das ganze Dorf ein Verlöbniß erwartete, bewarb sich der zugewanderte Hirt Simeone Santis um das Mädchen. Er war zwar um zwanzig Jahre älter als Laurina, aber um fünfzig Scudi reicher als Marco, bekam also der Sitte gemäß die Braut. Schon nach wenigen Wochen ward die Hochzeit gefeiert.

Das ganze Dorf fand das vollkommen in der Ordnung, und vollkommen in der Ordnung fanden es Laurina und Marco; daß aber der beiseite geschobene Liebhaber nicht versuchte, dem glücklichen Nebenbuhler einen Dolchstich beizubringen, fand im ganzen Dorf kein Mensch in der Ordnung, Simeone Santis am wenigsten. So geschah es, daß der hübsche, lustige, allgemein beliebte Marco allgemein mißliebig wurde; er war

ein Feigling. Plötzlich erinnerte man sich, daß er als großer Knabe vor einem Wolfe geflohen war, die Heerde im Stich lassend.

Simeone verhöhnte ihn öffentlich und hatte die Genugthuung, daß man ihm, obgleich er im ganzen Dorfe verhaßt war, in dieser Sache allgemein Recht gab. Seinem jungen Weibe gegenüber hörte er gar nicht auf, ihren schönen und „muthigen“ Liebhaber zu verspotten; Laurina entgegnete darauf niemals ein Wort.

Dem hübschen Marco wäre es nach diesem Vorfall schwer geworden, aus dem Ort ein anderes Mädchen zur Frau zu bekommen; keine hätte ihn gewollt, auch hätte kein Vater ihm seine Tochter gegeben. Sogar seine Kameraden, deren Stolz er bis dahin gewesen, mieden ihn. Ein Makel lag auf ihm.

Der junge Hirt verfiel in Schwermuth. Er scheute die Menschen, blieb bei seiner Heerde, die er in die entlegensten Felsenthäler trieb, und wurde, da er immer daran denken, immer darüber grübeln mußte, zu einem Träumer.

Er wußte selbst, daß er feig sei.

Bald nach der Hochzeit verließ Simeone sein junges Weib, um sich im Römischen nach einem guten Dienst umzuthun. Halb im Scherz warnte ihn sein Schwiegervater. Der neue Ehemann lachte laut auf: ein Feigling sei keiner Frau gefährlich.

Seine Frau stand dabei und — lachte mit.

Da er sie jedoch zum Abschied küssen wollte, stieß sie ihn fort, als sei er ein häßliches Thier. Er sah sie mit seinem Mörderblick an und ging.

Ein ganzes Jahr blieb er fort.

Marco wurde zuweilen im Dorfe gesehen, allerdings nur des Nachts oder beim Morgengrauen. Das ganze Dorf wußte, daß er an seinem Todfeind Rache genommen — die

Rache des Feiglings. Die Blicke, mit denen man ihn ansah, wurden immer düsterer, immer verächtlicher. Er ertrug diese Blicke nicht und wanderte ganz fort, in das Neapolitanische. Bald darauf gebar Laurina einen Knaben, dann kehrte Simeone zurück, um sein Weib und seinen Sohn nach Tusculum zu holen.

Sie war nicht feig; sie sagte es ihm selbst.

Als er sie darauf mißhandelte, fand sowohl sie selbst, ihr Vater als auch das ganze Dorf das vollkommen in der Ordnung; sie würden es in der Ordnung gefunden haben, wenn er sie getödtet hätte.

Mit Marco Mariani war er übrigens fertig; für solche Rache mußte die Frau büßen. Auf Tusculum that sie das auch.

Obgleich sich Marco im Neapolitanischen bereits nach einem Jahre ein Weib nahm, verfiel er doch immer tiefer in Schwermuth. Von allen Romanzen und Sonetten, die er früher den lieben langen Tag über gesungen, schien er nur einen einzigen düsteren Gesang behalten zu haben: eine Ballade, in der ein unschlüssiger Jüngling von seiner Mutter zur Blutrache gemahnt wird. Der Sohn ist feige, die Mutter verwünscht ihn, vollbringt den Mord selbst und wird vor den Augen des Sohnes hingerichtet.

Marco's Weib war ein scheues, sanftes Wesen, ihrem hübschen, trübsinnigen Manne leidenschaftlich ergeben. Dieser behandelte sie gut; aber sie wußte, daß er eine Andere im Herzen trug. Nachts im Traum schrie er zuweilen auf: Laurina! und schluchzte dann kläglich. Auch noch Anderes mußte auf ihm lasten; denn wenn in Sonnino ein Rachemord verübt wurde, schlich er eine Zeit lang ganz verstört umher.

Gerade, als die kleine Marja elf Jahre alt geworden, starb ihre Mutter; kaum war sie todt, als Marco mit seiner

Tochter in sein Heimathsdorf zurückzog, um jedoch bald wieder, da sein guter Name noch immer nicht hergestellt war, zum zweiten Mal ins Albanergebirge auszuwandern. Hier trieb er sich umher, bis die Bauern von Rocca di Papa ihn für schlechten Lohn als Hirten für ihre Heerde im Molarathal unterhalb Tusculum dingten.

Feige war er noch immer.

Auch sang er noch immer die Mahnung zur Blutrache.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Für die tusculanische Hirtenfamilie kam eine schwere Zeit. Simeone war jetzt auch an Wochentagen betrunken, sein Weib schlich wie ein Schatten umher. Salvatore mußte die große Herde hüten, die nicht vom Berge hinunter durfte. Er lief jedoch fort, ließ die Thiere im Stich und suchte im Molarathal Marja auf. Stundenlang konnte er still dasitzen, ihre Hand halten, auf ihr Geplauder, ihren Gesang lauschen.

Auch ihren Vater, den Mann, der seine Frau nie geschlagen hatte, lernte er kennen; nachdem die erste Scheu überwunden, gewann er ihn leidenschaftlich lieb. Neben dem Hirten, der selten mit ihm sprach, aber ihn oft lange unverwandt ansah, stumm dazuliegen, machte ihn fast noch glücklicher als die Gegenwart Marja's, die auf ihren heißgeliebten Vater eifersüchtig zu werden begann.

Salvatore brachte es nicht über sich, den großen Schmerz seines jungen Lebens zum zweiten Mal einem Menschen anzuvertrauen. Aber seine kleine Freundin hatte geplaudert, und als ihr Vater ihn einmal nach seiner Mutter frug, kam Alles heraus. Aschfahl, die Augen mit Blut unterlaufen, hörte Marco auf den leidenschaftlichen Ausbruch des Knaben, der seine Mutter an seinem Vater zu rächen gedachte, sobald er „erst groß geworden“.

Als sich Laurina am Abend über ihren Sohn warf, um diesen vor einem Wuthanfall Simeone's zu schützen, raunte der Knabe ihr zu;

Laß nur, Mutter! Marco Mariani haßt den Vater auch.

Laurina schrie auf. Die Faust ihres Mannes hatte sie so schwer getroffen, daß sie hinfiel.

* * *

Am nächsten Tage ereignete sich auf Tusculum etwas Fürchterliches: Simeone wurde ermordet — im Schlafe.

Die feige That wurde in den Ruinen der ciceronischen Villa verübt.

Sie bestehen aus einem wahren Labyrinth halb verschütteter unterirdischer Gänge, Kammern, Gemächer und liegen wie vom Berge abgerissene Felsmassen unter Ginster, Brombeergestrüpp und Hollundersträuchern den Abhang hinuntergewälzt, ein Wirrwarr grauer Schollen und Klippen. Wenn die Heerde zwischen diesen Trümmern weidete, wo die würzigsten Bergkräuter in größter Ueppigkeit wuchern, liebte es Simeone, die heiße Tageszeit in einem besonders kühlen Raume der weitläuftigen Ruinen hinzubringen.

Das Gemach mochte ein Prunksaal gewesen sein, denn es war groß und hoch und trug über dem schwarzen Netzwerk der Mauern noch vielfach seine ehemalige Marmorbekleidung von Giallo antico. Der Boden, wo er unter Schutt und Gestrüpp sichtbar wurde, zeigte noch Spuren einer kostbaren Mosaik. Der Eingang war bis zur Hälfte verschüttet und die Oeffnung überdies dicht mit Epheu überzogen. Wer hinein wollte, mußte die langen Ranken wie einen Vorhang aufheben.

Hier suchte Salvatore seinen Vater auf, als er ihm am Nachmittag die Minestra brachte.

Aus dem blendenden Sonnenglanz plötzlich in tiefe Dämmerung versetzt, vermochte der Knabe zuerst Nichts zu

erkennen. Er rief: Vater! — erhielt keine Antwort, vernahm ein schreckliches Röcheln. Im ersten Augenblick des Entsetzens wollte er fliehen, dann stand er zitternd da, lauschte, hörte die fürchterlichen Töne wieder und tastete sich bebend in der Dunkelheit vorwärts bis zu der Stelle, wo sich Simeone's Lager befand, von wo ihm das Röcheln entgegendrang. Von Grausen gefaßt, kniete er nieder, wollte sich zu dem Schlummernden herabbeugen, griff in eine warme, klebrige Flüssigkeit und schrie entsetzt auf.

Unterdessen hatten sich seine Augen an die Finsterniß gewöhnt. Er sah seinen Vater halb aufgerichtet gegen die Mauer lehnen, und sein Vater war's, der so grauenvoll röchelte. Jetzt erkannte er auch das Blut, welches, eine dicke, geronnene Masse, den ganzen Körper bedeckte, erkannte er das fahle Gesicht mit verzerrten Zügen, mit weit offenen, stieren Augen.

Die stieren Augen hefteten sich auf den Knaben, der unter dem Blicke des Sterbenden seine Sinne schwinden fühlte. Da hörte er sich anrufen von einer Stimme, deren Laute keinem Menschen anzugehören schienen:

Salvatore!

Vater! Vater!

Salvatore, du mußt mich rächen!

Wiederum das schaudernde: Vater! Vater! als Antwort.

Tauche deine Hand in mein Blut!

Kaum wissend, was er that, ließ Salvatore seine Hand auf den Körper seines Vaters niedersinken. Es war ihm, als stecke er sie tief in feuchte Erde, als überzöge diese seine Hand, als dringe sie bis unter die Nägel. Sein Arm wurde ihm so schwer, daß er ihn nicht aufzuheben vermochte.

Und jetzt gelobe!

Salvatore schauderte bei diesem Wort, vor seinen Augen schwamm Alles in Blut; in Blut, in heißem, widrigem Blut

versank er selbst. Er wollte wieder aufschreien: Vater! Vater! brachte aber nur einen unverständlichen Laut über die Lippen.

Gelobe, daß du mich an meinem Mörder rächen willst, sonst sollst du und deine Mutter verflucht sein in Ewigkeit!

Die schreckliche Stimme erstickte im Todeskampf.

Als der Mann mit übermenschlicher Anstrengung sich noch einmal ins Leben zurückriß, um seinem Rächer den Namen seines Mörders zuzuröcheln, war Salvatore, noch immer die Hand in das erstarrende Blut haltend, über ihn hingesunken.

Sor Simeone stieß eine Verwünschung aus und verschied.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit erwachte Salvatore aus seiner Betäubung; sogleich erinnerte er sich deutlich an Alles, was geschehen. — Er lag über seinen Vater hingestreckt — sein Vater war im Schlafe ermordet worden, und er hatte seinem Vater gelobt, ihn zu rächen, sonst sollten er und die Mutter verflucht sein in Ewigkeit.

Aber Etwas hatte er über seinem Entsetzen völlig vergessen: den Namen des Mörders.

Ohne sich zu regen, versuchte er, sich darauf zu besinnen. Da empfand er, wie es auch sein Gesicht überzog, als liege feuchte Erde darauf, als sei sie auf seiner Haut getrocknet und dann aufgesprungen; das Gesicht schmerzte ihn davon, und die Hände waren so starr, daß er die Finger nicht krümmen konnte.

Er wälzte sich von dem Leichnam herunter, kroch fort, dem Eingang zu und hinaus. Dann erhob er sich und lief schwankend davon. Plötzlich warf er sich hin und wühlte Gesicht und Hände in das kühle Gras, wobei er fortwährend Vater! Vater! rief. Nach einer Weile richtete er sich empor, riß Blätter ab und rieb sich damit wie unsinnig

Gesicht und Hände, aber jenes grausige Gefühl wollte gar nicht aufhören. Als es Abend ward, stand er auf und sah sich um.

In einer dichten Dunstschicht ging die Sonne unter, fast so roth wie das Blut, das noch immer an seinen Fingern klebte.

Die Heerde weidete ruhig zwischen den Trümmern, die das Abendroth mit dunkler Glut übergoß.

Purpurfarbige Schatten breiteten sich über die Ebene und die Gebirge. Schimmernd lag das Meer da; am Strande schien es aufzuflammen: die Sümpfe.

Im Molarathal sang eine helle Kinderstimme.

Der Jüngling — denn es war plötzlich kein Knabe mehr — lauschte, bis das Lied verklang, dann ging er nach Hause. Seine Mutter kreischte bei seinem blutigen Anblick gellend auf und schrie ihn an:

Du hast deinen Vater erschlagen!

Ich habe meinem Vater gelobt, ihn zu rächen.

Er streckte ihr seine geröthete Schwurhand entgegen.

* *
*

Sobald der Mord auf Tusculum in Frascati bekannt wurde, zog das Gericht Salvatore gefänglich ein.

Andere Hirten sagten aus, daß der Ermordete mit seiner Familie in wildem Unfrieden gelebt und daß der Knabe seinem Vater Rache geschworen. Dazu kam der Ort der That: ein abgelegener, verborgener Raum, den als gewöhnlichen Ruheplatz des Verstorbenen vor Allen dessen Sohn kennen mußte. Ferner die Ausführung der That: am Tage, während der Ermordete schlief. Einen Schlafenden konnte auch ein vierzehnjähriger Knabe umbringen; überdies wäre ein solcher Todtschlag für den fetten, trägen Sindacus von Frascati kein neuer Fall gewesen.

Als stummes Zeugniß von vernichtender Beredsamkeit sprach die blutbefleckte Kleidung des Angeklagten gegen denselben. Salvatore schien verloren zu sein.

Aber das Wesen des vermeintlichen Mörders verfehlte nicht, selbst auf diese Richter einen gewissen Eindruck zu machen.

Wäre ich groß gewesen, hätte ich es längst gethan, denn er mißhandelte meine Mutter. Aber ich hätte ihn nicht im Schlaf gemordet; das ist feige. Laßt mich frei! Ich habe dem Vater gelobt, ihn zu rächen, sonst ist meine Mutter in Ewigkeit verflucht.

Beim Verhör gab er den Richtern unaufgefordert eine pathetische Schilderung jener grausigen Scene. Er wiederholte die Worte des Sterbenden, machte dessen Röcheln, seinen stieren Blick nach und erzählte Alles, was er dabei gesagt und gethan.

Die leidenschaftliche Darstellung des jungen Halbwilden hätte die Richter überzeugen müssen, außerdem hatte sich bei der ärztlichen Untersuchung des Leichnams erwiesen, daß die Dolchstöße von einer zu starken und sicheren Hand gethan worden, um von einem vierzehnjährigen Knaben herrühren zu können. Trotzdem ließ man ihn nicht frei; denn als er den Namen nennen sollte, den er von seinem sterbenden Vater als den des Mörders erfahren, verfiel er in einen Zustand völliger Stumpfheit: er wisse den Namen nicht mehr. So viel man in ihn hineinredete, ihm zusprach, ihm drohte — er blieb dabei, den Namen vergessen zu haben.

Während der Gefangenschaft, die bereits über ein halbes Jahr gedauert, bekam er seine Mutter nur einige Mal zu sehen. Ein Wärter führte die Frau in die dunkle vergitterte Zelle und ließ sie eine Stunde mit dem Gefangenen allein. Laurina kauerte sich ihrem Sohn gegenüber auf den Boden nieder, sah ihn unverwandt an, seufzte jammervoll, schrie zuweilen auf: Madonna mia! und bewegte die Lippen, als

ob sie bete. Sie sah hager und gelb aus, mit tiefliegenden Augen, und schien das Fieber zu haben, das sie oft wie ein Krampf schüttelte.

Auch Salvatore sprach fast gar nichts. Er fragte wohl nach der Heerde, aber so gleichgültig, daß er die Antwort der Mutter ganz überhörte. Bei ihrem letzten Besuch erkundigte er sich mit einiger Theilnahme, wer denn jetzt die Ziegen hüte, und fuhr freudig auf, als er vernahm, daß Marco Mariani „einstweilen" die Hirtenstelle seines Vaters übernommen. Nun wurde er lebhaft. Er erkundigte sich nach jedem Stück der Heerde und ließ ihrem neuen Hirten durch seine Mutter die besten Plätze anweisen, denn Marco wisse ja nichts von Tusculum. In seinem Eifer beachtete er gar nicht das Aussehen seiner Mutter, die todtenbleich geworden und wie geistesabwesend vor sich hinstarrte. Stammelnd und stockend berichtete sie, daß Marco Mariani und Marja ihn hätten besuchen wollen, aber nicht zu ihm gelassen worden wären; und sie erschrak tödtlich, als Salvatore plötzlich in Thränen ausbrach, sich hinwarf und mit zuckendem Körper dalag.

Seine Mutter kniete neben ihn hin, und da sie gar nicht wußte, was anfangen, murmelte sie alle Gebete her, die sie kannte, sich in Einem fort durch jammervolle Anrufungen der Gottesmutter unterbrechend.

Als Salvatore sich etwas beruhigt hatte, richtete er sich, durch Thränen lächelnd, auf und fing an, mit leuchtenden Augen von Marja Mariani zu reden. Er trug Laurina viele, viele Grüße an sie auf und beschwor sie, das Mädchen an alle die Stellen zu führen, wo die schönsten Blumen wüchsen; die röthliche duftende Menthe und die stolze Königskerze liebe sie am meisten. Die Mutter solle ihr sagen, daß er immer, immer, immer an sie denke und oft das Lied singe, sie wisse es schon, welches. Er habe jetzt auch etwas

gelobt. Ihrem Vater schicke er gleichfalls freundliche Grüße. Das sei ein Mann!

Scheu versprach seine Mutter, Alles bestellen zu wollen.

Sie theilte ihm mit, Marco Mariani und Alle sagten, daß er freikommen müsse.

Ob er den Namen denn wirklich nicht mehr wisse? Sie würde es Keinem verrathen, wolle ihm geloben —

Aber er wußte den Namen wirklich nicht mehr.

Die Frau überfiel ein neuer Fieberschauer.

Wenn du frei bist, gehen wir fort, in die Abruzzen zurück oder sonst wohin.

Nun gerieth Salvatore außer sich. — Fort von Tusculum? Er wollte nicht fort! Und nicht eher beruhigte er sich, als bis seine Mutter ihm „gelobte“ — er wußte jetzt, was das bedeutete —, auf Tusculum zu bleiben: immer! immer! Die zitternde Frau versprach Alles, was er wollte.

Nachdem sie ihm wie gewöhnlich ein Brod, eine Flasche Ziegenmilch und einen großen Käse gegeben — es war Alles, was sie ihrem gefangenen Liebling bringen konnte —, ging sie wieder. Marja hatte um das Bündel eine lange Kette an einander gereihter Blüten der Königskerze geschlungen. Sobald Salvatore allein war, wand er sich die Kette unter seinem Rock von Schaffell wie einen Talisman um den Hals. Er war glücklich: auf Tusculum befanden sich Marja und ihr Vater.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn er sich auf den Tisch stellte und an das Gitter des kleinen Fensters anklammerte, konnte er die schwachen Umrisse eines Bergrückens erkennen: Tusculum! Seit dem letzten Besuch seiner Mutter hing er an den Eisenstäben, bis seine Arme erlahmten und er vor Ermattung halb bewußtlos herabglitt.

Vorher hatte er, wenn er nicht an die Mutter, an Marja, ihren Vater oder an den vergessenen Namen des Mörders dachte, meistens in fieberhaftem Schlummer auf seinem Heusack gelegen. Wachte er, so fühlte er sich so matt, daß er sich kaum regen konnte. Plötzlich ging es ihm viel besser: das machte Marja's Blumenkette.

Einmal glaubte er, vor dem Gefängniß eine Mädchenstimme singen zu hören. Er sprang auf, kletterte zum Fenster empor, drückte sein Gesicht gegen die Eisenstäbe, hell aufschreiend: Marja! Marja!

Auch ein Priester besuchte ihn zuweilen, ein guter, alter Kapuziner, dessen Kloster unterhalb Tusculum lag. Zuerst scheute Salvatore die dunkle Gestalt und hätte sich am liebsten wie in den alten schönen Zeiten der Freiheit vor ihm verkrochen. Das würdige Wesen des milden Greises machte indessen einen starken Eindruck auf das verwahrlos'te Gemüth. Mit dumpfem Staunen hörte er die Ermahnungen und Lehren des Mönches, dem ein derartig verwilderter Zustand etwas durchaus Gewohntes war. Aber so verständlich er auch dem jungen Sohne der Wildniß, dessen Begriffsvermögen angemessen, das Christenthum predigte — Salvatore's Geist war zu leidenschaftlich von anderen Empfindungen in Anspruch genommen, um so viel Wundersames und Geheimnißvolles begreifen zu können. Seine größte That dem Pater gegenüber war, daß er sich einmal zu der Frage aufraffte: ob man ein Gelöbniß halten müsse? Das bestimmte strenge Ja des Priesters verursachte eine mächtige Wirkung. Zagend erkundigte er sich, was ewige Verfluchung sei? — Ewiges Fegefeuer! — Und das Fegefeuer? — Höllische Flammen, in denen die Seelen brennen müßten. Und nun folgte eine haarsträubende Schilderung aller der Qualen der Verdammniß, in bester christlicher Absicht gethan, eine Absicht, die in einer Weise erreicht wurde, daß selbst der gottesfürchtige

Mann darüber erschrak. Der junge Christ gerieth in einen Zustand von Angst und Entsetzen, der das Mitleid des Mönches erregte. Salvatore dachte jedoch nicht an sich, sondern an seine Mutter.

Es half also wirklich nichts, er mußte das Gelöbniß halten.

Er verfiel in ein Brüten, das Stumpfsinn glich: wie sollte er den Mörder entdecken, wie ihn tödten, wie seine Mutter vor den gefährlichen Flammen bewahren?

Zuweilen tauchten, Erscheinungen gleich, die Ruinen von Tusculum vor ihm auf, von goldigen Ginsterwogen umblüht, von Sonnenstrahlen umflossen. — Wundersam, daß die Blumen noch immer blühten, daß die Sonne noch immer schien! Und mitten unter dem Schimmer thronte eine kleine, in Roth gehüllte Gestalt, das Köpfchen mit Glanz gekrönt, eine Königskerze als Scepter in der Hand, ihm zunickend und zulächelnd.

Dann wiederum verschwand Alles im Dunkel. Er tastete um sich, er tappte in eine warme Blutlache, in die er versank. Er sah vor sich das gräßliche Haupt, die brechenden Augen starr auf sich geheftet; er vernahm die furchtbare Stimme: Gelobe! und immer wieder: Gelobe!

Von Zeit zu Zeit führte man ihn zum Verhör, doch man bekam nichts aus ihm heraus. Da er mit jedem Tage mehr und mehr hinschwand, wurde er endlich freigelassen.

Das Gericht hatte seine Pflicht gethan und suchte nicht mehr nach dem Thäter. Der Mord auf Tusculum war irgend ein Racheact gewesen. Das Gericht kannte das Volk und zählte solche Blutthaten nicht zu den Morden.

Ueber ein Jahr war der Knabe gefangen gehalten worden.

* * *

Es war Sonntag und irgend ein Kirchenfest. Salvatore stand in Frascati auf dem Domplatz und starrte halb betäubt um sich. So viele Häuser und Menschen! Nirgends ein Fels oder ein Baum! — Der helle Sonnenschein brannte ihm in die Augen wie Flammen, drang wie glühende Pfeile auf ihn ein.

Er konnte gehen, wohin er wollte: nach Tusculum hinauf zu seiner Mutter, zu Marco — zu Marja.

Er war frei!

Früher hatte er gar nicht gewußt, was das sei.

Salvatore wunderte sich, daß er, der so lange Zeit ausgeruht — er wußte nicht wie lange —, doch so müde sei, ihm die Glieder so schwer am Körper hingen, daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Auch ängstigte ihn, daß Niemand ihn kannte, Niemand sich um ihn kümmerte, daß er so allein auf der Welt war.

Auf der ganzen breiten Domtreppe kauerte, Kopf an Kopf gedrängt, fremdes hergewandertes Volk: Ciocciaren, Abruzzaten und Sabiner. Die Männer gingen in Felle gekleidet, und die Frauen trugen die Tracht seiner Mutter. Das beruhigte ihn etwas. Einen von ihnen wollte er fragen, wo hinaus es nach Tusculum ginge.

Da fuhr er erschrocken zusammen. Ueber ihm begann es zu hallen und zu schallen, als ob die Sonnenstrahlen Klänge geworden wären; er erkannte zwar bald, daß es Glocken waren, aber solches Getöse hatte er noch niemals vernommen. Es sauf'te ihm davon in den Ohren.

Nun nahm das Gewühl um ihn so zu, daß er hin- und hergestoßen wurde. Alles auf der Treppe stand auf und drängte vor. Mitten über den Platz hinweg machte man eine breite Bahn frei. Salvatore sah durch die weit geöffnete hohe Domthür tief in einen gähnenden, dunklen Raum

hinein. Durch die Finsterniß drinnen zuckten viele kleine Flämmchen.

Ach, die Johanniswürmchen! dachte Salvatore voller Freude und wäre gern hingelaufen. Er hatte so lange keine gesehen.

Dann kam die Procession.

Fast hätte Salvatore laut aufgeschrieen. An einem hohen Kreuz hing ein nackter Mann; er blutete gräßlich. Aber sie machten hinter ihm lustige Musik, und auf dem Platze wurde aus großen Röhren geschossen; dazwischen krachte und knatterte es unaufhörlich.

Es war ein Höllenlärm.

Salvatore wußte nicht, wie ihm geschah. Dicht an ihm vorbei zogen sie dahin; seltsam vermummte, bald roth, bald weiß oder blau gekleidete Männer, welche Fahnen und mächtige Bilder schleppten, die, an vielen Stricken befestigt, in der Luft schwankten. So ging es fort in langen, langen Reihen über den Platz, die Treppe hinauf, in die Kirche hinein, wo der glänzende Zug, aus dem Sonnenlicht tretend, von dem Dunkel verschlungen zu werden schien. Aus den Fenstern schütteten die Leute unaufhörlich Blumen und Blätter hinab.

Plötzlich fiel Alles auf die Kniee. Eine Frau neben Salvatore zog ihn mit sich hinab.

Als er wieder auf den Füßen stand, sah er gerade noch eine Schaar schimmernder Männer — sie trugen golddurchwirkte Gewänder, und eine goldene Decke wurde über sie gehalten — in der Kirche verschwinden.

Marja!

Er rief es laut, sie sofort erkennend, obgleich sie sehr verändert war. Sie ging unter vielen anderen Mädchen, hatte ein blaues Kleid an, einen weißen Schleier um, einen Rosenkranz auf dem Kopf und trug wie alle anderen eine

brennende Kerze. Sie sah krank und blaß aus und hielt die Augen beständig auf den Boden gesenkt.

Salvatore's Ruf mußte sie in dem Getös der Musik und der Schüsse nicht gehört haben. Die Mädchen wurden von Nonnen geführt; sie gehörten einer geistlichen Körperschaft an, in der nur solche Kinder Aufnahme fanden, die von ihren Eltern dem Himmel geweiht wurden — gewöhnlich zur Sühne für eine schwere Schuld.

Als Salvatore auch Marja aus dem Sonnenglanz in die Nacht tauchen sah, rief er wieder ihren Namen, schmerzlich, angstvoll.

Jetzt drängte das Volk in die Kirche. Salvatore ließ sich mit fortreißen: er wollte Marja suchen.

In die kühle Dämmerung tretend, fühlte er einen eisigen Schauer bis ins Herz hinein. Die er suchte, sah er nicht.

In der Kirche war es genau so, wie Marja ihm erzählt hatte; auch mit dem Rauch hatte es seine Richtigkeit. Wie Wolken stieg es vor den Lichtern auf, die trübe die dichten Dünste durchdrangen. Plötzlich theilten sie sich. In den Nebeln erschien, gleichsam schwebend, eine leuchtende Gestalt, die dreimal einen Namen rief: Salvatore! Salvatore! Salvatore!

Von Entsetzen gepackt, drängte Salvatore sich durch das Volk und entfloh.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst gegen Abend langte er auf Tusculum an. Er hatte nicht den Muth gefunden, Jemand nach dem Wege zu fragen, und war aufs Gerathewohl zugegangen. Nun stand er droben, wie von tagelanger Wanderung zu Tode erschöpft, Fieberschweiß auf der Stirn.

Vor ihm lagen die Ruinen der ciceronischen Villa, ganz so wie vor einem Jahre von Ginster und Holunder umblüht. Von der Heerde war nichts zu sehen — auch nicht von Marja.

Sein scheuer Blick, darin bereits das Fieber glühte, heftete sich auf die Stelle, wo der Epheuvorhang die Oeffnung in dem braunen Gemäuer versteckte. Dort war es gewesen!

Das gräßliche: Gelobe! seines sterbenden Vaters durchgellte den dreimaligen Ruf seines Namens, und mit dem goldenen Glanze, der um jene Gestalt geflossen, mischte sich das dunkle rinnende Blut, in das er seine Hand hatte tauchen müssen. Aber drunten blieb Alles still. Er schwankte weiter, durch einen jungen Pinienwald auf die antike Straße hinab. Auf diesem Weg umging er die unheimlichen Ruinen und gelangte auf die Höhe, wo am Rande des Waldes das Wächterhaus lag. Dort war seine Mutter.

Laurina sah ihren Sohn herangewankt kommen. Sie stieß einen Schrei aus und wollte ihm entgegen, blieb aber zitternd stehen. Aus dem Hause trat ein Mann: Marco Mariani.

Ueber das fahle Gesicht des Jünglings glitt ein glückseliges Lächeln. Mutter! rief er lallend.

Für Marja's Vater fand er keinen Namen, aber sein glänzender Blick grüßte ihn. Er taumelte auf die Beiden zu.

Sie regten sich nicht, sie wagten nicht, aufzusehen Wie zwei Schuldige standen sie da, wie zwei Verbrecher, zu denen ihr Richter kam. Marja's Vater athmete schwer, seine Augen stierten vor sich hin — was war aus dem Manne geworden!

Da erkannte Laurina den Zustand ihres Sohnes.

Er stirbt! kreischte sie auf und umfing den Sinkenden. Als Marco ihr helfen wollte, den Kranken ins Haus zu schaffen, stieß sie ihn leidenschaftlich zurück:

Du sollst ihn nicht anrühren!

Allein hob sie ihn auf und trug ihn, wie sie früher so oft gethan, von der Schwelle ins Haus hinein, auf das

Lager, warf sich zu ihm nieder und brach in wilden Jammer aus. Der Mann fand nicht das Herz, hereinzukommen — muthig war er ja niemals gewesen.

* * *

Viele Wochen lag Salvatore bewußtlos, in Fieberphantasieen rasend. Seine Mutter verlor fast den Verstand dabei. Ein Arzt wurde natürlich nicht geholt. Laurina und ihr Mann wußten nichts von Aerzten; dafür betete die Frau Tag und Nacht: immer dieselben zwei oder drei Sprüche, die einzigen, die sie kannte; auch gelobte sie eine Wallfahrt nach Loretto. Marco, der sich seit seiner Heirath mit der Wittwe des Ermordeten dem Trunk ergeben, that gleichfalls ein Gelübde.

Wenn er das erfüllte und außerdem seine Marja — so oft er an sie dachte, hätte er aufschreien mögen — dem Himmel weihte, dann mußte er ja zur Genüge gesühnt haben, wenn er etwas zu sühnen hatte.

Zuweilen sah der gute alte Mönch nach dem Todkranken. Er brachte allerlei Tränke mit. Mehr jedoch als auf diese Heilmittel verließ sich Laurina auf die Gebete des gottesfürchtigen Mannes, der denn auch versprach, das Seinige thun zu wollen.

Auch Marja erfuhr, daß ihr ehemaliger Spielgefährte am Sterben liege; aber wie sie auch bat und flehte, ihn noch ein einziges Mal sehen zu dürfen, die frommen Schwestern ließen sie nicht fort. Als sie vernahm, daß ein Mensch durch Gebete gerettet werden könne, lag sie die ganze Nacht hindurch auf den Knieen. Tags über mußte sie für Anderes beten.

In seinen Phantasieen sang Salvatore fortwährend jene Mahnung zur Blutrache. Marco konnte es nicht mit anhören, ging fluchend hinaus, oft noch Nachts hinunter nach Frascati in die Bottega und betrank sich. Laurina kauerte

am Boden, warf die Schürze über den Kopf und wimmerte vor sich hin.

Eines Nachts erwachte der Kranke. Er fühlte brennenden Durst, konnte sich jedoch weder aufrichten, noch vermochte er zu rufen; alle Erinnerung in ihm war noch todt. Dabei befand er sich bei Bewußtsein und erkannte, von dem matten, flackernden Schein der erlöschenden Oellampe beleuchtet, Wände und Decke der Hütte. Jetzt hörte er auch die Mutter; sie weinte. Wahrscheinlich war sein Vater wieder betrunken und schlug sie. Wie er ihn haßte!

Gewaltsam hielt er sich zurück, seiner gemißhandelten Mutter beizustehen, aus Erfahrung wissend, daß das die Wuth des Berauschten gegen sie verdoppelte. Mit weinschwerer, stammelnder Zunge hörte er diesen reden:

Du weißt, warum ich's gethan — eh, oder weißt du's nicht? Wer hat mich damals auch verachtet, als ich's nicht that?! He, wer?! Ich mußte es thun, ich hätte eher keine Ruh' gehabt. Hab's lang genug mit mir herumgeschleppt. Das mit dem Buben hat es nur schlimmer gemacht! Damals hing das Weib gleich an meinem Hals, die Dirne; damals war ich ihr gut genug — damals! Als ob ich ihr nicht hätte geloben müssen, es zu thun — nun hab' ich's gethan! Todtgeschlagen hab' ich ihn wie einen Hund — den Hund! Nun ist's wieder nicht recht, wegen des Buben. Stirbt er nicht, so schlag' ich ihn auch noch todt, wenn's auch mein eigener ist — Gott verdamm' ihn! Heul nicht so, oder ich will dich —

Rühr mich nicht an!

Es war wie ein heiseres Auflachen, wie ein dumpfer Schlag, wie ein erstickter Schrei. Der Kranke hatte sich aufgerichtet. In demselben Augenblick erlosch das Licht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Salvatore blieb leben, aber er war blödsinnig geworden — wenigstens behaupteten es die Leute. Auch sein Stiefvater, selbst seine Mutter gaben es zu.

Es war nichts mit ihm anzufangen. Mit leerem Blick schlich er umher, kaum, daß er Nahrung nahm. Seine Mutter scheute er plötzlich, und wenn er deren Mann kommen sah, lief er fort und verkroch sich vor ihm. Die Nächte brachte er in den Ruinen zu und zwar mit einer unheimlichen Vorliebe in dem unterirdischen Raume, in welchem sein Vater ermordet worden war — im Schlafe!

Auch am Tage hielt er sich vielfach hier auf, wo die gelbe Marmorwand noch immer dunkle Flecken trug. Sobald seine Augen sich an die Dämmerung gewöhnt, konnte er sie deutlich sehen. Stundenlang kauerte er auf dem Boden und starrte darauf hin. Zuweilen kam ihm bei diesem Anblick plötzlich in den Sinn, daß er ein Lied wisse. Er sang es.

Seine Mutter war unschlüssig, ob sie nach Loretto pilgern solle oder nicht; schließlich unterließ sie es. Auch ihr Mann wußte nicht, was mit seinem Gelöbniß beginnen. Salvatore lebte ja.

Während Salvatore wie im Traum dahinlebte, drängte sein Stiefvater unaufhörlich, von Tusculum fortzugehen, zurück in die Abruzzen, wo er sich jetzt „zeigen“, wo er ein „angesehener Mann“ werden könne. Aber Laurina war nicht dazu zu bewegen: sie habe ihrem Sohn „gelobt“ zu bleiben. Salvatore, so stumpfsinnig er zu sein schien, hätte sich auch niemals von Tusculum getrennt.

Marco verfiel mehr und mehr dem Trunk, sein Unglück an seinem Weibe rächend, was Laurina auch ruhig geschehen ließ. So vergingen einige Jahre.

Während dieser langen Zeit kam Marja nur ein einziges Mal, eines Sonntags, nach Tusculum hinauf. Ihr eigener Vater erkannte sie nicht.

Sie war groß und schön geworden, aber ganz verwandelt, blaß und stumm. Marco, der zufällig gerade zu Hause war, konnte ihren Anblick nicht ertragen. Er ging fort, in den Wald hinein, warf sich auf den Boden und weinte.

Drinnen saßen Laurina und Marja einander stumm gegenüber. Salvatore war natürlich nicht da. Die Frau sah gedrückt aus und wußte nicht, was sie sagen sollte. Nachdem das Mädchen ihre neue Mutter eine lange Weile still angesehen — ein Blick, dem Salvatore's Mutter ausweichen mußte —, begann sie mit leiser, müder Stimme.

Also Euch hat mein Vater lieb, und Ihr seid — seine Mutter?

Laurina wäre gern auch hinausgegangen; sie hatte Furcht vor dem blassen, ernsthaften Kinde. Marja sprach weiter.

Euer erster Mann ist erschlagen worden, Niemand weiß, von wem. Wenn Euer Sohn es wüßte, müßte Euer Sohn ihn tödten.

Warum sollte er das wohl müssen? murmelte Laurina.

Er wird das Lied nicht vergessen können, ich kenne ihn. Ich habe das Lied von meinem Vater gelernt. Mein Vater sang es auch immer — jetzt singt er es gewiß nicht mehr.

Warum sollte er es jetzt wohl noch singen?

Ich wüßte es auch nicht. — Ist's wahr, daß Ihr Laurina heißt?

's ist ein christlicher Name.

Ueber eine Laurina hat meine todte Mutter oft bitterlich geweint; ich wußte niemals, weßhalb — jetzt weiß ich's. Ihr seid doch wohl diese Laurina?

Warum sollt' ich's nicht sein? rief das Weib trotzig. Ich bin's!

Das habe ich gleich gewußt, als ich hörte, daß mein Vater Euch geheirathet hätte, erwiderte Marja ruhig. Aber ob seine arme Seele jetzt Frieden hat?

Warum sollte sie wohl nicht Frieden haben? wollte Laurina hervorstammeln; doch die Worte erstarben ihr auf den Lippen. Sie beeilte sich, etwas Speise für den Gast zusammenzutragen, aber Marja mochte nichts anrühren — nein, keinen Bissen!

Sie wollte ihren ehemaligen Spielgefährten suchen.

Er soll ja wohl ein Narr geworden sein?

Seine Mutter nickte heftig und begann zu schluchzen.

Er hat Euch sehr lieb gehabt, eben so lieb, als ich meinen Vater, sagte das blasse Mädchen und ging.

Vom Walde her kam ihr Vater ihr entgegen. Sie blieb stehen und ließ ihn bis dicht zu sich herankommen. Wie lange das dauerte!

Ich habe drinnen mit meiner neuen Mutter, die Laurina heißt, gesprochen, Vater. Sie wird Euch wohl sagen, was.

Wie du mich ansiehst! — Was haben sie im Kloster aus dir gemacht?!

Nichts Anderes, als was Ihr wolltet daß sie aus mir machen sollten, Vater.

Willst du wieder heraus? Sag's nur!

Ich will nicht wieder heraus. Ich will eine fromme Nonne werden und für Euch beten, Vater.

Ja, das thu!

Freilich thu' ich das. Deßhalb habt Ihr mich ja auch hineingethan.

Auch für deine Mutter mußt du beten.

Für welche? Für die todte oder für die lebende? Die lebende ist Euch die liebere, die bedarf es wohl auch am meisten.

Marco schien sie nicht verstanden zu haben.

Aber wenn du wieder heraus willst —

Was sollte ich wohl hier draußen? Meine neue Mutter lieb haben und mit dem armen, tollen Salvatore Blumen

pflücken? Damit ist's vorbei. Da ist's denn besser, ich bleibe drinnen, habe nur die guten Heiligen lieb und winde Kränze für die Gottesmutter. Das will ich auch, bis mir die Hände davon schmerzen; meine Seele thut mir ohnedies weh genug. Wenn's Euch nur zu gute kommt.

Er wollte etwas sagen, irgend etwas, aber sie unterbrach ihn und sah ihn wieder unverwandt an.

Ach, Vater, armer Vater! Wie seht Ihr aus! Euch wär's auch besser, Ihr büßtet im Fegefeuer Eure Sünden, als daß Ihr meine neue Mutter küßtet. Jeder Kuß muß Euch ja ärger in der Seele brennen, als eine Flamme das kann, Gott sei Euch gnädig!

Sie schlug beide Hände vor das Gesicht und ging langsam davon. Marja! rief er ihr nach und noch einmal: Marja! Da blieb sie stehen und ließ die Hände sinken.

Ich bin heraufgekommen, um Abschied von Euch zu nehmen. Morgen werde ich Novize, und übers Jahr kleiden sie mich ein Dann legen sie mich in einen Sarg; dann bin ich für die Welt und für Euch todt und begraben. Ihr seht mich heute zum letzten Mal als eine Lebendige. Lebt wohl!

Marja! Marja! schrie er wieder. Aber diesmal ging sie fort, ohne umzusehen.

* * *

Salvatore lag im griechischen Theater auf der höchsten Stufe und sah zu, wie auf den Treppen und in dem Halbkreis des Chores die Lacerten ihr anmuthiges Spiel trieben. Sie jagten einander, schnellten die Stufen hinab und hinauf, huschten durch das hohe Kraut und die Blumen, ein lustiges, glänzendes Sonnenvölklein.

Dasselbe thaten in der Luft Schaaren gelber und braunrother Schmetterlinge. Sie hingen sich in dichten Schwärmen

an die Kelche und das Gestein, stoben wieder auf und auseinander, wie sprühende Funken.

Es war im Frühling. Die großen, dunkelvioletten, stark duftenden tusculanischen Veilchen quollen aus allen Fugen und Spalten. Um den alten Opferstein mitten im Chore, der durch ein tief eingemeißeltes Kreuz dem Christenthum überliefert worden, blühte ein Teppich blauer Anemonen, und der ulmenbeschattete Weg mit den antiken Pflastersteinen, der vom Forum her auf die Scena führte, schimmerte von Tazetten und Sternblumen, als sei mitten in den römischen Frühling Schnee gefallen.

Die hohe Brüstung, die den Zuschauerraum ringsum abschloß, trug auf ihrem grauen Gemäuer eine Bekränzung von Goldlack.

Was man über den Bergrücken hinweg sehen konnte: Gebirge, Meeresküste und Campagna, die ganze ungeheure Weite, war Schimmer und Glanz.

Sogar Salvatore's verworrenes und umdüstertes Gemüth empfand die bacchantische Stimmung der Natur an einem dumpfen, schmerzlichen Sehnen: er sehnte sich, die Augen schließen zu dürfen und nichts mehr empfinden zu brauchen, nicht Haß und nicht Liebe, nicht Müdigkeit und nicht Schmerz. Selbst eine Bewegung zu machen, kostete ihn Mühe; selbst das Gefühl der Sonnenwärme, das bis dahin immer sein liebstes Lebensbewußtsein gewesen, fing an, ihm zu viel zu werden. Er sehnte sich nach Schlaf, aber nach einem Schlaf ohne Traum; seine Träume mit ihren Bildern und Gesichtern waren schrecklich. Er fürchtete sich vor dem Leben wie vor einem blutigen Gespenst, das ihn ohne Unterlaß reizte, eine fürchterliche That zu begehen. Wenn er dem Gesang der Lerchen und Drosseln zuhören wollte, hörte er eine Stimme donnern: Gelobe! und in jedem Glockenklang vernahm er den Ruf: Salvatore!

Hätte er gewußt, was Selbstmord sei — keinen Tag würde er länger gelebt haben.

That er es nicht: rächte er nicht, so war seine Mutter verflucht — in Ewigkeit!

An sich selbst dachte er noch immer nicht.

Heute hatte er wieder eine seiner Visionen: durch den knospenden Ulmengang, über den grüngoldige Schleier niederzusinken schienen, sah er es auf sich zukommen, langsam, langsam: eine hohe, schlanke Gestalt im blauen Kleide, in einen weißen Schleier gehüllt. Er sah nicht, daß sie dahinschritt; sie schien durch die schneeigen, lichten Blüten zu schweben, von Schaaren lichter Schmetterlinge umflattert, die wie Sonnenstrahlen vor ihr aufstoben; der Glanz des Tages umfloß sie.

Er fürchtete sich gar nicht. Wäre er nicht so matt gewesen, er hätte sich aufgerichtet, beide Arme nach ihr ausgestreckt und sie angerufen wie damals: Marja! Marja!

So blieb er liegen und grüßte sie nur mit den Augen.

Sie kam näher und näher; sie betrat die Scena, wandelte langsam um den Altar durch den Chor, stieg die Stufen hinauf und blieb dicht vor ihm stehen.

Er rührte sich nicht.

Kennst du mich nicht? Ach, Salvatore, Salvatore, was fehlt dir?

Du bist es, Marja? Ich weiß es auch nicht, Marja. Aber ich soll meinen Vater rächen. Mein Vater ist nämlich ermordet worden — im Schlaf, Marja.

Von wem?

Weißt du das nicht? — Du hast deinen Vater ja wohl schrecklich lieb; so sagtest du damals: schrecklich lieb. Ich habe es ganz gut behalten, ich bin nicht so toll, wie sie meinen.

Und du hattest deine Mutter lieb.

Hab' ich das damals gesagt? Ich weiß es nicht mehr. Aber es wird gewiß so sein. Ach, Marja, Marja, warum bist du von uns gegangen?

Ich habe gelobt, dem Himmel angehören zu wollen.

Gelobt hast du es? Weißt du auch, daß du dein Gelöbniß halten mußt?

Das weiß ich.

Sonst wird dein Vater verflucht — verflucht in Ewigkeit, Marja!

Ich kann ihn losbitten.

Was kannst du?

So lange beten und bitten, bis der Fluch von ihm genommen wird.

Wie kannst du das?

Eben dadurch, daß ich mich dem Himmel gelobe — du solltest es auch thun.

Ich auch? — Kann ich denn zweimal geloben?

Wenn du dich Gott gelobst, so hat kein anderes Gelöbniß mehr Macht über dich. Das habe ich mir für dich von dem Pater Capuziner sagen lassen; der Pater Capuziner will es dir selbst sagen.

Aber das Fegefeuer, Marja? Die schrecklichen Flammen —

Gerad von dem Fegefeuer kannst du deine Mutter losbitten. Gelobe dich dem Himmel an!

Sie bat ihn flehentlich, mit aufgehobenen Händen.

Er mußte sich erst lange besinnen, bis er es zu fassen vermochte. Doch seit sie vor ihm stand, war etwas in ihm wie aus langem, bangem Schlummer erwacht.

Wenn ich mich dem Himmel gelobe, so kann ich meine Mutter von den ewigen Flammen losbitten. Er begriff es, plötzlich begriff er's.

Ach, mein Salvatore, das kannst du gewiß! Du kannst bitten, daß sie selig werde. Die Heiligen sind so gut.

Wiederum schwieg er eine lange Weile, sie unverwandt ansehend. Seine Lippen zuckten, über seine bleichen, eingefallenen Wangen rollten langsam schwere Thränen.

Neige dich zu mir herab, ich will dir etwas sagen.

Sie that es sogleich, am ganzen Leibe zitternd, mit einem Ausdruck von Schreck und Entsetzen, als erwarte sie Furchtbares zu hören. Mit erstickten Schluchzen flüsterte er ihr zu:

Denke dir, er schlägt meine Mutter!

Da warf sie sich zu ihm nieder, faßte mit beiden Händen seinen Kopf, drückte ihn gegen ihre Brust und weinte mit ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Marja hatte ihn wieder verlassen, nachdem er ihr versprochen, sich Gott geloben zu wollen; der alte Mönch sollte ihn holen, gleich am nächsten Tage, schon früh Morgens.

Er war wie verwandelt, fühlte sich neu belebt. Die Thränen, die er am Herzen seiner ehemaligen Spielgefährtin geweint, hatten ihn erlös't.

Hoch aufgerichtet, festen Ganges schritt er über den blühenden Berg. Er hörte die Lerchen über sich singen, unter sich die Glocken läuten und vernahm keine gespenstischen Stimmen mehr. Wie ein Auferstandener athmete er den Hauch der auferstehenden Natur ein. Sein Gesicht belebte sich, ein Schimmer ihres alten Glanzes kehrte in seine Augen zurück. Er hätte gern gesungen, aber ihm fiel kein Lied ein, außer jenem einen, und das war von jetzt an für ihn verklungen.

Plötzlich blieb er stehen, den Athem anhaltend, wie festgebannt. Seine Augen wurden starr, die eben noch so friedlichen Züge nahmen einen schrecklichen Ausdruck an, ein Schauer durchlief seinen Körper; es überkam ihn wieder

jenes entsetzliche Gefühl, als ob sich Gesicht und Hände mit gerinnendem Blut bedeckten.

Im Grase, das über ihm zusammenschlug, ruhte Marco Mariani, fest schlafend; daneben lagen sein langer Hirtenstab und sein Dolchmesser — es hatte dem Gemordeten gehört.

Einen Augenblick war's, als wolle Salvatore sich herüberbeugen, das Messer ergreifen und zustoßen — aber nur einen Augenblick; dann rief er laut:

Marco Mariani!

Der Schläfer fuhr in die Höhe, sah den Jüngling vor sich stehen, sah dessen wilden Blick, griff nach seinem Messer und sprang auf.

Ueber Salvatore's Züge glitt es wunderbar hin: Trauer, Gram, tödlicher Schmerz, Verachtung — Vergebung.

Ich morde nicht im Schlaf!

Noch einmal sah er in das erblaßte Gesicht des Mörders, ihm fest in die Augen, die vor Grausen aus ihren Höhlen zu treten schienen. Dann wandte er sich langsam ab, dann schritt er langsam davon.

Er brachte die Nacht wachend in der Ruine zu; früh am andern Morgen ging er dem Pater Capuziner entgegen. Von seiner Mutter nahm er nicht Abschied.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Frascati war wieder eine große Kirchenfeierlichkeit.

Auf dem Platz drängte sich in ungewöhnlicher Menge das Volk, die Straßen, durch welche die Prozession ziehen würde, war mit Buchsbaumzweigen bestreut, und die Kinder hatten auf dem Pflaster aus Blumen Namenszüge gebildet. Aus den Fenstern hingen rothe Seidendecken herab, hier und dort hatte man Madonnen- und Heiligenbilder aufgestellt, vor denen Kerzen brannten. An verschiedenen Stellen waren aus blühendem Ginster Triumphbogen geflochten.

Der Dom glich einer ungeheuren prunkenden Gruft. Bis zum Ansatz der Wölbungen bekleideten schwarze Draperieen die Säulen und Wände; schwarz behangen war auch der Altar, auf dem dreizehn hohe Wachskerzen brannten. Es mußte ein Todtenamt gehalten werden.

Die Thüren des tusculanischen Capuzinerklosters und des Heiligthums des heiligen Augustinus waren bekränzt. Rosen waren auf der Schwelle.

Aus Rom traf am Morgen der Bischof ein.

Gegen Mittag näherten sich von zwei verschiedenen Seiten dem Dom zwei Züge: vom Capuzinerkloster herab die Mönche, brennende Kerzen haltend, eine Sterbelitanei singend. In ihrer Mitte schritt in einer schwarzen Kutte, die Abbildung eines Todtenschädels auf der Brust, ein Jüngling. Er trug den Kopf, den bald die Tonsur weihen sollte, tief gesenkt, und sah aus, als ob er dem Leben entgegenginge. Hinter ihm wurde ein offener Sarg getragen.

Der andere Zug begab sich in feierlichem Pomp vom Kloster des heiligen Augustinus nach dem Dom. Schwarze Schleier verhüllten Gestalt und Antlitz der Himmelsbraut, auch hinter ihr wurde ein Sarg mitgeführt, und die Nonnen trugen Grabkerzen und sangen Sterbelieder.

Sie zogen in den Dom, stellten sich zur Rechten und zur Linken des Hochaltars auf: die Weihen — die Mysterien begannen.

Vor dem Altar standen, von Mönchen und Nonnen umringt, die beiden Särge. Braut und Bräutigam legten sich hinein. Sie konnten sich dabei ansehen: ruhig und hoffnungsvoll, fast freudig.

Während der schauerlichen Klänge des Miserere erlosch am Altar eine Kerze nach der anderen. Bei der letzten großen Lamentation, welche die Herzen der Hörer erbeben machte, ward es ganz dunkel.

Sie waren für die Welt gestorben und begraben.

Sie wurden für den Himmel, zum Leben erweckt.

Triumphirende Trompeten schmetterten, jubelnd fiel der Chor ein, überall sanken die schwarzen Verhüllungen, in rothem Seidenglanz erstrahlten die Wände, erstrahlte der Altar. Glorie schien sich über die beiden Auferstehenden zu ergießen: blendendes Sonnenlicht!

Die Kerzen flammten wieder auf, das ganze Heiligthum erleuchtete sich. Beim Geläute aller Glocken vermählte der Bischof die Beiden dem Himmel.

Mit fester Stimme thaten sie die Gelübde.

Wieder begegneten sich ihre Blicke: glanzvoll, verklärt.

Im Triumph führte man sie durch die Stadt: die junge Nonne schritt in weißen Schleiern dahin, der junge Mönch trug seine Kutte.

In einer engen Gasse stockte der Zug, gerieth er in Verwirrung. Ein trunkener Campagnole hatte sein Weib, das sich dem frommen Zuge auf den Knieen entgegengeworfen, aufgerissen und mit einem Faustschlag niedergeschlagen. Man mußte die Frau forttragen.

Sowohl die Nonne als der Mönch hatten die Mißhandlung mit angesehen; gern hätten Beide gerufen:

Seid getrost, Mutter — Vater! Für diese Welt ist euer Leben Schuld und Jammer — für jene Welt wird es Vergebung und Gnade sein. Eure Kinder bitten für euch!

Dann gingen die beiden Züge aus einander, jeder seinem bekränzten Heiligthum zu — dann trennten sich die Geschwister.

Die Geschichte eines Genies.

Von Ossip Schubin.

Die Geschichte eines Genies. Die Galbrizzi. Novellen von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel, 1884.

„Wer ist Ossip Schubin?“ fragte im Februarheft der Deutschen Rundschau vom Jahre 1883 Julius Rodenberg, als er den Roman „Ehre“ ankündigte und im Verfasser desselben einen „neuen Schriftsteller“ dem deutschen Publikum vorstellte. Und er beantwortete diese Frage selbst folgendermaßen:

„Wir glauben nicht, daß Ossip Schubin, wer er auch sein mag, ein ganz junger Mann sei. Die Reife seines Urtheils, der Umfang seines Wissens und seiner Bildung, seine Menschenkenntniß und ein leichter Zug lassen auf den vollendeten Weltmann schließen, der viel gesehen und beobachtet hat. Oesterreich scheint seine Heimath und Wien seine Liebe zu sein; aber er ist darum nicht weniger zu Haus in Paris, in London, in Rom. Er spricht das Französisch der höchsten „Gomme“ und läßt auf den Gütern der böhmischen Edelleute „Lawn-Tennis“ spielen, nicht Croquet. Er kennt die Mode bis in ihre jüngsten Phasen und alle Launen der exclusiven Gesellschaft, welche sich freilich überall ähnelt, in Wien und Paris, in London und Rom, nur daß letzteres mehr „die Stadt socialer Nachsicht“ ist als die anderen. Sein Thema sind auch die Nichtigkeiten und Thorheiten des „vanity fair“; aber nicht, gleich Thackeray, giebt er sich als der „manager of the performance“, der außerhalb des Schauspiels und vor der Gardine steht; er ist mitten drin in diesem bunten Jahrmarkt des Lebens, es sind seine Standesgenossen, die er auf die Bretter bringt, und er agirt mit. Er geht mit diesen vornehmen Leuten wie mit seinen guten Kameraden um, aber er ist ihnen überlegen. Er kritisirt nicht, er moralisirt nicht, er porträtirt nur und läßt jedes Gesicht seine eigene Geschichte erzählen. Er hat es immer

mit Frivolitäten zu thun, aber er selbst ist niemals frivol. Er ist pikant, aber decent. Er ist geistreich, witzig, aber er ist weit entfernt „von jenem impertinenten Witzton, der den Geist im Spott und die Menschenkenntniß im Cynismus sucht".

Jedes Wort in dieser kurzen Charakteristik trifft zu, und der Irrthum, in dem pseudonymen Verfasser einen nicht mehr ganz jungen Weltmann zu suchen, macht die einzelnen Züge dieses neuen Schriftstellers um so bedeutungsvoller und anziehender. Denn bald war es kein Geheimniß mehr, daß unter dem slawischen Namen sich ein junges deutsches Mädchen verbarg, unter der Maske des Aristokraten eine Bürgerliche, unter dem Mitspieler in der satirischen Komödie der Eitelkeiten eine sehr ernst arbeitende, nach höheren als gesellschaftlichen Erfolgen ringende echte Künstlernatur.

„Ich bin geboren", schreibt Fräulein Lula Kirschner an den Herausgeber des Novellenschatzes, „am 17. Juni 1854 in Prag und habe meine Jugend in fast klösterlicher Einsamkeit Sommer und Winter auf dem Gute meiner Eltern — Lochkow — zugebracht. Von meinem achtzehnten Jahr bin ich mit meiner Mutter und Schwester vielfach herumgereis't und haben wir zumeist Winter und Frühling abwechselnd in Brüssel, Paris und Rom verbracht, wo das Glück uns insofern günstig war, als wir überall liebenswürdige und interessante Freunde gefunden haben.

„Seit meiner frühesten Jugend habe ich ohne irgend ein bewußtes Streben zum bloßen Zeitvertreib den verschiedentlichsten Unsinn zusammengekritzelt, darunter ein paar altkluge Novellen, die zu meinem großen Stolz in Prager Blättern abgedruckt das ganze Publicum gleich von Anfang an durch ihre Absonderlichkeiten frappirten.

„Ernst nehmen kann man meine literarische Laufbahn erst seit meinem Roman „Ehre", der anno 83 bei Minden erschien.

„Seitdem sind noch zwei Romane von mir erschienen: „Bravo rechts" und „Unter uns", und die drei Novellenbändchen: 1. Malocchio, Blanche, Dolorato, Memento mori, Schneeglöckchen (mit sehr vielen Druckfehlern und ohne jegliche Berücksichtigung der von mir in den Correcturbogen ausgestrichenen Stellen) bei Schorer; 2. „Geschichte eines Genies" und „Die Galbrizzi" bei Paetel; 3. „Ein Frühlingstraum" ꝛc. bei Reichel.

„Mein Pseudonym „Schubin“ (es stammt aus Turgenjeff's Roman Helena) verdanke ich einem lustigen und jetzt schon sehr alten Familienwitz, den männlichen Vornamen dem ausdrücklichen dringenden Wunsch meines ersten Verlegers Minden, einem Wunsche, dem ich mich Anfangs widersetzte, wie ich später einsehen gelernt, mit Unrecht; der Verleger verstand seine Sache.

„Schließlich muß ich nur noch erwähnen, daß „Die Geschichte eines Genies“ und „Unter uns“ die neuesten unter meinen Arbeiten sind, während die meisten meiner Novellen bedeutend weiter zurückdatiren.“

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an diesem Ort einem so ungewöhnlichen Talent, das eine reiche Entwicklung verspricht, das Horoskop stellen, oder auch nur die Gaben, die wir ihm bisher verdanken, eingehend prüfen und würdigen zu wollen. Nur Eines möchten wir andeuten, was gleich in dem ersten Buch, mit dem es die Verfasserin „ernst genommen“ wissen will, in dem Roman „Ehre“, sich nachdrücklich geltend macht und in keiner ihrer späteren Arbeiten sich verleugnet: daß die Meisterschaft, mit welcher sie die Welt des Chic, die große und die halbe Welt zu schildern versteht, die internationale Geschmeidigkeit und Nonchalance ihrer Formen, der vielsprachige Coterie-Ton, den sie anzuschlagen liebt, nie den Eindruck machen, als sei dies das eigentliche Element, in welchem eine tiefere Natur sich wohl fühlen könne. Alle diese Figuren und Scenen, die in gewissen aristokratischen Romanen, wie etwa die Disraeli'schen, mit dem Anspruch auf Bewunderung und andächtiges Hinaufschauen vorübergeführt werden, erscheinen hier mit kühler Unparteilichkeit in ein Licht gestellt, das ohne Liebe und Haß die starken und schwachen Seiten offenbart, mit einem realistischem Gleichmuth, wie wir ihn bei dem großen Meister der jungen Dichterin, Turgenjeff, bewundern. Vor diesem, der immer den schwermüthigen Grundton des slawischen Gemüthes festhält, hat Ossip Schubin eine neckische Munterkeit, eine starke Neigung zur übermüthigen Persiflage voraus, die zuweilen sogar — wie in dem Roman „Bravo rechts“ — sich ins Maßlose verliert und das Gefüge der Handlung in eine Reihe lockerer Episoden auflös't. Dagegen theilt sie mit dem russischen Dichter das tiefe Naturgefühl, das sich nicht in lyrischen Nebelstimmungen ohne feste Far-

und Umrisse gefällt, sondern mit feiner Sinnenkraft ausgerüstet alle lebendige Schöpfung durchdringt und stets den rechten Ton findet für die wechselnde Musik der Welt. Nichts ergreifender, als die einfachen Accorde, die sie anzuschlagen weiß, um nach dem Geschwirre eines gemüthlosen Geplauders oder den Dissonanzen der Leidenschaft wieder an die ewigen Mächte zu erinnern, die alles Getändel der Mode, alles nichtige Treiben der armen Menschheit überdauern. Und in ähnlicher Weise taucht zwischen den Sarkasmen und anspielungsreichen Schlagwörtern, die das Gespräch jener „Gesellschaft" würzen, hin und wieder ein eigenes Wort der Erzählerin auf, das mit seiner sinnigen Einfachheit und dichterischen Kraft all jenen bloß gesellschaftlichen Esprit scheinbar ungesucht beschämt und in seine Schranken zurückweis't. Wir fühlen dann, daß wir es mit einer wahren und im besten Sinne „vornehmen" Natur zu thun haben, die den Adel der Menschheit da sucht, wo er über den Zufall der Geburt und Erziehung erhaben ist.

Die „Geschichte eines Genies", die nicht in aristokratischen Kreisen, sondern in der Künstlerwelt spielt, ist, außer ihren anderen Eigenthümlichkeiten, auch dadurch bedeutsam, daß sie die Neigung der Verfasserin zu scharfen, tragischen Conflicten und ungelös'ten Schicksalsfragen erkennen läßt. Doch steht O. S. nicht unter dem Bann des landläufigen Pessimismus, ist nicht in dem Vorurtheil befangen, das Turgenjeff durch die socialen Zustände seines Volkes aufgedrängt wurde, als sei eine Entwicklung in aufsteigender Linie mit den Bedingungen der Wirklichkeit im Streit, die sogenannte poetische Gerechtigkeit demnach eine fable convenue der Idealisten. Zu wünschen bliebe nur, daß ihr Talent sich auch einmal an einem Stoffe versuchte, der einen von dem modernsten Gesellschaftston nicht angekränkelten Stil erforderte, da die Virtuosität, mit der sie diesen handhabt, die Gefahr in sich trägt, mit der Zeit in Manier auszuarten.

H.

I.

„M. Alphonse de Sterny wird im November nach Brüssel kommen, um sein Oratorium „Satan" in Person zu dirigiren." Diese kurze Notiz in der „Indépendance Belge" erregte in Brüssel allgemeines Aufsehen.

Die Musiker zuckten die Achseln, bissen sich in die Lippen und sagten etwas Verächtliches über die Künstlerschaft Alphonse de Sterny's und über die traditionelle Ungerechtigkeit des Publikums gegen einheimische Kräfte; die große Welt von Brüssel, unter uns gesagt, die unmusikalischste „Welt" des Universums, trat, was ihr sonst einem Künstler gegenüber fast nie geschieht, beinahe aus ihrem vornehmen Phlegma heraus, sprach — im Herbst giebt es wenig zu reden — volle acht Tage lang von nichts als „de Sterny" und zwar sehr viel von seinen Liebesverhältnissen und ein wenig von seiner Octaven-Technik.

Alphonse de Sterny war seiner Zeit nicht nur ein großer Virtuose, sondern auch ein Löwe der Gesellschaft gewesen; die gefeiertsten Damen hatten um seine Gunst geworben, die George Sand hatte einen Roman über ihn geschrieben — man wußte nicht mehr recht, welchen — und die schöne Fürstin G . . . sich um seinetwillen mit Schwefelsäure vergiftet.

Vor fünf Jahren aber war er plötzlich von der Welt zurückgetreten, er hatte während dieser Zeit nicht mehr concertirt, auch waren von ihm keine Klavierstücke — keine Paraphrasen über beliebte Thema's mehr erschienen. Zum ersten Male tauchte nun sein Name wieder auf, und zwar im Zusammenhange mit einem Oratorium! De Sterny und ein Oratorium! Die Welt fand das bizarr; die Künstler fanden es komisch.

II.

Es ist der fünfte November, der Tag, an dem die erste Probe des „Satan" unter Leitung des Componisten stattfinden soll.

Im Concertsale der „Grande Harmonie" haben sich die Mitwirkenden bereits versammelt. Obzwar zu Ehren des illustren Gastes ein halbes Dutzend Gasflammen mehr brannten, als bei Proben gewöhnlich, so macht der große Saal dennoch mit seinem finstern Zuschauerraum, seinem spärlich überflackerten Podium einen öden, gespenstischen Eindruck. Ein Geruch von Gas, Staub und feuchtem Tuch durchzieht die Atmosphäre. Ein grauer Nebelreif, der sich bald in nassen Glanz verwandelt, überperlt die Kleider der zuletzt Eingetretenen. Man merkt es im Saal drinnen, wie schlecht das Wetter draußen sein muß. Die lustigen Choristen mit ihren von oben nach unten birnenartig in die Breite gehenden Vlamengesichtern, ihrer malerisch braunabgetönten Wäsche und ihrem üppigen Haarwuchs, klopfen sich die Lehmflecke von den Stiefeln und ziehen sich die hinaufgestülpten Beinkleider herunter; die zerzaus'ten Choristinnen, über deren Schultern sich die Locken aufgelös't herabringeln, klagen über Indispositionen und reichen einander wunderthätige Pastillen. Die Orchestermitglieder arbeiten verdrießlich an ihren Instrumenten herum. In die Dissonanzen der durcheinander

schrillenden Geiger schwirrt ab und zu das schneidende Geräusch einer Saite, die reißt.

Zwei Dilettanten haben sich durch Protection eingeschlichen — eine junge Klavierlehrerin deutschen Ursprungs, die für die Zukunftsmusik schwärmt, und ein Amateur, der in der Brüsseler Gesellschaft unter dem Spitznamen „l'ami de Rossini“ bekannt ist.

Die Instrumente sind gestimmt, hie und da probirt ein Geiger einen Lauf. Die Gasflämmchen zirpen leise; die Choristen stampfen mit den Füßen, um sich zu erwärmen, und reiben die rothen Knöchel ihrer Hände aneinander. De Sterny läßt auf sich warten.

Der „Freund Rossini's“ hat sich den Solosängerinnen genähert. Bedauere Sie, Madame, wendet er sich an die Altistin, eine alte Bekannte, deren Engagement an der Monnaie er vermittelt hat. Bedauere Sie aufrichtig; de Sterny ist ein Vertreter der Zukunftsmusik. Seine Compositionen gehören zu den unsympathischsten Aufgaben, die man je der menschlichen Kehle gestellt hat. Man sollte seine Arien nur singen, um alle vergangenen musikalischen Genüsse abzubüßen!

Ihr Urtheil ist zu hart! entgegnete die Altistin, gewiß zu hart, Monsieur; einem Freunde Rossini's freilich darf man seinen Haß gegen die Zukunftsmusik nicht übel nehmen. Uebrigens gebe ich es zu, einige Nummern des Oratoriums sind wirklich ermüdend, mit einigen andern hingegen werden Sie sich einverstanden erklären.

Ich werde mich nie einverstanden erklären mit der Zukunftsmusik, grollt der fanatische Freund Rossini's.

Nun, nun, bis zu einem gewissen Punkt bin ich vollständig Ihrer Meinung, schmeichelte die Altistin, aber Sie müssen immerhin zugeben, daß Wagner und Berlioz geniale

Musiker sind, und daß die Zukunftsmusik der Tonkunst neue Regionen eröffnet hat!

Was hat sie eröffnet? — Einen Tummelplatz für prätentiöse Talentlosigkeit . . . Nun, Wagner und Berlioz, die lasse ich allenfalls gelten, die waren wenigstens geniale Missethäter! — Wenn sie nur nicht Schule gemacht hätten. Aber da ist so eine ganz neue Erfindung, die nennt man „musique descriptive“ . . . Ich bitte Sie, was ist das? — Eine Revolution von einander überschreienden Geigen, und das Ganze heißt dann „Cäsar's Tod“, oder „Der Kampf der Horatier und Curiatier“, oder . . . oder „der Ausbruch des Vesuvs“, damit die Zuhörer sich allenfalls etwas bei dem räthselhaften Spectakel denken — weil sie absolut nichts dabei fühlen können . . . als Kopfschmerzen!

Der Freund Rossini's lachte herzlich über seinen Witz. — Hm! Hm! . . . Und dieses schöne Werk Sterny's enthält wohl das Herrlichste von glänzenden Paraphrasen über die — Gedankenarmuth!

Der „Satan“ enthält Perlen, von denen Sie entzückt sein werden, behauptete die Altistin, und die der Schwan von Pesaro . . . doch . . . horch, Sterny kommt. Ich mache Sie auf das Duett der Verstoßenen aufmerksam — das letzte, hören Sie?

Gefolgt von dem Capellmeister und einer kleinen Gruppe intimer Bewunderer tritt indessen Alphonse de Sterny auf das Podium. Die Pianistin deutschen Ursprungs heftet zusammenfahrend ein Paar vor Entzücken starr gewordener Augen auf ihn. De Sterny, der es gewöhnt ist, solche Aufregungen zu verursachen, lächelt leicht, wirft der Schwärmerin einen ermuthigenden Blick zu und tritt, dem sich verbeugenden Orchester zunickend, vor das Dirigentenpult. Dann läßt er die Falkenaugen über die Reihen seiner musikalischen

Streiter schweifen. In der Besetzung der Violinen zeigt sich eine Unregelmäßigkeit. Wer fehlt dort? fragt er.

Die Geiger sehen einander an, murmeln einen undeutlichen Namen und setzen hinzu: Er ist noch krank, er hat sich entschuldigen lassen!

Er ist erst vor Kurzem aus dem Spital zurück . . . erklärt der Capellmeister, er ist manchmal unordentlich bei den Proben.

Und das dulden Sie? fragt de Sterny mit seinem überlegenen Lächeln.

Er, er verdirbt nie etwas bei der Aufführung, und ich habe Rücksicht für ihn, weil . . . weil . . . stottert beschämt der Capellmeister und stockt — aber es, es ist wirklich eine Unregelmäßigkeit, eine unverantwortliche Unregelmäßigkeit, welche Strafe verdient!

De Sterny zuckt die Achseln. Ereifern Sie sich nicht weiter, sagt er; nur hoffe ich, das nächste Mal meine musikalischen Truppen vollzählig zu finden.

Er klopft auf das Pult.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seine Art, zu dirigiren, hatte etwas ganz Eigenthümliches und erinnerte weder an die feurigen Contorsionen Verdi's, noch an die dämonische Energie Hector Berlioz'. Seine Bewegungen waren anfänglich ruhig, fast müde, sein Gesicht trug einen Ausdruck starrer Concentration, plötzlich leuchteten seine Augen auf, um seine Lippen zuckte es, seine Brust wogte, bei einer besonders packenden musikalischen Culmination hob er die Arme höher und höher, wie Flügel, mit denen er sich von der Erde hätte losringen wollen, und brach dann urplötzlich mit einer Miene schwermüthiger Erschöpfung in sich zusammen.

Er bringt sich um, seufzte die Clavierlehrerin, in enthusiastischem Mitleid; der Freund Rossini's hingegen sagte

ärgerlich: Er ist eine verkörperte Phrase, gerade so mager wie seine Musik, und ebenso voll von Grimassen!

Die Antrittsfuge hatte sein Vorurtheil gegen de Sterny nur bestärkt: Ein prätentiöser Spectakel, murmelte er ingrimmig, während die schwärmerische Pianistin, die Hand auf dem Herzen, behauptete, sie habe Lawinen stürzen gehört, und es seien ihr kalte Schauer über den Rücken gelaufen.

Die Fuge wurde wiederholt, der Amateur sagte noch etwas Bissiges, endlich verschob man die Perfectionirung dieses Meisterstücks bis auf Weiteres, die Altistin legte ihren Pelz ab, erhob sich, warf dem Freund Rossini's einen Blick zu, verzog den Mund zu dem bekannten Oratoriumslächeln und begann. Auf ein etwas dramatisches Recitativ folgte eine schmelzendsüße, unsagbar wehmüthige Melodie.

Ja, wirklich eine Melodie, so innig und einfach, wie die Melodieen Mozart's; dabei aber durch ein paar herbmelancholische Modulationen den Bedürfnissen unserer modernen, schmerzensdurstigen Ohren angepaßt. — Der Freund Rossini's traut seinen Sinnen kaum.

Mit jeder Nummer — einige bombastische Intermezzi ausgenommen — steigern sich die Schönheiten „Satans", bis endlich bei dem Duett der Verstoßenen — dem Duett, in dem die ganze Menschheit über den Verlust des Himmels weint — das Orchester sich erhebt und in enthusiastischen Beifall ausbricht. De Sterny vergießt Thränen, versichert, dies sei der glücklichste Moment seines Lebens, und die Leistungen des Orchesters überträfen alle seine Erwartungen; die Pianistin fällt in Verzückungen, und der Freund Rossini's grollt, in mechanischem Applaus die Hände bewegend: Wo er das nur her hat . . . ein Plagiat . . . ein Massenplagiat . . . aber woher?

Auf das Duett folgt noch ein recht häßliches Finale, das die gewiegtesten Musiker dem Oratorium seiner ander-

weitigen ungewöhnlichen Schönheiten halber verzeihen. Die Künstlerschaft steckt ihren Brodneid in die Tasche, begreift nicht und verneigt sich, wie sich's vor einem großen Wunder geziemt! —

De Sterny fährt in dem Coupé der Gräfin C... die steile Straße Montagne de la Cour hinauf, um sich von betreßten Dienern ein exquisites Frühstück serviren, sich von weichen Aristokratenstimmen mit den sinnverwirrendsten Schmeicheleien umschwirren zu lassen. Plötzlich erblickt er etwas, das ihn interessirt, vor dem er erschrickt.

Vor einem der großen rothen Anschlagszettel, die der Welt die bevorstehende Satansaufführung verkünden, steht ein breitschultriger Mann mit vertretenen Stiefeln, abgeschabten Kleidern und einem weichen, bis über die Ohren herabgezogenen Filz.

Das Coupé muß einer Wagenstauung halber halten. Noch einmal sieht der Virtuose den Proletarier, diesmal aber im Profil. Seltsam! Der Virtuose wird leichenblaß und lehnt sich schaudernd in die flaschengrünen Atlaskissen des Wagens zurück.

Kennt er den Proletarier vielleicht, oder hat er ihn gekannt, ehe noch der verthierende Stempel des Trunks sein Gesicht entstellte?

Wer weiß? . . . Die Erscheinung des Fremden ist übrigens seltsam genug, um jedem Vorübergehenden einen Blick, einen Schauder abzulocken.

Runde Schultern, eine schlaffe Haltung, ein schleppender Gang — und doch in der ganzen Persönlichkeit ein Ausdruck zusammengebrochenen Lebens, verglühten Feuers — ein schönes Gesicht mit etwas zu starken rothen Lippen, starker Nase, mächtiger Stirn und Augen, die halb zugekniffen vor sich hinblinzeln, wie die eines lichtscheuen Raubthiers, oder wie die eines Menschen, der nichts sehen will, außer dem

schmalen Pfad, den er im Leben zu wandeln verurtheilt ist, vielleicht sich selbst zu wandeln verurtheilt hat, in dem ganzen Gesicht die Spur eines alten Schmerzes und — eines neuen Lasters!

Indessen hat die Stauung sich gelös't, und während die C . . . schen Falben weitausgreifend, um die verlorne Zeit einzubringen, den großen Mann dem gräflichen Palais zuzuführen, tritt der Proletarier in einen jener Butterläden, hinter denen sich gewöhnlich ein Branntweinschank aufthut — und verlangt ein Glas Genèvre.

III.

Die Geschichte des Geigers.

Wer war er? . . . Was war er?

Eines von den Räthseln, die von Zeit zu Zeit der Himmel auf die Erde niedersendet, damit diese sie löse. Die Erde aber findet manchesmal die Aufgabe zu schwierig und begräbt das Räthsel ungelös't in ihrem Schooß.

Er war in Brüssel geboren, der Sohn einer Choristin des Theaters „de la Monnaie" und eines jener ungarischen Zigeunervirtuosen, die immer gruppenweise, wie eine Schaar musikalischer Irrwische, bald hier, bald dort in den Haupt- und Kleinstädten Europa's auftauchen und ihren zauberisch musikalischen Unfug treiben.

Die Mutter — Margaretha van Zuylen hieß sie — überlieferte dem Knaben den Taufnamen seines ungarischen Vaters, der verschwunden war, ehe noch sein Kind das Licht der Welt erblickt. Der Sohn der Vlämin hieß Gesa — Gesa van Zuylen. Er hatte ein dunkeläugiges, schwarzumlocktes Gesicht, dabei aber etwas Abgerundetes in den Zügen und Schwerfälliges im Körperbau, das an die Söhne seines platten, kanaldurchfurchten Vaterlandes erinnerte. Sein

Wesen war ein seltsames Gemisch von verträumtem Phlegma und irrer Glut.

Das Gäßchen, in dem er aufwuchs, hieß die Rue Ravestein und streckte sich krumm und holprig, schmutzig und weltvergessen hinter der Rue Montagne de la Cour gegen Ste. Gudule zu aus.

Das Straßengewinkel jener Gegend, knapp neben dem Glanzpunkt städtischer Civilisation, ist verrufen, pittoresk und der guten Gesellschaft von Brüssel gänzlich unbekannt. Kein Wagen kann hier passiren, theilweise, weil die Gassen zu schmal sind, theilweise, weil ihre angestammte Unebenheit — kein Land der Welt hat eine hügeligere Hauptstadt als das flache Belgien — bald da, bald dort durch ein paar holprige Stufen accentuirt wird. In Folge dessen erweitern fast alle dort Ansässigen ihre Wohnungen ins Freie hinaus.

Das Treiben und die Unreinlichkeit erinnern an die Städte des Südens. Faulende Gemüseüberbleibsel, Kaninchenfelle, Papierblumen und alte Ballhandschuhe, Asche und anderer Unrath machen es sich bequem auf dem aus großen, unregelmäßigen Steinen zusammengefügten Pflaster, durch dessen Mitte sich müde und beständig stehen bleibend die Wässer der Gosse schleppen.

Langbeinige, hyänenartige Hunde mit krummem Rücken und gesträubtem Fell, Hunde, die an Konstantinopel erinnern und Niemandem gehören, schnuppern zwischen dem Unrath nach Nahrungsmitteln. Scheerenschleifer und andere obdachlose Vagabunden liegen, je nach der Jahreszeit, im Schatten oder in der Sonne; unordentliche Frauenzimmer in schmutzigen Nachtjacken, mit schleuderhaft hinaufgestecktem Haar beugen sich aus den Fenstern und führen mit einander endlose Gespräche; andere stehen, eine rothaufgedunsene Faust auf jeder Hüfte, in den Hausthüren und sehen blinzelnd zu — wie die Zeit vorüberkriecht. Die Häuser sind ungleich,

einige eng und hoch, andere plump und niedrig und wie in die Erde hineingedrückt von ungeheuren röthlich-grünen Dächern. In einigen Fenstern stehen Blumentöpfe, andere sind dicht verhängt. Kleine, nicht besonders appetitliche Weinschenken mit dunkelrother Holzverkleidung, auf der in weißen Lettern geschrieben steht: „Hier verkoopt men Drank“, unterbrechen häufig die Reihe der Wohnungen. —

Alle Gassen dieses Stadttheils waren einander in Gesa's Jugend zum Verwechseln ähnlich, nur war die Rue Ravestein vielleicht noch um etwas pittoresker und verrufener als ihre Schwestern. In das Gesurre ihres trägen Lebens mischten sich die harten Hammerschläge eines Sargtischlers und die scharfen Meißelhiebe eines Steinmetzen. An die Rückwand einer altersgrauen Kirche lehnte sich ein ungeheures Kreuz, und unter seinem zeitgeschwärzten Glorienschein blickte der Heiland trostlos auf das Laster und Elend herab, das er von der Welt zu bannen nicht vermocht. Zwei sehr schmale Kirchenfenster aus farbigem Glas spiegelten sich in der Gosse — an den Tagen nämlich, an denen die Gosse klar genug dazu war!

In dieser Umgebung wuchs Gesa auf. Seine Mutter gehörte zu den Frauenzimmern, die in den Hausthüren stehen blieben und zusahen — wie die Zeit vorüberkriecht. Sie war der Typus einer schönen Vlämin, groß, etwas schwerfällig, mit kräftigen, üppigen Gliedern und einem Milch- und Blutgesicht. Ihre rothen Lippen theilten sich indolent über sehr weißen Zähnen, um ihre Nasenflügel spielte eine leichte Röthe. Sie hatte die hervorstehenden Augen und das reichgewellte löwengelbe Haar, mit welchem Rubens seine Magdalenen zu schmücken liebte. Wenn sie nicht auf der Bühne beschäftigt war und nicht in der Hausthür stand, so kauerte sie in ihrer Mansarde auf einem Strohsack und las unaufhörlich Räubergeschichten aus alten Zeitschriften, die, einem

Winkelantiquar abgekauft, von einer der Gevatterinnen der Rue Ravestein zur andern wanderten.

Träg bis zur Schläfrigkeit, gutmüthig bis zur Schwäche, hatte sie immer eine Liebkosung für Gesa und eine lustige Neckerei für den dicken, grauen Kater, der ihr zugelaufen war. Sie lebte nur im Augenblick. Am Anfang des Monats fütterte sie den Kleinen mit Leckerbissen, gegen das Ende des Monats machte sie Schulden.

Schon von zartester Jugend an war Gesa sehr musikalisch. Eh' er noch sprechen konnte, sah er aus seinen großen dunklen Augen entzückt zu der Mutter empor, wenn sie ihm, ihn in ihren Armen wiegend, ein Schlummerliedchen sang.

Ein Freund Margarethen's lehrte den Kleinen die Geige spielen. Gesa lernte rasend schnell. Die immer trauriger werdenden finanziellen Zustände der Choristin veranlaßten sie, die Fähigkeiten ihres Sohnes pecuniär auszubeuten; und richtig verschaffte sie ihm, als er kaum neun Jahre zählte, ein Engagement bei dem Orchester eines Circus, der auf dem „Grand Sablon" seine provisorische Bude aufgeschlagen hatte, und dessen Personal aus einem Akrobaten von hervorragender Schönheit, einem ausgesucht unangenehmen Zwerg, der Molaro hieß, aus vier Affen und einem Pony bestand, dessen Kunst darin gipfelte, auf drei Beinen zu gehen, was vielleicht gar keine Kunst, sondern nur eine Infirmität war.

Die orchestralen Pflichten Gesa's beliefen sich darauf, zugleich mit einem alten Flötisten das musikalische Unwesen eines engbrüstigen und langhaarigen jungen Mannes zu unterstützen, der auf einem maroden Spinett Walzer und Polkas herunterhämmerte, während er sich, wie er dem kleinen Gesa seufzend gestand, sein Leben lang vergeblich darnach gesehnt hatte, endlich einmal einen Trauermarsch vortragen zu dürfen.

Der Circus gab seine Productionen von Zwei bis Vier Nachmittags und war immer leer. Während auf der Orchester-estrade Gesa mechanisch seinen einfältigen Part herunterfiedelte, blinzelten seine Kinderaugen in den Circus hinab. Er sah den Akrobaten geschniegelt und gebügelt, geschminkt und beflittert in rosa Tricots und grünen Atlashöschen, einen goldenen Reifen um den Kopf Purzelbäume in der Luft schlagen oder den geschmeidigen Leib auf einem Trapez verkrümmen. Er sah den Zwerg mit seinem großen rothborstigen Kopf und seinem aus einer gelben und einer blauen Hälfte bestehenden Tricot widerliche Späße machen.

Der Zwerg wurde immer applaudirt. Die Aeffchen führten zitternd ihre kleinen Kunststücke aus. Der Geruch von Sägespänen, Gas, Orangenschalen und Affen kroch dem kleinen Geiger in die Nase. Er nies'te. Dann wurde er schläfrig. Sein Bogen stockte. Allons donc! keuchte der Pianist mit dem Fuße stampfend. Er öffnete die Augen. Sein Blick begegnete dem seiner Mutter, die blond und phlegmatisch am Rande der Reitbahn unten saß und ihm lächelnd zunickte. Er fiedelte weiter. Wenn die Choristin nicht durch die Theaterproben verhindert war, ließ sie keine Vorstellung des Circus aus. Gesa bildete sich ein, sie komme, um ihn geigen zu hören.

Aber eines schönen Tages war Gesa ungezogen gegen den Zwerg Molaro und büßte in Folge dessen seine Stelle als Orchester-Mitglied ein. Margaretha blieb noch immer die regelmäßige Besucherin des Circus. —

Und dann kam ein Aprilnachmittag mit kalten Regenschauern und ungestüm polterndem Sturm. Winter und Frühling führten draußen Krieg. Gesa, der, seitdem er keine regelmäßige Beschäftigung mehr hatte, unaufhörlich in den alten Ritterromanen seiner Mutter las, saß ganz in eine schreckliche Schauergeschichte versunken, beide Ellenbogen auf

die Platte eines wackeligen Tischchens gestützt, die Daumen in den Ohren, über die welken Blätter eines sehr abgerissenen Journals gebeugt. Da trat Margaretha an ihn heran und bemerkte stotternd: Dein Abendbrod steht schon zubereitet in dem Wandschrank, du brauchst damit nicht auf mich zu warten — ich komme heute spät nach Hause, Adieu, mein Kleinod!

Adieu, Mama, sagte er gleichgültig. Er war es gewohnt, daß sie spät nach Hause kam, und sah darum auch kaum von seiner Lectüre auf.

Sie ging. Nach fünf Minuten etwa kam sie wieder.

Hast du etwas vergessen, Mutter? fragte Gesa.

Ja, murmelte sie. Sie war sehr roth im Gesicht, sie griff bald dahin, bald dorthin. Endlich beugte sie sich über den Knaben, küßte ihn ein=, zwei=, dreimal, indem sie seinen Kopf an ihre Brust drückte, murmelte: Gott behüte dich — und ging. Gesa las weiter. Bald darauf wollte er etwas Glänzendes wegreiben, das den ohnedies undeutlichen Druck des Journals verwischte. Es war eine Thräne seiner Mutter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Gesa, der sich wie gewöhnlich, wenn Margaretha im Theater beschäftigt war, niedergelegt hatte, ohne die Thür zu schließen, den nächsten Morgen erwachte, fand er das Bett seiner Mutter leer. Mutter! rief er erschrocken — Mutter!

Er wußte, daß sie ihn nicht mehr hören konnte, aber er rief das Wort, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Er schlüpfte in seine Kleider und eilte hinunter auf die Straße.

Es war ein kalter Morgen. Die von zergangenem Schnee angeschwollene Gosse fipperte im Morgenwind. Schräge rothe Sonnenstrahlen schimmerten in den Kirchenfenstern. Ein paar traurige Orgeltöne klangen durch die grauen Kirchen=

mauern in die öde Straße hinein. Gesa weinte bitterlich. Er schrie immer lauter, kläglicher: Mutter, Mutter! Sie war immer gut gegen ihn gewesen.

Er sah bald da, bald dorthin. Die ganze Welt war leer geworden für ihn. Er begriff, daß seine Mutter ihn verlassen hatte. Die Kinder in der Rue Ravestein begreifen so schnell.

Da legte sich ihm eine lange, magere Hand auf die Schulter, er blickte empor, neben ihm stand ein Herr, den er kannte. Derselbe bewohnte den ersten Stock des Hauses, in dem Margaretha ein Dachstübchen inne gehabt. Er war blaß wie der Christus am Kreuze und sah beinahe so traurig aus: Armer Bursch! murmelte er, sie hat dich verlassen!

Gesa biß die Zähne in die Unterlippe, wurde sehr roth und schüttelte die Hand des Fremden von sich ab. Er schämte sich, er fühlte zum ersten Mal, daß das Mitleid demüthigt. Der Fremde aber strich ihm sehr weich über den Kopf und sagte noch einmal: Armer Bursch — du darfst ihr's nicht übel nehmen, die Liebe ist so! — Was ist die Liebe? frug Gesa, ihn starr anblickend.

Der Fremde räusperte sich: eine Krankheit — ein Fieber, sprach er dann hastig — ein Fieber, bei dem man sehr schöne Sachen träumt — und sehr häßliche Dinge thut.

IV.

M. Gaston Delileo, so hieß eigentlich der Fremde; in der Rue Ravestein aber nannte man ihn nie anders als den traurigen Herrn, den „droewigen Heern". Er mochte zwischen vierzig und fünfzig Jahren zählen, hatte ein gelbes, an alte Elfenbeinschnitzerei erinnerndes Gesicht, trug einen Vollbart und das lange, straffe, schwarze Haar über der Stirne gescheitelt. Außer in den heißesten Sommermonaten ging er

auf der Straße nie anders als in einen dunkelblauen, roth-gefütterten Carbonari eingehüllt.

Vor etwa sieben Monaten war er in die Rue Ravestein eingezogen, streichelte die Kinder, grüßte die Frauen im Vorübergehen, war allgemein beliebt und verkehrte mit Niemandem.

Margaretha hatte ihm vor ihrer Flucht heimlich einen Brief mit der Bitte, sich des Knaben anzunehmen, in den sonst fast immer leeren Briefkasten vor seiner Thür gesteckt und große Menschenkenntniß bewiesen, indem sie auf seine Barmherzigkeit gebaut. Seine Frau war todt, sein einziges, damals kaum siebenjähriges Töchterchen wurde, da es ihm in seiner Junggesellenwirthschaft schwer gefallen wäre, dem Kinde eine entsprechende Pflege angedeihen zu lassen, bei Verwandten in Frankreich erzogen.

Also verwittwet und vereinsamt, dabei mit einem großen, liebebedürftigen Herzen behaftet, dem sein Lebtag nie rechte Befriedigung geworden, nahm er den Knaben ohne jedes vernünftelnde Bedenken bei sich auf. Komm frühstücken, sagte er einfach, faßte den Verwais'ten bei der Hand und führte ihn in seine Wohnung.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, und während M. Delileo, mit jener Wuth zu systematisiren, welche allen besonders unpraktischen Leuten anklebt, über seinen Schreibtisch gebeugt einen Erziehungsplan, eine Stundeneintheilung und schließlich eine lange Liste von allen jenen Dingen aufsetzte, welche Gesa jetzt und binnen der nächsten zehn Jahre möglicher Weise brauchen werde, schlich der Knabe neugierig in dem mit arsenikgrünen Tapeten ausgestatteten Zimmerchen umher und musterte aufmerksam die ganze Einrichtung, ein herabgekommenes und morsches Gemisch von militärisch steifen Empire- und prätentiös verkrümmten Louis-Philippe-Möbeln.

An den Wänden hingen ein paar Skizzen ehemals berühmter Meister mit Widmungen: „À mon cher ami etc.“, einige in schwarze Rähmchen gefaßte Dichterautographen und außerdem noch das rapid ausgeführte Porträt einer sehr schönen Frau in einem weißen Atlaskleid mit sehr vielen Perlenschnüren um den Hals und einem Krönlein auf dem Haupt. Ist das die Königin? fragte Gesa seinen neuen Beschützer.

Worauf dieser, von seiner Beschäftigung aufstehend, nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit zur Antwort gab: Das, mein Kind, das war die Gualtieri!

Ah! machte Gesa und war genau so klug wie zuvor. Wie hätte er es denn eigentlich wissen sollen, daß die Gualtieri ihrer Zeit die gefeiertste und leider auch die verrufenste Künstlerin der Welt gewesen war!

Sie war auch eine Königin — eine Königin des Gesangs, setzte Delileo nach einer kleinen Pause erläuternd hinzu.

Und habt Ihr sie gekannt? frug Gesa, noch immer in den Anblick der romantisch costümirten Dame vertieft.

Sie war meine Frau, sagte Delileo langsam und mit Betonung, wobei er eine Rednergeste machte.

Ah! da hat sie Euch wohl sehr geliebt? bemerkte Gesa ernsthaft, nur um etwas Angenehmes zu sagen.

Delileo aber zuckte zusammen und wendete den Kopf ab.—

Unter dem Porträt stand Tag aus Tag ein auf einem armseligen schwarzen Marmorguéridon in einem halb zerbröckelten, blauen Delftkrug ein frisches Blumenbouquet.

V.

Gleich nach Beginn ihres Zusammenlebens hatte Delileo die musikalische Begabung seines Schützlings richtig geschätzt, und, Dank einigen ihm gebliebenen Künstlerconnexionen, dem Knaben Musikunterricht bei einem der berühmtesten, damals

am Brüsseler Conservatorium angestellten Violin-Virtuosen zu verschaffen gewußt. Den Rest der Erziehung Gesa's besorgte er. Eine eigenthümliche Erziehung fürwahr! Soignirte Orthographie und ausgebreitete Literaturkenntniß sind die zwei Bedingungen einer vornehmen Bildung, behauptete Delileo, weiter braucht man nichts.

Die Orthographie Gesa's blieb trotz der verdienstvollen Anstrengungen Delileo's immer etwas schwankend; seine Literaturkenntniß hingegen machte schnell die erstaunlichsten Fortschritte. Sie reichte bald von den „Essais de Montaigne", dem ersten Steckenpferd Delileo's, bis zu Delileo's eigenem Roman — seinem zweiten Steckenpferd.

Der Roman, welcher „Prometheus" hieß und zehn Jahre lang umsonst auf einen Verleger gewartet hatte, bildete ein treffendes Pendant zu Delileo's Carbonari. Gleich diesem romantischen Kleidungsstück roch er nach Moder und war von einem Hauch verjährter Weltbeglückungstheorien durchweht. Er fing mit einem Märchen an und hörte mit einer Ode auf.

Manchen Abend verbrachte der Alte damit, dies Unding dem Knaben vorzulesen. Gesa hörte immer mit der feierlichen Andacht zu, die gläubige Gemüther allen Mysterien entgegenbringen, von denen sie kein Wort verstehen. —

Ein sonderbares Paar bildeten sie, der gebrochene Mann mit seiner nervösen Rastlosigkeit, der Rastlosigkeit Jener, die nichts erreicht haben und das Grab vor sich sehen, und der lustige Bursche mit seiner gesunden Trägheit, der übermüthigen Trägheit Jener, die ein großes Talent in sich fühlen und denen das Leben noch unendlich scheint. Der müde Geist des Einen schweifte von der trostlosen Nüchternheit der Gegenwart beständig zu den Utopien von anno Dreißig zurück; die durch keinerlei Erfahrung gelähmte Einbildungskraft des Andern galoppirte indeß mit einem Vorgespann

unermüdlicher Chimären siegesgewiß in die Zukunft hinein. Schwärmer waren sie Beide — nur Delileo unbedingt der unpraktischere von den Zweien.

Armer Gaston Delileo! Er gehörte in die Kategorie der Universalgenies, welchem Umstand es beizumessen sein mag, daß er es zu absolut gar nichts im Universum gebracht. Musik, Malerei, Literatur und Nationalökonomie — Alles hatte er nach einander oder auch zu gleicher Zeit mit großem Eifer betrieben, hatte mit dem andächtigsten Idealismus an die Verbesserungsfähigkeit der socialen Zustände, an die Theorien der St. Simonisten geglaubt und mit Enthusiasmus die rückwärts geschnürte Weste der Brüderlichkeit ebenso wie ein mit seinem Namen geschmücktes Stirnband getragen.

Die Sage erzählte, daß die St. Simon'sche Genossenschaft bei ihrer praktischen Theilung der Arbeit seine Thätigkeit anfänglich darauf beschränkt habe, Geld herzugeben und — Stiefel zu putzen, die einzigen zwei Dinge, zu denen man ihn hatte brauchen können; später hatte man ihn in das Bataillon jener denkwürdigen „Dreihundert“ eingereiht, die da ausgezogen waren, um in fernen Landen die Mutter der Sekte zu suchen, nachdem Madame de Staël nämlich diesen Ehrenposten abgelehnt.

Sein Geld hatte er zugesetzt, seine Illusionen hatten sich in Spleen verwandelt. Melancholisch hatte er sich von der Welt zurückgezogen, um sich und seine Enttäuschungen zu verbergen. Er wünschte nichts mehr, als zu vergessen und vergessen zu werden, vorläufig nur . . . denn für die Zukunft — eine ferne nebelhafte Zukunft hoffte er noch immer etwas . . . für seinen Roman!

Indessen fristete er sein Leben durch Notenabschreiben — wie Rousseau.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei, drei Jahre vergingen; Gesa wurde ein bildhübscher Jüngling. An Geistes- und Herzensbildung mußte er neben Delileo gewinnen, dafür freilich blieb ihm neben dem excentrischen St. Simonisten jegliche Charakterdressur vollständig fremd. Immer mehr nahm sein Wesen einen Stempel träumerischer Zerfahrenheit an, der einen geübten Menschenkenner und aufmerksamen Beobachter nichts Gutes für seine Zukunft hätte ahnen lassen. Er konnte nie die Mitte einhalten zwischen erschlaffender Trägheit und erschöpfendem Eifer: an ausdauernder, zäher Arbeitsfähigkeit gebrach es ihm vollständig: was ihm nicht von Oben kam, eignete er sich schwerer an, als der gewöhnlichste Conservatorist.

Ueber Alles dies machte sich jedoch sein Violinprofessor keine Gedanken. Er merkte nur auf die riesigen Fortschritte des Knaben, war stolz auf seinen Schüler und präsentirte ihn bald vor diesem, bald vor jenem Amateur.

Gesa spielte nicht nur die Geige mit für sein Alter unerhörter Virtuosität, sondern er improvisirte auch, und zwar wie kein Anderer; so behauptete wenigstens der Professor.

Die phlegmatischen Brüsseler waren entzückt von seinen musikalischen Ausgelassenheiten; davon, daß er Gesa hieß, daß er ein so schönes brünettes Gesicht hatte und von einem ungarischen Zigeuner abstammen sollte. Ihr Enthusiasmus über seine Leistungen culminirte immer in denselben Worten: „Comme c'est tsigane!"

Dann kam ein Tag, an dem Gesa zum ersten Mal öffentlich spielen, in einem Concert mitwirken sollte. Mit einer colossalen Zuversicht der Jugend freute er sich auf sein Debüt; der muthlose Gaston Delileo dagegen verlor Appetit und Schlaf. Aengstlich einer Enttäuschung des Knaben vorbeugend, verbrachte er seine Zeit damit, ihm zu predigen, sich nichts aus dem Fiasco zu machen.

Gesa nahm diese Predigt übel, er lief dem Alten davon. Dann ging er, den Hut unternehmend in die Stirne gedrückt, die Hände in den Taschen, stampfend in der Rue Ravestein auf und ab und ärgerte sich, und der Alte schlich indeß oben in seinem Stübchen auf und nieder und fürchtete sich.

Am Abend des Concerts war der Alte nicht zu bewegen, den Musiksaal zu betreten. Athemlos keuchend stand er vor dem Künstlerausgang und hielt sich die Ohren zu.

Plötzlich hörte er trotz all seiner verdienstlichen Anstrengungen, jeglichen Schall von sich abzusperren, ein sonderbares Geräusch. Er ließ die Hände sinken. War das Feuerlärm? ... Nein ... ein Klatschen von Hunderten von Händen war's, ein Jauchzen von Hunderten von Kehlen! ... Den nächsten Moment hielt er, in das Künstlerzimmer stürzend, seinen Pflegling in den Armen!

Alle Mitwirkenden drückten dem Burschen die Hände, lobten ihn, versprachen ihm eine glänzende Zukunft. Er nahm diese Huldigungen als einen ihm gebührenden Tribut mit jener naiven Aufgeblasenheit hin, die man jungen Göttern so leicht verzeiht — wenn auch mit einem recht mitleidigen Lächeln; aber auch er, trotz seines unbeschädigten Selbstbewußtseins, erschrak über die Ausdehnung seines Sieges, als die Thüre aufging und ihm beide Hände entgegenstreckend, ein eleganter junger Mann hereintrat — Alphonse de Sterny.

Mein lieber junger Freund, rief dieser, ich konnte den Abend nicht vorüber gehen lassen, ohne Sie kennen zu lernen, ohne Ihnen zu gratuliren!

Da senkte der junge Geiger das Haupt; er bebte vom Kopf bis zu den Füßen, und seine Hände wurden eiskalt in denen des großen Virtuosen.

VI.

Alphonse de Sterny! ... Der Name übte damals einen geradezu unheimlichen Zauber aus auf das Ohr jedes Menschen — sei's Künstler oder Dilettant — der sich für Musik interessirte.

Heute, in unserer täglich kälter und skeptischer urtheilenden Zeit, können wir uns keinen Begriff machen von der wahnwitzigen Abgötterei, die man in den fünfziger Jahren mit den zwei oder drei Claviervirtuosen trieb. De Sterny zählte zu den Gefeiertsten. Die Sterny-Schwärmerei trat immer wie eine verheerende Krankheit in allen Städten auf, wo er concertirte. Dabei war das Räthsel seiner Macht schwer zu erklären. Seine ihm neidischen Collegen behaupteten schlechtweg, er verdanke seine Triumphe nicht so sehr dem künstlerischen Vortrag seiner Leistungen, als der allgemeinen Anmuth seiner Persönlichkeit.

Er war die Vollendung eines homme à succès. Gerade geschniegelt und gebügelt genug, um für elegant, nachlässig genug, um für distinguirt, schlagfertig und boshaft genug, um für geistreich, leichtsinnig und verschwenderisch genug, um für genial zu gelten. Er war sehr hübsch, trug die Haare immer modern zugestutzt und tief in die Stirn gescheitelt, kleidete sich stets nach der vorletzten Mode, wie es einem Menschen von gutem Ton geziemt, mit der nüchternsten Correctheit, ohne alle originellen künstlerischen Abweichungen. Seine Conversation war amüsant, seine Manieren tadellos. Er war der natürliche Sohn eines französischen Diplomaten, nannte sich de Sterny nach seinem Geburtsort und hatte 25,000 Franken Renten, was die Welt wußte, — von einer italienischen Fürstin geerbt, was die Welt nicht wußte.

Sein Clavierspiel war vollendet schön, ein Perlenregen, eine Blumenkette, meisterhaft ausgeglichen in der Technik,

vornehm ausgeführt im Vortrag; nie ein falscher Griff, nie eine ordinäre Tastenschlägerei.

Der große ungarische Claviergott, bei dem eine Handvoll falscher Töne zum Effect gehörte, behauptete freilich beißend, „de Sterny's Spiel erinnere ihn an ein Comtessenstück“. Sterny jedoch, dem diese Bemerkung natürlich von guten Freunden hinterbracht wurde, lächelte darüber nur mit seiner liebenswürdigen Verbindlichkeit; und fuhr — wenigstens im Anfang seiner Carrière — fort, ein Instrument raffinirt zu liebkosen, welches andere Virtuosen damals nur genial mißhandelten, und elektrisirte das von musikalischen Orgien übersättigte Publikum durch seine Mäßigung. Er bewegte sich fast ausschließlich in den besten Gesellschaftskreisen, zeigte sich jedoch stets bereit, seinen Collegen einen Dienst zu erweisen.

Im Ganzen war er, als Gesa ihn kennen lernte, ein vollkommen schaler, vollkommen selbstsüchtiger, ungewöhnlich talentirter, sehr gutmüthiger, sehr eitler Mensch, der gerne von sich reden machte. Charlatan wurde er erst später, um sich auf dem Piedestal, auf das ihn das Publikum gehißt, zu behaupten. Das Piedestal war zu hoch! Einem Andern wäre auch schwindlig geworden dort oben.

Er protegirte gern, und darum begnügte er sich auch nicht damit, dem jungen Geiger die Hände zu drücken, sondern gab ihm seine Adresse und forderte ihn auf, den nächsten Morgen zu ihm in das Hotel de Flandres zu kommen, damit „wir Ihre Zukunft besprechen können“, sagte er aufmunternd. Dann war er noch gegen die andern Anwesenden im Künstlerzimmer liebenswürdig, dann reichte er auch Delileo, dem indessen die Thränen über die Wangen niederträufelten, die Hand, dann klopfte er dem Debutanten auf die Schulter, sagte ihm „Glückauf“ — und verschwand.

Bei dem kleinen Künstlersouper, das der Concertgeber den Mitwirkenden arrangirt hatte, aß Gesa keinen Bissen und sprach kein Wort. Mit blassen Wangen und starren Augen blickte er vor sich hin in die Zukunft — eine Zukunft, in der die Bäume goldne Blätter trugen und ihre Früchte wie Diamanten glänzten — eine Zukunft, in der Staub und Moder unbekannte Dinge waren, in der schönheitsstrahlende Houris Glück spendend zwischen dornenlosen Rosenbüschen wandelten und die Lorbeerbäume sich instinctiv vor ihm verneigten.

Damals waren Gesa van Zuylen's Augen nicht ängstlich zugekniffen, wie die eines lichtscheuen Raubthiers, sondern weit geöffnet, wie die eines jungen Adlers, dem kein Licht zu hell ist . . . den die Sonne selbst nicht blendet.

VII.

Niemand konnte sich eines begabten, aber obscuren Anfängers herzlicher annehmen, als der große de Sterny sich des kleinen van Zuylen annahm. Er lud den Knaben zum Frühstück, zwei, drei Mal hinter einander; Gesa wurde ein eingebürgertes Möbel, vielleicht eher eine beliebte Nippsache in des Virtuosen eleganter Hôtelwohnung. Er mußte seine Geige mitbringen, mußte vor dem Virtuosen improvisiren, wobei de Sterny ihn manchmal mit der nachempfindenden Geschicklichkeit, die seine ganze Begabung charakterisirte, auf dem Flügel begleitete. Er zog Gesa ins Gespräch, er lachte, lachte unmäßig über des Knaben originelle Einfälle. Sterny konnte bald keinem seiner Bekannten begegnen, ohne ihm zuzurufen: Haben Sie schon meinen kleinen Zigeuner gesehen? . . . Ich muß Sie mit meinem Zigeuner bekannt machen. Das ist eine Merkwürdigkeit — aber eine Merkwürdigkeit! Er improvisirt wie Chopin — nur ganz anders. Gestern hat er mir den Shakespeare citirt — und heute hat

er gefunden, daß Marsala schlechter sei als Tokaier. Und hübsch ist er — à croquer! . . .

In der Gesellschaft von Brüssel verbreitete sich die Mähr von dem „achten Weltwunder“ — und die Fürstin L . . . arrangirte ihm zu Liebe sogar eine musikalische Soirée, bei welcher Gelegenheit das achte Weltwunder freilich einen Moment Gefahr lief, sein ganzes Prestige einzubüßen.

Sterny bekümmerte sich mit der liebenswürdigsten Pedanterie um alle Einzelnheiten des Auftretens seines Schützlings, ließ ihm ein paar Lackschuhe anmessen, zupfte ihm am Abend des großen Ereignisses eigenhändig die weiße Cravatte zurecht und brachte ihn in seinem Wagen zu dem L . . . schen Palais. Aber schon in dem glänzend mit alten Waffen und zwei mysteriösen schwarzen Rüstungen ausgestatteten Vestibul schwand Gesa's robustes Selbstgefühl vollständig. Er, der dem Publikum in einem öffentlichen Concert mit Löwenmuth die Stirn geboten, klammerte sich hier fast kindisch ängstlich an Sterny.

Haben Sie das achte Weltwunder mitgebracht? rief die Fürstin dem Virtuosen bei dessen Eintreten entgegen. Sie war eine blonde, ungemein freundliche Dame, sehr lebhaft und sehr kurzsichtig, weßhalb sie beständig ihre Lorgnette an die Augen hielt. Haben Sie das achte Weltwunder mitgebracht? rief sie in einem Ton, als ob das achte Weltwunder etwas Komisches wäre.

Natürlich, hier ist es — es heißt Gesa van Zuylen — G e s a van Zuylen, c'est drôle — nicht wahr, Fürstin? Darf ich Sie bitten, mit meinem Weltwunder behutsam umzugehn, es ist empfindlich! —

So — — — wirklich! Das ist reizend. Es freut mich, wenn ein junger Künstler einen gewissen Stolz fühlt; das steht immer gut. Was er für Augen hat — Gesa durch ihre Lorgnette anstarrend — mein Mann hat mir schon von

seinen Augen erzählt. Ein leibhaftiger Zigeuner — er soll neulich Shakespeare citirt haben — ich habe so darüber gelacht — — Dann, als andere Gäste eintraten: ich bitte Sie, trachten Sie, es dem achten Weltwunder behaglich zu machen, de Sterny, Sie sind ja hier zu Hause. Dies war die Art der Fürstin, vorsichtig mit dem empfindlichen Weltwunder umzugehen.

De Sterny placirte den Knaben bis auf Weiteres in eine Ecke, aus der er ihn bald wieder hervorzog, um ihn einigen Herren und Damen vorzustellen. Gesa nahm eine trotzige Haltung an. Die Damen insbesondere waren sehr freundlich, sehr protegirend — nur fiel es kaum einer einzigen ein, das Wort an ihn zu richten. Alle sprachen vor ihm, von ihm, als ob er ein Bild gewesen wäre, oder nicht französisch verstanden hätte. Sie staunten und lobten, und dann vergaßen sie ihn wieder, während er noch vor ihnen stand, und redeten mit einander von anderen Dingen.

Ihm wurde unheimlicher und unheimlicher, ihm war's, als ginge er auf peinlich glattem, gefährlich dünnem Eis spazieren. Ihn fröstelte. Alles um ihn war so glänzend und so kalt. Die feinen leisen Flötenstimmen der guten Gesellschaft thaten ihm weh. Leicht und stechend wie Schneeflocken flogen ihm die Worte um die glühenden Wangen.

Er hätte weinen mögen. Er war das achte Weltwunder — man starrte ihn durch ein Lorgnon an, sprach *über* ihn und — kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Unter Anderem erhorchte er die Worte: er stammt aus der Rue Ravestein — was ist das, die Rue Ravestein? — was ist das? — Es ist schwer, dies einer Dame zu erklären — vraiment? — aber er macht einen ganz erstaunlich wohlerzogenen Eindruck — il n'a pas du tout l'air peuple! — Mais puisque c'est un tsigane — — Es schnürte Gesa die Kehle zu. —

Wird man Sie denn heute nicht hören? fragten die Damen, die sich um de Sterny drängten, den Virtuosen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mich? erwiderter dieser . . . mich? — Ich bin heute nur Regisseur und habe Lampenfieber — abscheuliches Lampenfieber . . .

Der Moment war gekommen! Gesa sollte spielen, das Herz klopfte ihm bis in den Hals hinauf. — Er war nicht er, sondern ein plumper, in Schüchternheit erstarrter Klotz, der die Finger auf die Geige legte.

In Mitten des G-moll-Concerts von Mendelssohn blieb er stecken, raffte sich auf, überstürzte sich und hudelte nur mühsam das Stück zu Ende. Man hatte es selten schlechter gehört. De Sterny war außer sich, und Gesa hätte unter die Erde sinken mögen.

Einige Leute applaudirten, weil sie nichts gemerkt, und andere, weil sie überhaupt nicht zugehört hatten. — Die Meisten aber zuckten die Achseln und sagten: De Sterny ist ein Enthusiast.

Als de Sterny ein Wort für den armen kleinen Zigeuner einlegen wollte, um Entschuldigung für ihn bat und behauptete, er habe ihn noch nie so schlecht spielen hören, antwortete man ihm: Bah, wir nehmen Ihnen nichts übel, Sterny; wir wissen, daß Sie ein Enthusiast sind.

Die Gesellschaft plauderte und lachte und nippte in ihrer flüchtigen Art an Erfrischungen. Dann kam eine Deputation der schönsten Damen und bat Sterny, doch etwas vorzutragen, und er setzte sich ans Clavier mit seiner gutmüthigen Bereitwilligkeit, seinem lächelnden Siegesbewußtsein.

Nachdem er sein Spiel beendet hatte, trat er an Gesa heran und sprach:

Mein lieber Junge, nehmen Sie sich recht zusammen! Könnten Sie vergessen, daß Ihnen Jemand anders zuhört

außer mir, und etwas improvisiren? Versuchen Sie sich an das Thema zu erinnern, das Sie mir neulich vorspielten. Ihre Zukunft hängt davon ab, und ich wäre so gern stolz auf Sie!

Diese letzten Worte wirkten Wunder. Ich will spielen — nur — nur, damit ich Ihnen keine Schande mache! murmelte Gesa.

Der Knabe war todtenblaß, er zitterte am ganzen Leib, als er die Geige anlegte, — seine Augen leuchteten auf — dann versteckten sie sich traurig hinter den dunklen Wimpern.

Ein Feuerregen sprühte vor seinen Augen, ein Glutwirbel tanzte in seiner Brust, wilde, sehnsüchtige Melodieen klangen ihm in den Ohren ....

Hat er die Weisen geträumt oder hat ein klagender Herbststurm sie ihm herübergetragen aus der fernen Heimath seines Vaters? Sind es Echos der Lieder, die seine Mutter ihrem Geliebten abgelauscht, mit denen sie später ihr Kind in den Schlaf gewiegt, während sie auf der Thürschwelle des Hauses saß, in dem schmutzigen Gäßchen, in das der trostlose Heiland hinabschaut? Wer weiß es!

Ein Singen und Schluchzen tönte von seiner Geige, wie man es nur von ungarischen Zigeunern hört; herbe Modulationen, bestechende Melodieen, ein tolles Ungewitter von Leidenschaft und Musik ... dann ein letztes ungestümes Jauchzen ... und er brach ab. —

Athemlos starrte er vor sich hin. Er wußte, daß er sein Bestes gegeben! Seine Ohren lauschten gierig. Wenn sie einen Beifallssturm, wie er seiner öffentlichen Production gefolgt war, erwarteten, wurden sie enttäuscht. Nur ein kleines Gesumse, wie das von trockenen Blättern, die ein Herbststurm aufgewühlt hat, durchschwirrte den Saal; wie aus weiter Ferne hörte er die Worte: Charmant, magni-

fique, original, tsigane ... Er senkte den Kopf, eine schwarze Wolke tanzte vor seinen Augen. Da trat de Sterny neben ihn und klopfte ihm auf die Schulter. Bravo! Bravo! rief er, wir sind rehabilitirt! und, sich mit einem triumphirenden Lächeln nach der Gesellschaft umwendend — nun, hab' ich übertrieben?

Gesa aber horchte nicht mehr auf die Antwort des Salons — er drückte die Hand de Sterny's an seine heißen Lippen und brach in Thränen aus. De Sterny war sein Himmel, sein Gott! Mais voyons, grand enfant! beruhigte ihn der Virtuose. — — — Und die Welt war entzückt, natürlich noch mehr von der Großmuth des Virtuosen als von der Genialität des Knaben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was ist eine Chimäre? frug der kleine Zigeuner einmal seinen großen Freund.

Es war Vormittag, Gesa hatte in einem französischen Buche geblättert, das er nicht verstand, einem Buch von Baudelaire: „Les Fleurs du mal". Der Virtuose hatte indessen Briefe geschrieben. Er trug einen gelben Schlafrock aus japanischer Seide, in dem er an eine riesige Königskerze erinnerte, reckte und streckte sich, sah blaß und übernächtig aus — man merkte es ihm an, daß er sich seit fünfzehn Jahren nicht einmal ordentlich ausgeschlafen hatte.

Was ist eine Chimäre? fragte Gesa.

Eine Chimäre ... eine Chimäre ... das ist eine Sirene mit Flügeln, definirte de Sterny sich umwendend.

Hm! Gesa senkte nachdenklich die Augen und hob sie dann wieder forschend. Eine veredelte Sirene also?

Ja, wie man's nimmt.

De Sterny setzte sich an den Kamin, um sich die Füße zu wärmen. Verteufelte Kälte, — reich mir die Chartreuse, so —. Eine raffinirte Sirene, meinetwegen, fuhr er fort;

die Sirene hat weiche Menschenarme, mit denen sie uns in verderbliche Freuden einwiegt, die Chimäre hat Krallen, mit denen sie uns das Herz zerfleischt. Die Sirene lockt uns in den Schlamm, die Chimäre lockt uns in den Himmel. Den Himmel erreichen wir nicht, und im Schlamm fühlen wir uns manchmal wohl! . . : verteufelt wohl — aber . . . saperment! das verstehst du noch nicht, und der Virtuose zog den Knaben beim Ohr.

Gesa sah etwas verwirrt aus, er hatte wirklich kein Wort von der Tirade seines Gönners verstanden. — Aber Einige unter uns erreichen den Himmel doch — den Himmel der Kunst — die Walhalla — das Pantheon, eiferte er mit dem wichtig thuenden Bombast eines jungen Menschen, der mehr gelesen, als er verstanden hat, und gern sein bischen Wissenschaft auskramt. Wenn man sich nur bald genug auf den Weg macht.

Oh ja, Einige! murmelte der Virtuose und lächelte eigenthümlich. Michel Angelo, Raphael, Beethoven, citirte der Knabe.

Shakespeare, Milton, Mozart und Leonardo da Vinci . . . setzte der Virtuose laut auflachend die wunderliche Litanei fort — aber ich versichere dich, man muß ganz erstaunliche Kräfte haben, um den Himmel zu erreichen — und ganz eigens construirte Lungen, um sich darin wohl zu fühlen . . .

Der Virtuose gähnte leicht. Er gehörte zu denen, die sich mit Sirenen unterhalten, ohne ihnen Macht über sich einzuräumen, und die den Chimären principiell aus dem Wege gehn.

Gesa aber war noch immer nicht zufrieden. Haben alle Chimären Flügel? frug er nachdenklich.

Gott bewahre! rief der Virtuose, sehr viele unter ihnen haben keine Flügel, aber die zählen nicht, die verleiten Niemanden auf ehrgeizige Irrwege, die stehen mit ihren vier

Pfoten fest im Koth und bellen den Mond an, ohne sich zu rühren.

Aber . . .

Mein Lieber! rief der Virtuose lachend, wenn du noch mehr zu fragen hast, so sag's, ich werde läuten, damit dir der Kellner ein Conversationslexikon heraufbringt, ich bin mit meinem Latein zu Ende!

VIII.

Es war um sieben Jahre später, um die Mitte Mai Da kam Gesa nach langer Abwesenheit nach Brüssel zurück. Alphonse de Sterny hatte den Enthusiasmus der Brüsseler Gesellschaft praktisch auszunutzen gewußt; Gesa war mit einem Regierungsstipendium und außerdem von der Gunst mehrerer hoher Gönner unterstützt, nach Paris gesandt worden, um sich bei einem der berühmtesten Violinisten der Zeit weiter zu bilden. Er hatte studirt, gebummelt, sehr viel gebummelt, dann wieder studirt, wahr sehr bewundert, sehr beneidet worden, hatte sein Champagnerglas leeren und die Frauen, die es übel nehmen, wenn man gegen sie zudringlich ist, von jenen unterscheiden gelernt, die es übel nehmen, wenn man es nicht ist. —

Er hatte seine erste Kunstreise mit einer berühmten italienischen Staccatosängerin und einem noch berühmteren mährischen Impresario gemacht, viel Lorbeeren geerntet, sich schließlich in Nizza mit dem Cellisten der Sängerin halber entzweit, den Cellisten gefordert und den Impresario tödtlich beleidigt.

Der Impresario war übrigens ein vernünftiger Mensch, dem es auf derlei Kleinigkeiten nicht ankam. Als er zwei Monate später in Paris Kräfte für seine amerikanische Tour anwarb, machte er Gesa ein glänzendes Engagements-Anerbieten, der junge Geiger aber, reich im Besitze von ein paar

tausend Franken, die ihm von seiner letzten Concertreise geblieben waren, lehnte die Anträge des großen Marinsky kurz und bündig mit den Worten ab: die Virtuosencarrière langweile ihn, er wolle sich ganz der Composition widmen.

Er war vierundzwanzig Jahre alt. In dem Alter haben viele Musiker schon ihre unsterblichsten Meisterwerke geschaffen; Gesa hatte noch nichts veröffentlicht, als vor beinahe zehn Jahren eine „Rêverie“, die mit einem hübschen Porträt des jugendlichen Componisten auf der Vignette in der pompösen Ausstattung einer Dilettantencomposition erschienen und vom ganzen Faubourg St. Germain, sonst aber von fast Niemandem gekauft worden war. —

Seit der Zeit hatte er sehr viel niedergekritzelt, beendet hatte er nichts — und doch fühlte er sich so reich. Er hatte nur nie gewollt! Doch wenn er die Feder in die Hand nahm, so jagte ein Gedanke den andern. Nur brauchte er Ruhe zum Componiren. Ruhe aber ist in Paris ein Luxusartikel, den nur die größten Herren erschwingen können. Die Erinnerung an Brüssel tauchte in ihm auf — Brüssel mit seinen gothischen Kirchen und krummen Gassen, seinem schwärmerischen Katholicismus, seiner üppigen Vegetation und seinem stagnirenden Leben . . . Eine Art Heimweh überkam ihn — er reis'te hin.

Es war Mitte Mai. Der Mai ist wunderschön in Brüssel. Keine langen Kriege, sondern nur lustige Scharmützel zwischen Regen und Sonne reinigen da die Luft. Goldene Dünste durchbeben die Atmosphäre, weben eine märchenhafte Glorie um die sich in der Ferne verlierende Perspective der alten Straßen, umflimmern wie leuchtende Schatten die gothische Steinspitzenklöppelei von Ste. Gudule und breiten blonde Schleier über die grüne Pracht des Parks. Etwas gar Wundersames ist es um dieses feuchte Licht, diese in goldne Nebel aufgelös'ten Sonnenstrahlen, um

all das metallische Vibriren und Zittern, welches das graue, nüchterne Brüssel im Frühling wie mit einem Heiligenschein verklärt.

Die Statuen im Park haben ihre Strohkapuzen verloren, durch die Bäume, deren flaumiges Laub noch den angenehm herben Frühlingsgeruch ausathmet, welchen es Anfangs Juni verliert, gleiten die Sonnenstrahlen, säumen den Umriß eines knorrigen schwarzen Astes mit einem silbernen Streiflicht, malen breite Glanzflecken auf einen mächtigen Stamm, gleiten lustig in das feuchte Gras und spielen mit durchsichtigen Blätterschatten Versteckens. Um das Haus des Prinzen von Oranien wiegen üppig blühende Fliederbüsche träumerisch ihre weißen und blaßvioletten Rispen, vor dem Königsgarten wogt ein Meer von veilchenblauen Rhododendren. Und duftübersättigt, lau entnervend, bewegt ein kaum merklicher Windhauch die Luft — der Scirocco des Nordens. — —

Rüstig schritt Gesa von der Gare du midi über die Boulevards, der Rue Ravestein zu. Alles interessirte ihn, Alles heimelte ihn an. Er blieb stehen, blickte um sich, lächelte, ging ein wenig weiter, blieb wiederum stehen in seiner närrischen, weltvergessenen Art. Nun bog er von der Montagne de la cour ab — vor seinen Augen breitete sich die Rue Ravestein aus. Ein seltsames Gefühl überkam ihn, ein Gefühl namenloser Angst und Beklemmung. Er hätte umkehren und fliehen mögen, und doch zog's ihn näher — näher! — Feuchte Goldschimmer umwoben die Ferne; das seltsame Gäßchen mit seinem mittelalterlichen architektonischen Zierath, seinem an die schwarze Kirchenmauer lehnenden Heiland sah aus, wie ein altes Bild auf Goldgrund gemalt.

Ist Monsieur Delileo zu Hause? frug Gesa an der Thür eines wohlbekannten Gebäudes eine Magd, die sich — unerhörte Zeitverschwendung! — damit beschäftigte, die

Schwelle zu reinigen. Die vlamischen Worte fielen ungewohnt holprig von seinen Lippen. Die Magd blickte ihn etwas erstaunt an und nickte. Sein Herz klopfte, während er in den Hausflur trat und dann rasch die unter seinen ungestümen jungen Füßen knarrende alte Holztreppe erklomm.

An der Thür klopfend erhielt er keine Antwort. Er trat ein, das Zimmer hatte noch immer dieselbe grüne Tapete, an deren bloßem Anblick man sich mit Arsenik hätte vergiften können: jedoch war es viel sauberer, viel koketter gehalten als zu der Zeit, da Gesa mit seinem Pflegevater darin gehaus't. Ein eigenthümlicher Geruch strömte ihm entgegen, ein narkotisirender, träumerischer Geruch! Unter dem Porträt der Gualtieri stand in dem abgebröckelten Delftkruge ein großer Strauß verführerisch schillernder Mohnblumen — jener zauberisch schönen Riesenmohnblumen, die unter dem Namen „pavots de Nice“ bekannt sind.

Die Thüre dieses ersten Zimmers war offen, an die äußere Wand des zweiten Gemachs schloß sich ein verglas'ter Erker, darinnen saßen einander gegenüber an einem runden Tischchen Gaston Delileo — und seine Tochter.

Gesa fuhr zusammen, er betrachtete das Mädchen stumm vor Bewunderung. Nur in Italien hatte er noch Züge mit zugleich so regelmäßigen und doch so eigens abgerundeten Linien gesehen. Des Mädchens kleiner Kopf ruhte auf ein paar klassisch kräftigen Schultern, ihr monoton blasses Gesichtchen war von ein paar unheimlich dunklen Augen und tiefrothen Lippen durchglüht.

Die Tochter Delileo's hatte, trotzdem sie damals kaum siebzehn Jahre zählen mochte, nichts von der eckigen Anmuth nordischer Adolescentinnen; ihre ganze Gestalt athmete etwas Frühreifes, wundersam Ueppiges, Berauschendes — italienische Morbidezza!

Während Gesa noch in ihren Anblick versunken dastand, blickte Gaston Delileo auf, streckte den Kopf vor, blinzelte wie geblendet — der junge Künstler lächelte und trat vor.

Gesa! . . . du? und im nächsten Moment hielt der „droewige Heer“ seinen Pflegesohn in den Armen. Dann vergossen sie Beide ein paar angenehme Thränen, dann schob Delileo „seinen Jungen“ von sich, um ihn recht betrachten zu können — dann umarmte er ihn noch einmal — bleibst du jetzt ein wenig bei uns? frug er, und die Stimme zitterte ihm.

So lang Ihr's erlaubt, Vater, erwiderte Gesa — ich möchte gerne in Ruhe bei Euch arbeiten, d. h. ich weiß wohl, daß hier für mich jetzt kein Platz ist — ich werde mich in Eurer Nähe einmiethen. Aber — er sah sich nach dem jungen Mädchen um — macht mich doch mit meiner Schwester bekannt!

Ach richtig, — nun, Annette, es ist Gesa van Zuylen, ich habe dir ja oft von ihm erzählt. Heiße ihn willkommen, und du, Gesa, gieb ihr einen Kuß, wie sich's für einen Bruder schickt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Abendmahlzeit war vorüber, die lange, graue Maidämmerung hatte allen Goldschimmer von Brüssel weggelöscht. Nur ein schmaler röthlicher Lichtstreifen fiel von einer Straßenlaterne in die Gosse, und ein zweiter glitzerte in dem farbigen Glas der Kirchenfenster.

Gesa saß, bequem in den weichsten Armstuhl des ganzen Mobiliars zurückgelehnt, in dem grün tapezirten Stübchen und setzte dem aufmerksam horchenden Gaston seine zahlreichen Compositionsprojecte auseinander. Annette schwieg. Ihre großen Augen glänzten durch die Dämmerung.

Gesa sprach und sprach und der „droewige Heer" unterbrach ihn höchstens ein oder das andere Mal, um auszuauszurufen: Cela sera superbe!

Regelmäßig scandirt und mystisch verschwommen drang der ferne Stadtlärm bis in die Rue Ravestein, wie ein eintöniges Schlummerlied. Der träumerisch erschlaffende Geruch der Mohnblumen wurde stärker mit der hereinbrechenden Nacht, und von Zeit zu Zeit hörte man das Frösteln eines Blüthenblatts, welches sterbend auf die kalte Marmorplatte des Gueridons niedersank.

IX.

Die Mohnblumen lagen in der Gosse, und viele andere frische und anmuthige Blumensträuße waren unter dem Porträt der Gualtieri verblüht. Aus dem Mai war Juni, aus dem Juni Juli geworden. Gesa setzte seinem Pflegevater noch immer alle Abende seine Projecte aus einander, spielte ihm eine oder die andere Melodie auf der Geige, den Entwurf zu einem Ensemblesatz auf dem alten Spinett vor, ließ sich von Gaston versichern „cela sera superbe!", improvisirte sehr viel, hörte träumend dem geheimnißvollen Singen und Klingen in seiner Seele zu und — arbeitete nichts.

Er hatte sich in einem Dachstübchen bei einer Wäscherin eingemiethet, verbrachte aber die ganzen Tage in der durch die Anwesenheit Annetten's anmuthig belebten Häuslichkeit Gaston Delileo's.

Der „droewige Heer" hatte eine regelmäßige Anstellung gefunden und sogar angenommen, wahrscheinlich seiner jetzt auf ihn angewiesenen Tochter zu Liebe. Er beschäftigte sich als Theatersecretär und außerdem als Feuilletonist einer Zeitung. Das verschaffte ihm ein anständiges Auskommen. Seine Häuslichkeit trug nicht den Stempel des Elends, son-

dern den eines unordentlichen Wohlstandes — des Wohlstandes der Rue Ravestein.

Gesa fühlte sich heimisch in dieser Schlamperei. Er fand immer einen bequemen Fauteuil, auf dessen Arme er seine Hände stützen konnte, während er von seiner Zukunft sprach, und in dessen Kissen er sein Haupt zurücklehnen konnte, während er den Umrissen bevorstehender Herrlichkeit zwischen den Rauchwölkchen seiner Caporal-Cigarrette nachspähte. Er fand immer eine Flasche guten Bordeaux auf dem Tische, wenn er sich zum Essen niedersetzte.

Er liebte die langen, zeitvertrödelnden Mahlzeiten, die ihn vor sich selbst der Nothwendigkeit enthoben, etwas thun zu sollen, und ihm für seinen beliebten Müßiggang einen so plausiblen Vorwand bereiteten; er liebte es, mit seinem Kaffee zu tändeln, während Annette ihm gegenüber saß und ab und zu von seiner Tasse naschte. Er liebte es, in den Noten verschollener alter Meister zu kramen und die Werke halbvergessener Dichter zu durchstöbern. Wenn ihm ein Vers gefiel, so glühten ihm die Augen, er donnerte die kolossalsten Beiwörter in die Luft hinaus und las den Vers zwei, drei, ja zwanzig Mal der kleinen Annette vor. Er hätte ihn ebenso gut der vlamischen Magd draußen vorlesen können, die kein Wort französisch verstand; nur hätte die wahrscheinlich nicht so hübsch dazu gelächelt. — Dann griff er nach einem Stück Notenpapier und setzte den Vers in Musik, probirte seine hastig hingeworfene Composition auf dem alten Spinett, welches die stürmischen Weisen seiner überschäumenden Jugend mit feinem gebrochenen Stimmchen zitternd wiedergab, wie eine Großmutter, die am Rand des Grabes zum letzten Mal ein Liebeslied singt. Dann mußte Annette den Vers vorzutragen versuchen. — Annette hatte einen prachtvollen Contralto, sie bemühte sich, recht schön zu singen, um ihm Freude zu machen. Er war nicht zufrieden.

Mehr Ausdruck, Annette, mehr Leidenschaft! rief er. Fühlst du denn gar nichts, aber gar nichts hier! und er tappte ihr mit dem Zeigefinger aufs Herz. Sie lächelte, wurde feuerroth und wandte das Gesichtchen von ihm ab. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gaston Delileo hatte sich entschlossen, Annette und Gesa als Geschwister anzusehen; das schnitt alle weiteren Bedenken ab und war sehr bequem. Er wollte es nicht bemerken, wie viel sich Annette um ihren „Bruder" herum zu schaffen machte, mit welch einschmeichelnden kleinen Dienstleistungen sie ihn verwöhnte — mit welchem Ausdruck sich ihre großen südlichen Augen bisweilen an ihn hingen.

Er bemerkte nur, daß Gesa's Haltung Anfangs eine vollkommen kühle, brüderlich herzliche war. Gegen Ende Juli fing derselbe sogar an, die Rue Ravestein ein wenig zu vernachlässigen und verwickelte sich in ein Verhältniß mit einer Pariser Schauspielerin, die am Theater der Galérie St. Hubert gastirte und sich in Brüssel langweilte.

Annette verzehrte sich vor Eifersucht, ohne daß Gesa den Grund ihres gestörten Wesens errieth.

Was hast du denn, Bichette? frug er sie besorgt, indem er ihr mit seiner warmen liebkosenden Hand die abgemagerten Wangen streichelte — was macht dich traurig? — 's ist diese verpestete Stadtluft, die dir nicht gut thut — schickt sie doch ein wenig an die See, Vater!

Der Alte zuckte die Achseln — mir fehlen die Mittel, murmelte er — leider!

Die Mittel, die Mittel! rief Gesa, erlaubt doch, daß ich Euch sie vorstrecke; ich habe so lang von Eurer Gnade gelebt!

Gesa vergaß ganz, wie viel ihm seine kleinen Aufmerksamkeiten für Mlle. Irma gekostet hatten! Als er in seine

Wohnung hinübereilte, um ein paar Banknoten zu holen, fand er in seiner Brieftasche ein vereinzeltes 20-Frankstück. Erst kraute er sich den Kopf, dann lachte er recht herzlich und brachte seine abgezehrte Brieftafel triumphirend zu Delileo hinüber. Jetzt spottet mich aus, mich und meine prahlerische Großsprecherei, rief er — da seht, das ist mein ganzer Reichthum, — aber wartet nur ... wartet nur ... ich hab' den Kopf und die Hände voll Gold! Wenn mir nur einmal so eine rechte Lust zum Arbeiten käme. — Das kleine Fieber! — Wißt Ihr vielleicht, wo ich das Libretto zu meiner Oper hingelegt habe? —

Gegen Ende August verließ Mlle. Irma Brüssel. Gesa wurde verdrießlich; diese Stimmung zeigte sich seinem Fleiß günstig.

Eines Morgens fühlte er „das kleine Fieber" ... Er breitete das Notenpapier vor sich aus, glättete es mit der Hand, schnitt seine Feder, stützte die Ellenbogen auf das einzige wackelige Tischchen seiner Dachstube, schrieb eine Zeile, strich sie wieder aus — — reckte und streckte sich — eine allgemeine körperliche Unruhe quälte ihn. Er faßte den Entschluß, erst ein wenig auszugehn, wanderte in den Park, blieb von Zeit zu Zeit wie auf eine innere Stimme horchend stehen, stieß zerstreut in die Passanten und setzte sich sinnend auf eine Bank nieder. Plötzlich fuhr ein Windstoß, erst leise, dann aber laut heulend durch die Baumkronen. Gesa fuhr zusammen — er faßte sich an die Schläfen, eine Fülle von Musik durchströmte seine Seele.

Er eilte in seine Dachstube und schrieb und schrieb ...

Die Stunde, um die er bei Annette sich zum zweiten Frühstück einzufinden pflegte — Delileo kehrte zu dieser Mahlzeit selten nach Hause zurück — war vorüber, die späte Essensstunde hereingebrochen. Gesa beugte sich noch immer über sein Notenpapier. Einzelne Blätter lagen um ihn

herum auf dem Fußboden. Man klopfte an seine Thür — er hörte nicht. Delileo trat ein. Was machst du denn, mein Junge, daß man dich heute gar nicht sieht? Bist du krank?

Gesa starrte ihn an, wie aus einem wundersamen Traum geweckt. Nein, antwortete er einfach; ich arbeite.

Er war todtenblaß, seine Hände zitterten. Delileo bestand darauf, er möge seine Thätigkeit wenigstens für eine Stunde unterbrechen, um etwas Nahrung zu sich zu nehmen.

Gesa folgte ihm widerwillig. Er setzte sich zu Tisch, aß nichts, sprach kein Wort und blickte beständig auf denselben Punkt, wie ein Geisterseher. Nach der Mahlzeit wanderte er, unzusammenhängende Melodien vor sich hinsummend, im Wohnzimmer auf und ab, griff von Zeit zu Zeit in die Tasten des alten Spinetts, stieß mit geschlossenen Lippen einen einzigen Ton, in dem irgend ein großes Finale culminiren mochte, in die Luft hinaus, fuchtelte, ein imaginäres Orchester dirigirend, um sich herum, stampfte plötzlich auf die Erde und schrie: Bravo!

Delileo, der seinerzeit viel mit Dichtern und Componisten zu schaffen gehabt, ließ ihn ruhig gewähren. Er behandelte ihn mit der Schonung, welche man Unglücklichen, Geisteskranken und Genies zu Theil werden läßt. Annette konnte sich in dies wunderliche Wesen durchaus nicht hineinverstehen und brach endlich — so rücksichtsvoll sie sich auch sonst gegen Gesa benahm — in ein fröhliches Lachen aus.

Seltsamer Weise nahm der Geiger ihr diese Kinderei sehr übel und verließ, hastig „gute Nacht“ murmelnd, das Zimmer. Bis zum Morgengrauen arbeitete er an seiner Oper.

Mehrere Tage vergingen — Tage, während deren Gesa weder aß noch schlief, verstört und verdrießlich aussah, dabei aber ein unbeschreiblich schmerzliches Glück, einen Zustand himmlischer Exaltation genoß. Umsonst warnte ihn Delileo:

Ueberarbeite dich nicht, man kann seine Erfindungsgabe überreizen, wie man sich die Stimme versingt; halte Maß!

Gesa schüttelte nur seinen schönen Kopf und lächelte, die Augen halb schließend, sinnend vor sich hin. — Vielleicht hörte er seinen Pflegevater gar nicht!

Da plötzlich, nachdem er, sich selber ein lautes Heureka zujubelnd, das Finale des fünften Actes beendigt — den dritten und vierten hatte er freilich noch gar nicht begonnen — verstummte seine Seele. Der Pegasus warf ihn ab, wie das eben ein überarbeiteter und mißhandelter Pegasus thut — er warf ihn aus lichten Sphären in das irdische Elend.

Peinigende Kopfschmerzen und maßlose Melancholieen plagten ihn, seine eigene Leistung erschien ihm plötzlich widerwärtig; wo er früher nur die Schönheiten seines Werkes gesehen, sah er jetzt nur dessen Mängel, verglich es mit den Werken anderer Meister, knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Er verurtheilte seine Arbeit unbarmherzig als überspannt und lächerlich romantisch. Er vertrug nur die kälteste, herbste musikalische Kost. Ein Notturno von Chopin bereitete ihm Nervenzustände. Er geigte unaufhörlich die „Chaconne“ von Bach. Er machte den Eindruck eines von schwerer Krankheit Genesenen. Mit schlotternden Kleidern und schleppendem Schritt schlich er planlos umher oder brütete in der finstersten Ecke des grünen Zimmers zusammengekauert, den Kopf in der Hand, Stunden lang vor sich hin.

Einmal, nachdem er unvorsichtiger Weise eine seiner letzten Compositionen auf der Geige probirt, legte er mit nervöser Hast sein Instrument weg, drückte sich in den großen Lederfauteuil, den die Familie Delileo als Gesa's Lehnstuhl respectirte, kaute unruhig an seinen Nägeln und brach dann plötzlich in krampfhaftes Schluchzen aus. Dann trat Annette schüchtern an ihn heran, streichelte mitleidig sein Haar und

flüsterte: Armer Gesa, thut's denn gar so weh, Genie zu haben?

Da zog er sie auf seine Kniee herab und küßte sie oft und innig auf die Haare, auf die Augen, auf den Mund, und als sie sich dies erst halb erschrocken, halb befriedigt gefallen ließ, dann etwas beklommen vor ihm zurückfuhr, erlaubte er ihr zwar, sich aus seinen Armen zu winden, nahm jedoch ihre beiden Hände in die seinen und sprach, sie treuherzig anblickend, sanft: Annette, meine gute kleine Annette, kannst du mich leiden? Willst du meine Frau werden? Nicht jetzt, aber wenn ich ein großer Künstler geworden, — ich werde es vielleicht doch noch um deinetwillen.

Sie wurde roth, sie stotterte: Was willst du mit so einem albernen kleinen Mädchen . . .

Wenn es mir nun einmal gefällt! scherzte er gerührt.

Sie beugte ihr Köpfchen über seine Hand, die sie küßte, und kauerte sich auf einen Schemel zu seinen Füßen nieder.

Als Gaston heimkehrte, fand er sie so. Er gab seinen Segen zu der Verlobung.

X.

Gesa's Neigung zu seiner Braut wurde täglich zärtlicher und inniger. Ihr Wesen ihm gegenüber änderte sich dahin, daß sie etwas von ihrer Schüchternheit ablegte und einen Ton neckischer Widerspenstigkeit anschlug.

Da es nicht mehr möglich war, die Kinder als Geschwister zu betrachten, so entschloß sich Delileo, Gesa zu bitten, seinen Verkehr mit Annette auf die Abendstunden und außerdem auf einen täglichen Spaziergang zu beschränken.

O, dieser tägliche Spaziergang. Annette liebte die belebten Straßen und blieb gerne vor den Auslagen der Putzläden stehen, indem sie ihren Bräutigam frug, ob er ihr den

oder jenen Luxus gewähren würde, wenn er ein großer Künstler geworden. Ihre Liebhabereien waren noch nicht sehr kostbar und verstiegen sich selten über ein schönes Band oder ein Paar kokette Goldkäferchen-Schuhe. Er belächelte ihre Fragen und schickte ihr gewöhnlich den nächsten Morgen schon den ersehnten Gegenstand zum Geschenk mit einem hübschen, herzlichen, anspruchslosen kleinen Billet. Ein paar Stunden, die er jetzt gab, erlaubten ihm diese verliebte Verschwendung.

Im Gegensatz zu Annette hatte er eine Abneigung gegen belebte Straßen und wandelte mit ihr am liebsten in dem um diese Zeit verödeten, menschenleeren Park. Träumend und weltvergessen ging er neben ihr unter den im Novemberwind rauschenden Bäumen. Ab und zu unterbrachen große Pfützen die Wege, und wenn gerade Niemand zusehen konnte, hob er die Kleine darüber hinweg. Annette ließ sich gern ein wenig schleppen und lehnte sich immer schwer auf seinen Arm. Bisweilen, wenn er gar so stumm und versonnen neben ihr ging, gab sie ihm einen kleinen Ruck, um ihn aufzurütteln. Wach doch auf, erzähl mir etwas! rief sie. Da blickte er nur aus feuchten Augen selig zu ihr nieder und murmelte: Ich hab' dich lieb — weiter wußte er nichts. Er war ein grenzenlos verliebter und über alle Gebühr langweiliger Bräutigam. Er componirte um diese Zeit fleißig, mit mehr Sammlung und weniger Exaltation als früher. Die Vollendung seiner Oper hatte er vorläufig hinausgeschoben, dafür aber eine dramatisch oratoriumartige Bearbeitung der „Hölle" von Dante beinahe vollendet

XI.

Annette! rief Gesa eines Abends Ende November, indem er athemlos in die grüne Wohnstube stürzte. Annette! Vater! . . .

Was giebt's, mein Junge? fragte Delileo.

De Sterny hat mir geschrieben! Er kommt nächste Woche nach Brüssel!

Ah! machte Annette ärgerlich und enttäuscht — ich glaubte wirklich, du habest das große Loos gezogen oder kämest, uns mit einem Engagementsantrag von fünftausend Francs monatlich zu überraschen!

Aber Annette! rief Gesa.

Kein Wunder, daß du dich freust, meinte Delileo zartfühlend und theilnehmend, und da Gesa seine großen tragischen Augen noch immer mit einem Ausdrucke staunenden Vorwurfs auf das Gesicht seiner Braut gerichtet hielt, begütigte er: Du darfst ihr diese Gleichgültigkeit nicht übel nehmen. Sie weiß ja gar nicht, was das ist — de Sterny.

Gesa brachte den Abend damit zu, seiner Braut auseinander zu setzen, was ihm seit zehn Jahren de Sterny gewesen sei und was dessen Name im Allgemeinen bedeute.

XII.

Sie hatte begriffen; der Nimbus des Virtuosen war ihr klar geworden. Gesa brauchte nicht mehr zu fürchten, daß sie seinen großen Freund nicht genügend zu würdigen wissen werde. Wie denn auch! Man begegnete seinem Namen überall. Die neuesten Bonbons, Lackschuhe und Taschentücher — Alles hieß nach „de Sterny“, und kleine Kinder spielten damals Concert und Virtuose, wie sie in der frühesten Jugend unseres Jahrhunderts Consul und Schlacht von Marengo gespielt haben.

Annette nahm jetzt Singstunden. Auch ein kleiner Luxus, den Gesa für sie bestritt, und die Mädchen, mit denen sie bei ihrem Singlehrer zusammenkam, sprachen von nichts als von de Sterny.

Der Onkel einer der Schülerinnen war Capellmeister an der Monnaie. De Sterny hatte ihn besucht und einen

Handschuh bei ihm vergessen. Besagte Schülerin brachte die Reliquie in die nächste Ensemble=Singstunde mit. Der Handschuh wurde in Stücke zerschnitten und unter alle weiblichen Zöglinge Signor Mortini's vertheilt. Viele Schwärmerinnen trugen diese Lederstücke, in Leinwandsäckelchen eingenäht, noch zwanzig Jahre später am Herzen.

De Sterny hatte damals den Zenith seines Ruhmes erreicht. Seine letzte Reise durch Rußland hatte einem Triumphzuge geglichen. In Odessa hatte man ihn mit Kanonendonner empfangen, in Moskau waren ihm Processionen entgegengezogen, jubelnde Studenten hatten die Pferde vor seinem Wagen ausgespannt, die schönsten Frauen aus den Fenstern der Hauptstraßen einen Blumenregen auf sein illustres Haupt niedergleiten lassen; in Petersburg hatte eine Großfürstin darauf bestanden, ihn in ihrem Palaste zu beherbergen; Zobelpelze, Lorbeerkränze, Brillantringe, Caviartonnen und ein goldener Samowar waren ihm von dem russischen Enthusiasmus demüthig zu Füßen gelegt worden.

Dies Alles erzählte Gesa seiner Braut. Was er ihr aber mitzutheilen unterließ, war, daß die größten Damen Rußlands um seine Liebesgunst geworben und eine von ihm grausam verschmähte georgische Fürstin sich in seinem letzten Petersburger Concert, während seines Vortrags, erschossen habe. Dies erfuhr Annette durch ihre Freundinnen in der Singschule. Es interessirte sie mehr als alle anderen Triumphe de Sterny's.

Natürlich ging Gesa dem Virtuosen auf die Bahn entgegen. Da aber außer ihm noch halb Brüssel sich zum Empfang de Sterny's auf der gare du nord eingefunden, so mußte dieser seinen alten Schützling mit einem cordialen Händedruck und der Aufforderung abfertigen, ihn den nächsten Morgen im Hôtel de Flandres zu besuchen.

Als Gesa zur vorausbestimmten Stunde dort eintraf, fand er de Sterny, den Kopf in der einen, die Feder in der anderen Hand an seinem Schreibtisch vor einem mit vielfach corrigirten Notizen beschriebenen Notenpapiere. Seine Züge waren geschärft. In seinem ganzen, nervös präcisen, mechanisch höflichen Wesen verrieth sich jenes unheimliche Etwas, welches man sich durch den beständigen Umgang mit höher gestellten Persönlichkeiten aneignet. Man merkte es ihm an, daß er sich so zu sagen gewöhnt hatte, mit offenen Augen zu schlafen wie Hasen und Höflinge.

Nun, wie geht's? Freue mich aufrichtig, dich zu sehen, rief er dem Geiger entgegen; es macht einen ordentlich jung, dir in die Augen zu schauen. Ich war sehr erstaunt, von deinem verlängerten Aufenthalt in Brüssel zu hören. Was Teufel machst du denn hier? Ich dachte, du seiest mit Marinsky (dem Impresario) längst über alle Berge

Mein Engagement hat sich zerschlagen, das heißt, ich hatte keine rechte Lust, mich zu binden, stotterte Gesa etwas erröthend.

So, hm! und indessen bummelst du. — De Sterny behandelte den jüngeren Musikanten noch immer in seiner alten herzlich protegirenden Art. Sapristi, du siehst prächtig aus, zu gut für einen jungen Künstler — schau mich an — Haut und Knochen — — und was machst du denn eigentlich? Projecte — wie?

O, ich bin sehr fleißig, versicherte Gesa, ich gebe Stunden.

So! Stunden . . . du . . . Stunden! Nom d'un chien! Ich dächte, da wäre es doch noch besser und amüsanter, mit Marinsky in Amerika Gold zu graben. Stunden . . . Und obendrein lernen noch so wenig hübsche Frauenzimmer Violine spielen. Nun und außerdem . . . womit beschäftigst du dich noch?

Ich componire. Du scheinst ja auch —

Freilich, freilich, erwiderte de Sterny, das Notenpapier in seine Mappe schiebend; ach, wie soll man componiren bei dem Leben, das ich führe! Bah! ich hab's satt, meine Existenz in Eisenbahncoupé's und Concertsälen zu verzetteln! Oh! nur vier Wochen Ruhe — beefsteak aux pommes, Landluft . . . Blumen und einen Freund . . .

Draußen klopfte es; — der Diener des Virtuosen trat ein — Ich bin nicht zu Hause, rief de Sterny.

Es ist der Graf S— . . .

Ich bin nicht zu Hause, animal, für Niemanden, hörst du?

Der Famulus verschwand.

Du siehst, wie mir's geht, grollte der Virtuose — eh' eine Viertelstunde verstreicht, werden sich zehn Personen gemeldet haben. Es ist ein fades Leben . . . Immer dieselben Narrenspossen vorleiern, immer applaudirt werden.

Hast du vielleicht Lust, zur Abwechselung einmal ausgepfiffen zu werden? bemerkte Gesa lachend.

Bei dieser lustigen, jedoch ganz unschuldigen Replik wechselte der Virtuose ein klein wenig die Farbe und blickte zuerst den jungen Geiger, dann die Mappe, in welche er seine Composition versteckt, mißtrauisch an. Gesa's immer in Rührung schwimmende Augen überzeugten ihn bald davon, daß dieser nichts Uebles gemeint.

Wenn de Sterny je einen gläubigen Jünger gehabt, so war's Gesa van Zuylen.

Es ist wirklich Schade, bemerkte der Geiger nach einer kleinen Pause aufrichtig, daß du dir so wenig Zeit lässest zum Componiren. Ich habe noch nie etwas außer Transscriptionen von dir gehört — vielleicht vertraust du mir einmal etwas an!

De Sterny runzelte die Stirn. Hm! brummte er — ich mag die Sachen nicht viel herumzeigen. Sie lüften ab!

Man nimmt ihnen die primeur, wenn man sie allen möglichen Leuten mittheilt, ehe sie erschienen sind.

Das Blut stieg Gesa unter die Augen. Allen möglichen Leuten! wiederholte er verletzt.

Da aber lachte de Sterny nur herzlich auf. — Noch immer so empfindlich, rief er — ich hab's nicht so gemeint. La langue m'a fourchu, mon garçon. Wir wissen schon, daß du ein Ausnahmsmensch bist. Sacrebleu! ich bin der Letzte, der es leugnet. Sobald ich eine wichtige Arbeit beendet habe, werde ich dir dieselbe vorlegen; das — mit dem Blick auf den Schreibtisch — das ist nichts, gar nichts, der Entwurf zu einer kleinen Balletmusik. Die Fürstin L . . . — du erinnerst dich ihrer wohl noch — hat mich darum ersucht, hat mir sogar schon nach Wien diesbezüglich geschrieben, du begreifst jetzt . . . abschlagen kann ich's nicht. C'est assommant! Ein Comtessen-Ballet! . . . Und jetzt sei so gut und zieh an der Klingel dort, damit man uns das Frühstück bringt. Während des Essens wirst du mir mittheilen, was dich eigentlich hier festkettet; denn daß du dich ausschließlich deßhalb hier aufhältst, um mit Muße deinen Compositionen leben zu können, glaube ich nicht.

Während der Mahlzeit vertraute Gesa dem Freunde sein großes Geheimniß an.

De Sterny fuhr auf. Also das ist's. Nun, etwas Dümmeres hättest du dir nicht einfädeln können, rief er. Ich witterte etwas . . . eine ungebührlich in die Länge gezogene Liaison, aus welcher ich dich herausgefitzt hätte. Aber eine Verlobung! Ja, was fällt dir nur ein! Heirathen, Familienvater werden in deinem Alter! Das ist der Ruin, das ist das Grab! Das Grab deiner Fähigkeiten, hörst du . . . nicht etwa das deines Körpers. Der wird in dieser schlichten, moralischen Atmosphäre floriren. Du wirst dick werden wie ein Alderman, du wirst eine Taufe nach der andern feiern,

12*

du wirst mit hinaufgedrehten Hosen, ein Notenheft unter dem Arm, aus einer Gasse in die andere laufen, um Stunden zu geben, und dein Ehrgeiz wird darin gipfeln, eine Primgeigerstelle in einem Orchester — oder wenn's hoch hergeht, einen Capellmeisterposten zu erringen. Sapristi! Du brauchst die Peitsche eines Impresario auf dem Rücken und nicht das Federpolster eines ruhigen Familienlebens unter dem Kopf. Das Polster, das du dir stopfst, wird übrigens wenig Federn enthalten ... Doch das ist dir einerlei. Du brauchst nur einen Prätext zum Ausruhen und schläfst meinetwegen auf einem Kartoffelsack ein!

Du sprichst wie ein Ketzer, wie ein rechter Liebesatheist, rief Gesa, der seine Passion für große Worte noch nicht ganz abgelegt hatte. Wer sagt dir denn, fuhr er fort, daß ich übermorgen zu heirathen gedenke. Ich erhalte ja ihre Hand nicht, ehe ich mir nicht eine Stellung errungen habe.

Ah so! Nun, das ist noch ein Trost. Wer ist sie denn? Eine deiner Schülerinnen, die blonde Tochter eines vierschrötigen Bürgers — was?

Sie ist die Tochter meines Pflegevaters!

O . . . h! Die Tochter der Gualtieri! Und die willst du heirathen ... heirathen?

Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie reizend sie ist, murmelte Gesa.

Daß die Tochter der Gualtieri reizend ist, kann ich mir leicht vorstellen, meinte der Virtuose, und in seinen Augen schimmerte plötzlich ein ihnen ganz ungewohnter Ausdruck sehnsüchtiger Träumerei — daß man die Tochter der Gualtieri heirathen will, begreife ich nicht. — Du weißt vielleicht nicht, wer die Gualtieri war?

Gesa biß sich in die Lippen. Sie hat meinen Pflegevater glücklich gemacht.

So ... hm! Glücklich gemacht! — Er war toll, wie wir Alle. Ihr die Stiefel putzen zu dürfen, hätte ihn glücklich gemacht ... Hm! Ich kenne die Geschichte der Ehe Delileo's. Es ist eine Legende, die man sich noch heute in Künstlerkreisen erzählt; nur irrt man sich schon in den Namen. Ich habe mir die Namen gemerkt — — — weil mich Delileo um deinetwillen interessirt und ... und ... weil die Gualtieri — meine erste Liebe war!

Gesa zuckte zusammen. — Deine erste Liebe! rief er athemlos.

Der Virtuose fuhr sich über die Stirn und lächelte bitter. Ja! ... Im Salon der d'Agoult habe ich sie kennen gelernt: ich sah wie ein Mädchen aus, war kaum achtzehn Jahre alt und verliebt — aber verliebt! — — — Sie hat mich nur ausgelacht — ich hab' mich in vergeblicher Sehnsucht aufgerieben — sie hat nie etwas von mir wissen wollen! Ich kann jetzt nach zwanzig Jahren ihren Namen nicht hören, ohne daß mir etwas Schwüles durch die Adern schleicht. Gott, war sie schön! Eine Gestalt ... ein Lächeln und eine Chevelure! Dunkles Haar mit röthlichen Reflexen um Nacken und Schläfen. Wie mit Goldstaub bestreut. Dazu eine gewisse große Manier ...

Der Virtuose unterbrach sich und sah sinnend vor sich hin. Die Erinnerung an die Gualtieri war der eine wunde Punkt in seinem Herzen. Bewegt sah Gesa in das veränderte Gesicht des Freundes.

Wie konnte diese Frau sich entschließen, meinen armen Pflegevater zu heirathen? frug er.

Wie? ... ja, wie? — Sie hatte ihre Stimme verloren, ihren Geliebten — ihre Gesundheit. Sie war achtunddreißig Jahre alt ... Er war aus gutem Haus und besaß noch die Reste eines sehr schönen Vermögens, von dem er früher den größten Theil mit philanthropischen Unternehmungen

verzettelt hatte. Er hat sie verwöhnt und verhätschelt wie eine Fürstin und sie — sie ist ihm ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes ... deiner Braut ... durchgegangen, — mit einem Polen, glaub' ich, einem ganz obscuren Abenteurer. — Delileo hat sie im tiefsten Elend und einem Zustand schrecklichen Siechthums in einer Mansarde entdeckt! Er hat sie bei sich aufgenommen und gepflegt bis zu ihrem Tod. Hm! armer Teufel ... Er hatte die Verbindung geschlossen gegen den Willen seiner Verwandten, gegen den Rath seiner Freunde. Mit seinem Geld war er fertig, so hat er sich denn in der Rue Ravestein vergraben. Sein Loos ist hart; und doch ... er hat wenigstens anderthalb Jahr lang an ihrer Seite gelebt!

Alphonse de Sterny schwieg und sah brütend vor sich hin.

Gesa legte ihm die Hand auf den Arm. Die Erinnerung an diese Frau lebt noch so mächtig in dir, meinte er, und da solltest du dich wundern, daß ich ihre Tochter zum Weibe nehmen will, — ihre Tochter, die den ganzen Liebreiz der Mutter geerbt, ohne deren Sünde?

De Sterny lächelte kein angenehmes Lächeln. Wie alt ist sie denn — sechzehn oder siebzehn — — wenn ich richtig rechne, nicht? frug er.

Gesa nickte.

So. Hm! Und da willst du schon über ihr Temperament aburtheilen können? De Sterny trommelte einen kleinen ironischen Triumphmarsch auf dem Tische.

Gesa erröthete. De Sterny! rief er nach einer Pause — so lieb ich dich hab', ich halt's nicht aus, dich so reden zu hören. — Thue mir den Gefallen, die Kleine kennen zu lernen, und dann urtheile selbst ... Komm einmal am Abend — trinke eine Tasse Thee mit uns, wenn du dich nicht vor der Rue Ravestein fürchtest!

Wann du willst, großes Kind — morgen . . . übermorgen. Ihr habt doch frühe Stunden. Ich kann kommen, ehe ich in die Welt muß! — — —

Wenige Minuten später verabschiedete sich Gesa. De Sterny begleitete ihn hinaus und rief ihm noch heiter über das Treppengeländer nach: Also übermorgen gegen acht! Ich bin neugierig, dein Capua kennen zu lernen!

XIII.

In Nummer 10 der Rue Ravestein herrschte große Aufregung. Treppen und Gänge durchwehte der Duft frischen Theegebäcks. Annette wechselte beständig die Farbe, stellte die Möbel bald so, bald so, um ihre verschiedentlichen Mängel zu maskiren, heftete ihre schönen Augen betrübt auf die grüne Tapete und murmelte zaghaft: Wie wird es ihm bei uns vorkommen! Gesa aber lächelte nur, küßte sie auf die Stirn, gab ihr einen kleinen vertraulichen Schlag auf die Wange und meinte: Sei ruhig, er kommt, um dich kennen zu lernen, Kleinod, nicht um unsere Wohnung zu kritisiren.

Noch aufgeregter als seine Tochter war der alte Delileo. Er hatte aus einem wurmstichigen Koffer seinen alten Frack exhumirt und in diesem stark nach Kampher riechenden, mit seinem mächtigen Kragen an den massiven Geschmack des Bürgerkönigthums erinnernden Kleidungsstück wanderte er unstät aus einem der kleinen Zimmer in das andere, staubte mit seinem Taschentuch einen Bilderrahmen ab, warf einen verschämt schielenden Blick in den halb erblindeten Spiegel und zupfte mit zitternden Fingern an seiner imposanten Atlascravatte, welche ebenso wie sein schöngesticktes, vergilbtes Battisthemd unter dem Parapluiescepter Louis Philipp's jung gewesen war.

Gesa scherzte über die Aufregung seiner kleinen Familie, fand dieselbe jedoch innerlich dem bevorstehenden großen Ereigniß gegenüber vollkommen gerechtfertigt.

Um acht Uhr klopften alle Herzen, fünf Minuten nach acht bemerkte Delileo: Er kommt vielleicht nicht — um ein Viertel nach acht blickte Annette den Geiger befremdet und unruhig an und flüsterte, die Lippe verschiebend: Er hat dir's doch bestimmt versprochen, Gesa? — um ein halb nach acht hörte man eine Bewegung im Hausflur. Es wird eine Absage sein, die de Sterny sendet, meinte, seiner Gewohnheit gemäß Enttäuschungen vorbeugend, Delileo.

Komm' ich hier zu Monsieur Delileo? hörte man im selben Moment eine sehr cultivirte Stimme auf der Treppe fragen. Gesa stürzte hinaus. Der alte Journalist fuhr sich mit dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand über die Wangen, um sich eine unbefangene Haltung zu geben. Annette verschwand.

Ein paar Secunden später öffnete sich die Thür, und in den schäbigen grünen Salon trat ein vornehmer, blonder Mann, den es etwas unbeholfen machte, daß er seinen Pelz nicht draußen hatte ablegen können. Das währte jedoch keinen Augenblick. Kaum hatte ihn Gesa des schwerfälligen Kleidungsstücks entledigt, so reichte er dem Hausherrn, den ihm Gesa hatte förmlich vorstellen wollen, aufs Herzlichste die Hand und bemerkte: Wir sind ja alte Bekannte! und da der „droewige Heer" diese Verbindlichkeit mit einer deprecirenden Handbewegung von sich abwehren wollte, fuhr de Sterny fort: Sie mögen sich vielleicht des liebekranken Schwärmers nicht mehr erinnern, mit dem Sie in alten Zeiten bei der Gräfin d'Agoult zusammentrafen. Ich aber entsinne mich noch recht gut Ihrer mitleidigen Freundlichkeit. Sie that mir wohl. Wir hatten, glaube ich, damals denselben Kummer, nur — mit einem Blick auf das Bild der Gualtieri, welches seine rasch

musternden Augen sogleich entdeckt — waren Sie später glücklicher als ich!

Da freilich traten dem „droewigen Heern“ die Thränen in die Augen, und er drückte dem Virtuosen die Hand.

Nun? De Sterny blinzelte den Geiger lustig an — man hat mir noch mehr versprochen als ein Wiedersehen... eine ganz neue Bekanntschaft!

Gesa sah sich um. Oh, die kleine Närrin, sie hat sich vor dir versteckt. Er eilte in das Nebenzimmer. Man hörte seinen zärtlichen Zuspruch: Voyons, fillette, sei kein Kind!

An Gesa's Arm, schüchtern und zaghaft, blaß vor Aufregung, dunkle Fieberröthe auf den Lippen, kam sie dem Virtuosen entgegen und legte ihre eiskalten Fingerchen in seine dargebotene Hand.

Wie verzaubert starrte dieser das junge Mädchen an; dann sich sammelnd, küßte er ihr die weiche Kinderhand leicht und ritterlich und sagte: Sie müssen mir dies verzeihen, Fräulein; ich bin ein sehr alter Freund Ihres Bräutigams und war ehemals ein sehr bescheidener, aber inbrünstiger Verehrer Ihrer Mutter. Dann sich zu Delileo wendend, meinte er: Die Aehnlichkeit ist geradezu unheimlich, es ist eine Auferstehung! —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man konnte nicht liebenswürdiger sein, als es de Sterny in der Rue Ravestein war, und obendrein kostete ihn seine Liebenswürdigkeit nicht die geringste Anstrengung. Wie andere große Herren machte er mit Vergnügen kleine Ausflüge in Sphären, in denen es ihm fürchterlich gewesen wäre leben zu müssen.

Gegen den alten Delileo schlug er einen Ton bescheidener Ehrerbietung an, gegen Gesa, wie immer, einen Ton halb kameradschaftlicher, halb väterlicher Neckerei. Er trank zwei

Tassen Thee, prahlte mit seinem Hunger und lobte das köstliche Theegebäck.

Delileo kramte Reminiscenzen aus, die ebenso weit zurückdatirten wie sein Frack und dem herrschenden Zeitgeschmack ebenso treffend angepaßt waren.

Stumm und blaß saß die Tochter der Gualtieri dem Gaste gegenüber und schlug kein einziges Mal die Augen zu ihm auf. Dennoch entging ihr kein kleinstes Detail seiner Erscheinung. Da er noch denselben Abend aus der Rue Ravestein in die Welt zurückzukehren gedachte, trug er den Gesellschaftsanzug, der ihn immer gut kleidete. Seine weiße Cravatte, sein gilet en cœur, seine correcte Frisur waren für sie eine Offenbarung.

Er richtete wiederholt das Wort wohlwollend an sie; sie aber antwortete ihm einsilbig.

Ist Mademoiselle nicht musikalisch? wandte er sich von diesen mühsamen Conversationsversuchen an den alten Delileo.

Ja, sie singt ein wenig.

Hat die Stimme vielleicht Aehnlichkeit mit ... mit ... de Sterny stockte.

Willst du uns Etwas vortragen, bijou, sag! flüsterte Gesa der Kleinen zu — wir wollen dich nicht zwingen, aber wenn —

Sie würden mir ein *so* großes Vergnügen machen! versicherte de Sterny. Ohne zu antworten, mit schwermüthigen Bewegungen, wie schlafwandelnd, erhob sich das Mädchen, trat an das Spinett und legte ein Notenheft auf das Pult, die hübsche alte Romanze von Martini: „Plaisir d'amour“. Der Virtuose trug ihr augenblicklich an, sie zu begleiten. Sie nickte schüchtern. Durch das arme grüne Zimmer schwebte weich und traurig das unsterblichste aller Liebeslieder — ein Lied, das die vereinten Kräfte sämmtlicher europäischer Conservatoristinnen noch nicht umzubringen vermocht.

Plaisir d'amour ne dure qu'un instant
Chagrin d'amour dure toute la vie —!

Sie hielt die Hände vorschriftsmäßig leicht in einander gelegt — das Köpfchen aber gegen alles Herkommen der rechten Schulter zugeneigt, als sei es ihr plötzlich zu schwer geworden. Ihre Stimme drang dumpf und beklommen aus ihrer Brust. Es zitterte darin wie unterdrücktes Schluchzen.

Sie fürchtet sich vor dir, meinte Gesa, der neben die Kleine getreten war; ich weiß gar nicht, was sie hat, sonst fehlt ihr's nicht an Muth. Pauvre petit chat — und er strich ihr leicht übers Haar.

Der Virtuose runzelte die Stirn, als ob es ihm weh thäte, dieser unschuldigen Liebkosung zuzusehen. Es ist dieselbe Stimme, absolut dieselbe Stimme, wandte er sich an Delileo — eine wunderbare Aehnlichkeit. Nun, Fräulein, Sie werden mir doch noch eine Kleinigkeit gönnen, nicht wahr? — ich bitte Sie darum.

Gesa zog aus einem Notenstoß ein beschriebenes Blatt und legte es auf das Pult. — Thu es nur, Annette, drang er in sie und nahm zugleich seine Geige, die auf dem Spinett lag. Das Lied ist für Gesang und Geige — ein a, de Sterny — ich bitte dich!

De Sterny schlug den verlangten Ton an.

Es war das „Nessun maggior dolore“ aus seiner Musik zu Dante's Hölle, das Gesa aufs Pult gelegt, und eine gar eigenthümliche Composition, in der die menschliche Stimme aus weicher, halblauter Träumerei zu herbverzweifelndem Schmerzenslaut anschwoll, während von der Geige eine Melodie von einschmeichelndster Süßigkeit, wie die quälende Erinnerung an längst entschwundene Wonnestunden ertönte. Die Wangen brannten Gesa, als er den Vortrag dieser seiner Lieblingscomposition beendet. De Sterny ließ die Hände

von den Tasten niedergleiten; er fixirte den Geiger scharf. Das ist von dir? frug er.

Gesa nickte.

Nun, dann laß dich auf der Stelle umarmen, — es ist ganz einfach sublime, rief der Virtuose.

Es war gegen elf Uhr, als de Sterny sich dessen entsann, daß ihn die Pflicht rufe. Der Geiger hatte ihm noch Mehreres aus seinen Compositionen vorspielen müssen; Alles hatte den Virtuosen lebhaft interessirt.

Gesa begleitete den Freund aus der Rue Ravestein bis in civilisirtere Gegenden. De Sterny war zerstreut und schweigsam. Nun, was sagst du? drang sein Jünger in ihn.

Du wirst sehr viel Erfolg haben. —

Womit? — mit meiner Heirath? lachte Gesa.

Ach, deine Heirath! Der Virtuose fuhr zusammen — ja, deine Heirath . . . Nun, sie ist das reizendste Geschöpf, dem ich . . . seit ihrer Mutter überhaupt begegnet . . . welche Stimme . . . sie könnte eine Malibran werden.

Und?

Sie standen jetzt auf der Place Royale. Dieu merci, da kommt ein Wagen, ich verzweifelte schon, einen zu finden, rief de Sterny — Adieu, bring mir doch morgen deine ganze „Hölle“ — auf Wiedersehen!

Hiermit sprang de Sterny in den Fiaker, der auf ein Zeichen von ihm stehen geblieben war, und rollte von dannen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Rue Ravestein hatte man sich den Abend noch viel zu erzählen. Der alte Delileo, dem die Wangen glühten, als habe er Champagner getrunken, war sehr geschwätzig. Gesa theilte seiner Braut Wort für Wort de Sterny's schmeichelhaftes Urtheil in Bezug auf ihre kleine Persönlichkeit mit. Annette aber zeigte sich verdrießlich und nervös, wie

ein zu früh aus dem Schlafe gewecktes Kind. Sie klagte darüber, daß sie schlecht gesungen habe; sie, die sonst die Geschwätzigkeit ihres armen alten Vaters so freundlich ermunterte, hörte ihm gar nicht zu, machte sogar ungeduldige kleine Grimassen und sagte, seine Art auf und ab zu gehen bringe sie außer Rand und Band. Als der Alte hierauf eine verletzte Miene annahm und sich niedersetzte, that es ihr dann leid, sie bat ihn um Verzeihung, sie brach in Thränen aus.

Gesa hob sie auf seine Kniee, beruhigte sie mit liebkosenden Scherzen und trocknete ihre Thränen. Sie lebt zu einsam; das geringste Ereigniß regt sie auf, Vater, meinte er, ihre Wangen streichelnd. Wir müssen ein wenig Zerstreuung für sie suchen!

Der alte Herr sah düster vor sich hin.

Gegen drei Uhr stieg der Virtuose die Treppe seines Hôtels hinauf. Man hatte ihm gerade so gehuldigt wie gewöhnlich. Dennoch fühlte er sich verstimmt.

Jetzt weiß jeder Gassenjunge meinen Namen, murmelte er vor sich hin, und die Straßenkehrer zeigen einander den berühmten de Sterny, wenn ich vorübergehe. Was aber bleibt von mir, wenn ich sterbe! — Nichts als ein paar armselige Claviercompositionen ... über die man nach meinem Tode lachen wird!

Durch seine Seele klangen die Lieder des Geigers. Ihn fröstelte. Er dachte an das schöne Mädchen und fuhr sich über die Stirn. — Hm! die Gefahren eines zu ruhigen Familienlebens drohen ihm von der Seite nicht, meinte er. Sie schläft noch, aber — — sie hat die ganze Leidenschaftlichkeit der Mutter — die ganze Nervosität des Vaters geerbt. Wie schön sie ist . . . Wie schön . . .

XIV.

Es war um diese Zeit, daß de Sterny anfing, unruhig und ehrgeizig zu werden. Sein Spiel veränderte sich. Er ergab sich einer affectirten Genialität und Tastenschlägerei, die das Massenpublicum entzückte, die die Kritik als eine „großartige Entwickelung“ seines Talentes pries, und die ihn selbst anwiderte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Eiskruste deckte die Gosse in der Rue Ravestein, lange Eiszapfen hingen von den Armen des Christusbildes herab, und an die Fenster des kleinen grünen Salons malte der Frost seine kalten Blumen; aber Annette's Hände waren jetzt immer heiß und ihre Lippen glühten. Ihr Gang wurde schleppend, ihre Bewegungen erhielten etwas träumerisch Gleitendes. Ihre Augen blickten ins Weite. Anstatt mit neckischem Eigensinn oder zuthunlicher Kinderei, begegnete sie ihrem Bräutigam mit der gleichgültigsten Nachgiebigkeit — manchmal mit abwehrender Irritation. Dann wieder kamen Stunden, in denen sie sich wieder leidenschaftlich an ihn hing, ihn unter Thränen bat, ihr nicht böse zu sein und ihm des Lieben und Guten gar nicht genug thun konnte. Er grübelte über ihr seltsames, widerspruchsvolles Wesen nicht viel nach und verzieh ihr einfach wie einem kranken Kinde.

Eines Abends, während er und sein Pflegevater sich in eines ihrer endlosen Gespräche über Musik und Literatur verwickelt hatten, hob Annette, die indessen verschlossen und einsilbig in einer Ecke des steifen Roßhaarsophas lehnte, plötzlich lauschend das Köpfchen.

Es klopfte an die Thür; weder Gesa noch Delileo achteten darauf. Entrez! rief Annette athemlos.

Die Thür öffnete sich. Störe ich nicht? rief eine liebenswürdige Stimme, und herein trat Alphonse de Sterny.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Tage später bemerkte Gesa, von seinen Stunden in die Rue Ravestein zurückkehrend: Sonderbar, Annette, es riecht nach Ambre . . . war de Sterny hier?

Er hat uns Billette für sein nächstes Concert gebracht, erwiderte sie, ohne ihren Bräutigam anzusehn.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lieber Freund! Ich habe mit dir zu reden, komme wo möglich morgen zu mir.

Sterny.

Diesen Zettel fand Gesa eines Abends in seiner Wohnung. Als er sich pflichtschuldigst den nächsten Morgen im Hôtel de Flandre einfand, empfing ihn de Sterny mit der Frage: Hättest du Lust, viel Geld zu verdienen?

Wie kannst du nur an so etwas zweifeln! Du weißt, wie dringend ich dessen bedarf . . . Bietet sich vielleicht Gelegenheit, meine „Hölle" zu verwerthen? rief Gesa.

Noch nicht, aber etwas Anderes bietet sich dir. X . . . erhielt gestern ein Telegramm. Winansky hat sich den Arm gebrochen, Marinsky braucht in Folge dessen einen Violinisten ersten Ranges und bietet 10000 Francs monatlich nebst freier Verpflegung. Würde dir das passen?

Gesa senkte den Kopf. Wie lange müßte ich fortbleiben, murmelte er.

Sechs . . . acht Monate. Bis morgen mußt du dich entscheiden. Hast du vielleicht Angst vor der Seekrankheit? lachte de Sterny.

Das nicht . . . aber . . . Nun, ich werde die Kleine fragen. Sechs bis acht Monate . . . es ist lang . . . und so weit . . . Sie wird den Muth nicht haben. Indessen dank' ich dir recht herzlich!

Der Bediente meldete den Besuch eines illustren Amateurs, und Gesa zog sich zurück.

Zu seiner großen Befremdung jauchzte Annette geradezu, als er ihr Marinsky's Antrag mittheilte. Ich wußte gar nicht, daß du schon ein so großer Mann bist . . . für die Welt! rief sie triumphirend.

Soll ich annehmen? fragte Gesa mit zitternder Stimme, die Thränen in den Augen. Sie betrachtete ihn staunend. Du wolltest ablehnen? murmelte sie. Gesa, denke nur, wenn du als reicher Mann von Amerika zurückkommst! . . .

Noch einmal seufzte er tief, dann beugte er sich über sie, küßte sie auf die Stirne und sprach einfach: Du hast Recht, Kleine . . . ich war feig!

Er nahm Marinsky's Antrag an. —

Einige Tage später wurde in der Rue Ravestein ein für die dortigen Verhältnisse sehr soignirtes kleines Diner aufgetragen, bei dem Gesa alle seine Lieblingsspeisen unberührt stehen ließ und der alte Delileo sich bemühte, recht geläufig von den gleichgültigsten Dingen zu reden, Pfeffer in seine Marmelade streute und schließlich mit zitternder Hand sein Glas erhob, um einen Toast auf Gesa's baldige glückliche Wiederkehr auszubringen.

Annette, welche bis zu diesem Punkt mit dem lustigsten Muthwillen der Abreise Gesa's entgegengesehen, gerieth jetzt von Minute zu Minute in schmerzlichere Aufregung. Sie aß nichts, sprach kein Wort, sah elend aus. Eine schreckliche Angst leuchtete aus ihren Augen. Als Gesa sie an sich zog und ihr freundlich die blassen Wangen streichelte, brach sie in maßloses Schluchzen aus, klammerte sich krampfhaft an ihn, bat einmal um das andere: Laß mich nicht allein, laß mich nicht allein! . . .

Auf diese unvernünftigen Worte antwortete er gar nichts, bedauerte sie nur recht liebevoll, gab ihr tausend süße Namen und sprach, sich an Delileo wendend: Trachtet, sie ein wenig zu zerstreuen, Vater — führt sie manchmal ins

Theater und, sobald die schöne Jahreszeit anbricht, aufs Land; — und leset ein wenig mit ihr . . . keine von den verworrenen alten Scharteken, die uns Freude machen, sondern etwas Einfaches, Unterhaltendes, wie's für so ein verzogenes kleines Mädchen paßt. —

Giebt's auf der Welt einen Bessern als ihn, Papa? schluchzte Annette.

Die Magd trat herein und meldete, daß der Wagen auf der Place Royale warte und der Commissionär gekommen sei, um Monsieur Gesa's Gepäck zu holen. Hiermit griff sie nach seiner Reisetasche und Violine. Gesa sah auf die Uhr — es ist Zeit, sagte er ruhig — sei vernünftig, Annette!

Sie aber schluchzte unaufhörlich: Laß mich nicht allein! —

Er mußte ihre lieben weichen Arme mit Gewalt von sich losringen. Stumm drückte er die Hände des Vaters und eilte hinaus. Auf der Straße hörte er das Klirren eines sich öffnenden Fensters hinter sich und Annette's Stimme: Kehr um! — Er blieb stehen — sah zurück, rief: Auf Wiedersehen! — dann beschleunigte er seinen Schritt und eilte der Place Royale zu.

Ehe der Zug hinwegbraus'te, stürzte ein schlanker, blonder Mann in einem Biberpelz noch auf die Plattform der Bahn.

De Sterny! rief Gesa tief gerührt.

Nun — nun — du hast mich doch erwartet, hoff' ich, ich bin von X. hinweggehuscht, um dich noch zu erwischen. Du begreifst, daß ich dich nicht abreisen lassen mochte, ohne dir ein letztes Mal „bonne chance!“ zu wünschen.

Die Schaffner schlugen die Thüren des Coupés auf — Gesa stieg ein.

Bonne chance! es kann dir nicht fehlen, rief de Sterny.

Gesa beugte sich aus dem Wagenfenster zu ihm nieder; Tausend Dank für alle deine Güte, rief er, und wenn's dich

nicht zu sehr langweilt, so schau morgen ein wenig nach, wie es ihr geht . . .

Ich werde ihr deine letzten Grüße bringen! sagte de Sterny.

Der Virtuose winkte noch lächelnd, während der Zug davonras'te.

So, lächelnd, freundlich, theilnehmend, verlor Gesa den Freund aus dem Gesicht — so behielt er ihn im Gedächtniß. —

XV.

Dank dem in allen Südstaaten, sowie in Brasilien plötzlich ausgebrochenen gelben Fieber verließ die Truppe Marinsky's früher, als verabredet war, den fernen Westen.

Mit seinem durch diesen Umstand ein wenig geschmälerten Honorar, einem Bündel bombastischer Recensionen und ein paar sehr hübscher Schmucksachen von Tiffany in New-York für Annette, begab sich Gesa an Bord der „Arkadia", in der die Truppe Marinsky's dem alten Europa wieder entgegenschiffen sollte.

Wie er sich auf die Kleine freute! Sie hatte gar so schlecht ausgesehen, als er Brüssel verlassen, war so trostlos gewesen beim Abschied. Er beabsichtigte, sie durch seine plötzliche Rückkehr zu überraschen. Was sie für große Augen machen würde! Manchmal fuhr er des Nachts plötzlich aus dem Schlaf, ein Jauchzen und ihren Namen auf den Lippen. —

Die ganze Truppe wußte, weßhalb er so sehr nach Hause eilte. Er wurde nicht müde, von Annette zu erzählen, von Annette und de Sterny. Er war sehr beliebt bei allen seinen Reisegenossen, und Alle interessirten sich lebhaft für Annette, von de Sterny jedoch wollten sie nichts hören, und ein alter Bassist, der den Geiger ganz besonders ins Herz geschlossen hatte, sagte warnend: Nimm dich in Acht, il te fera des farces, c'est un vilain monsieur!

Gesa nahm das Wort sehr übel, fuhr auf und putzte den Bassisten ganz gehörig herunter. Der Bassist lächelte vor sich hin.

Unter den weiblichen Kräften der Truppe befand sich eine gewisse Giuseppina D . . ., eine blasse Sylphide mit reichem, rothem Haar, das ihr, wenn sie es aufrollte, bis an die Fersen reichte. Ihre ungeheuren schwarzen Augen, ihr kurzes Näschen, ihr großer Mund verliehen ihr Aehnlichkeit mit einem Todtenkopf. Dennoch fehlte es ihr nicht an einer gewissen Anmuth. Besonders ihr Lächeln war reizend, und sie lächelte beständig, wie Leute, die nichts mehr freut. Ihr erzählte Gesa am häufigsten von seiner Braut. Sie hörte ihm gar freundlich zu — manches Mal weinte sie. Sie war die Sopranistin der Truppe und lebte in bittrer Feindschaft mit der Altistin, die, mit dem Tenor verheirathet, maßlos eifersüchtig und sehr stolz auf ihre Tugend war.

In Paris, wo sich die Truppe auflösen sollte, legte die Giuseppina beim Abschied ihre beiden Arme um Gesa's Hals und küßte ihn. Dies hatte die tugendhafte Altistin übrigens auch gethan; nur flüsterte die Giuseppina dabei: Der Kuß ist für dich mit meinem Glückwunsch und dies — sie reichte ihm ein kleines goldenes Kreuz — dies ist für deine Braut mit dem Segen meiner Mutter, der noch daran hängt. Es stammt von meiner ersten Communion und ist das Einzige unter meinen Sachen, das mich deiner Braut würdig dünkt! — Einige der Künstler versprachen ihm, auf seine Hochzeit zu kommen.

Endlich hatte er von Allen Abschied genommen und verließ Paris. — Es war in der zweiten Hälfte Juni und der Frohnleichnamstag. Auf allen Stationen, die der Zug passirte, erblickte man weißgekleidete Mädchen — ein oder das andere Mal sah man eine Procession in der Ferne

vorüberziehen und leise, wie ein Geisterchor, zitterten die katholischen Hymnen bis zu den Reisenden herüber.

Spät am Nachmittag kam er in Brüssel an, sprang in einen Wagen und dirigirte ihn an die Ecke der Rue Montagne de la cour. Der Wagen holperte mit der ganzen phlegmatischen Verdrießlichkeit einer Brüsseler Vigilante langsam seinem Ziel entgegen.

Die feuchte, dumpfe Schwüle nordischer Sommer brütete über der Stadt. Die Luft hatte etwas Erstickendes, etwas Drückendes, wie in einem Glashause oder einem überheizten Zimmer. Ueber der Erde war Alles regungslos — nur in den allerhöchsten Wipfeln der Linden auf den Boulevards rauschte es leise. Aus dem Boden dampfte die Feuchtigkeit des gestrigen Regengusses, am Himmel thürmten sich die Wolken zu einem neuen Unwetter. Und rings um den Horizont grollte es dumpf. Durch die Atmosphäre zog sich schwer und traurig der Duft von Weihrauch, brennenden Wachskerzen und verblühenden Blumen — der Duft des Frohnleichnamstages! — An den Wänden mancher Häuser lehnten noch die Altäre, die dem Tage zu Ehren erbaut worden, umgeben von zusammengeschrumpftem Laub und todten Blüten. Ueppige Rosen, zarter Heliotrop und bescheidene Reseda lagen auf dem Pflaster zertreten und beschmutzt. —

Als Gesa auf der Place Royale ausstieg, bückte sich ein Weib in einem verdrückten, aber buntbebänderten Hut und rothem Shawl hastig nach den welken Blumen. Es war eine von denen, die sich verstecken, wenn die Frohnleichnamsprocession vorüberzieht. Sie lebte in der Rue Ravestein, und Gesa erkannte sie. Immer mitleidig, griff er in die Tasche und reichte ihr ein Zwanzigfrankenstück. Sie sah empor, fixirte ihn scharf, dankte ihm und wandte plötzlich ihr geschminktes Gesicht von ihm ab. —

Er betrat die Rue Ravestein. Ekle Miasmen stiegen aus der Gosse empor — eine Wolke von Mücken verdunkelte die Luft — der Heiland sah trauriger aus denn je. Alles grüßte ihn im Vorübergehn, die mageren, hyänenartigen Köter wedelten mit dem Schweif, einige steckten ihre feuchten Nasen in seine Hand. Es ist Niemand zu Hause, rief ihm die Gemüsehändlerin zu, welche im Erdgeschoß unter der Wohnung Delileo's ihren Kram hatte, — Niemand, weder der Herr noch das Fräulein! — Haben sie vielleicht einen Ausflug gemacht? frug Gesa enttäuscht. — Nein — ich glaube nicht. Uebrigens muß das Fräulein bald zurückkommen, denn, wenn ich nicht irre, ist sie in die Kirche gegangen, und um diese Zeit schließt man die Kirchen. Vielleicht findet sie Monsieur noch in Ste. Gudule!

Schon eilte Gesa die Straße hinab dem Dome zu. Hinter ihm bildeten sich kleine Gruppen — die Gevatterinnen der Rue Ravestein lachten.

XVI.

Auf einem unebenen Platze, von dem aus strahlenförmig zahllose Gäßchen und Straßen sich ausbreiten, erhebt sich Ste. Gudule. Leicht und durchsichtig im Bauwerk, stolz in der Haltung ragt die Kirche aus der Stadt empor, in welcher die Geister Egmont's und Horn's umgehen. Ihre Mauern sind geschwärzt, als trügen sie Trauer für die Verbrechen, so die Menschen im Namen Gottes begangen haben, und durch ihre kühlen Hallen weht die modrige Atmosphäre einer Gruft.

Gesa trat ein. — Es war düster: dichte Schatten umhüllten die Füße der braunen, wurmstichigen Kirchenbänke und der weißlichen Strohsessel. Nur wenige Personen befanden sich noch in der Kirche. Umsonst spähte der Geiger anfangs

nach seiner Braut. Ein paar alte Weiber sah er, ein Kind in blauer Schürze, das sich mühsam auf die Fußspitzen stellte, um das Wasser in dem Weihkessel erreichen zu können, zwei Bettler an der Thür, sonst Niemanden. Kein Priester stand am Altar, der Gottesdienst war beendigt. — — — Das Kind war hinausgetrippelt, die Weiber hatten sich zurückgezogen. Ein letztes Mal durchspähte er aufmerksam die Kirche; dann näherte er sich dem Hochaltar, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Trotz des phantastischen Pantheismus, in dem ihn Delileo erzogen, war ihm ein starker Hang zu katholischer Andacht übrig geblieben, ein Hang, den ihm vielleicht seine Mutter in längst vergessenen Stunden eingeprägt. Da plötzlich hörte er etwas . . . einen Seufzer. In dem tiefsten Schatten, beinahe zu seinen Füßen kauerte eine dunkle Gestalt . . . Eine süße Beklommenheit überkam ihn. Annette! flüsterte er, Annette! —

Da tauchte sie aus dem Schatten empor. Sie starrte ihn an, that einen kurzen Schrei und hielt sich schaudernd an einer Säule.

Annette, was ist dir? rief er entsetzt, beinahe zornig, erschrickst du vor mir?

Sie schüttelte den Kopf. War's die Dämmerluft, die sie so bleich erscheinen ließ, so aschfahl? — Du kommst so plötzlich, und ich bin krank.

Krank, mein armes Herz — dann freilich . . . ich bin vor dir erschienen wie ein Gespenst, ich wollte mich an deiner Ueberraschung freuen — alberner Egoist, der ich bin — verzeihe mir. So stotterte er, und ganz vergessend, wo er sich befand, wollte er sie an sich ziehen. Sie wehrte ihn von sich ab — nicht hier, rief sie, nicht hier, und sah sich mit einem feierlichen Blicke in den geheiligten Mauern um, nicht hier!

An seinen Arm gelehnt schritt sie ins Freie.

Die Luft war feucht und schwül, die Wolken hingen tief; eine Schwalbe flatterte ängstlich über den Platz. Im Vergleich zu der fahlen Kirchendämmerung war es draußen noch hell.

Gesa heftete die verlangenden Augen auf das Gesichtchen seiner Braut. Es war todtenblaß, die Wangen schmäler, die Augen größer, die Lippen dunkler als früher; kleine Linien um den Mund und das Näschen, schwermüthige Schatten um die Augen hoben dessen ehedem schwere, rein materielle Schönheit.

Ich hatte ganz vergessen, wie reizend du bist, murmelte er mit vor Leidenschaft erstickter Stimme. Sie lächelte ihm zu — ein irres, seltsames Lächeln, bei dem sie noch schöner wurde und die Schatten um ihre Augen sich vertieften.

Ihm war's plötzlich, als erinnere sie ihn an Jemanden — an etwas — doch umsonst durchforschte er seine Seele. An die blassen, welkenden Malmaisonrosen doch nicht, die ihre zarten Köpfchen gegen das Pflaster lehnten — und ... doch nicht ... ja ... ein wenig ... Annette erinnerte ihn an die Giuseppina!

Ihre Hand, die sie ihm anfangs nur passiv überlassen nestelte sich nun zärtlicher an seinen Arm. Da er ihre Schritte der Rue Ravestein zulenkte, hielt sie ihn plötzlich zurück.

Wenn wir einen Umweg machten, flüsterte sie. Führe mich in den Park ... an alle deine Lieblingsplätze, hörst du?

Mein Herz, mein Kleinod! murmelte er wonnetrunken.

Der Duft der welkenden Blumen schwängerte noch immer die Atmosphäre, und der Geruch frischer Akazienblüten zitterte dazwischen.

Sie schritten dem Parke zu. Er war wie ausgestorben. Durch die dunklen Baumkronen glitt es von Zeit zu Zeit wie ein Schaudern der Angst — wie ein Beben der Luft.

Und bist du wirklich krank, Annette? murmelte er.

Ja! erwiderte sie, und ihre Stimme klang dumpf und röchelnd wie ein unterdrückter Angstschrei, dann stieß sie leidenschaftlich hervor: Warum hast du mich allein gelassen!

Du hast mich ja zuerst selber geschickt, erwiderte er halb scherzend, und dann konnt' ich nicht mehr bleiben.

Das ist wahr, sagte sie einfach.

Sie schwiegen Beide. Es wurde düster. Plötzlich blieb sie stehen: Weißt du noch, hier war im Herbst immer eine große Pfütze, über die du mich hinüberzutragen pflegtest, erinnerst du dich?

Er nickte lächelnd. Sie gingen ein paar Schritte weiter. Die weißlichen Reflexe des Abendlichts spielten über dem Wasser eines Bassins.

Und hier hast du mir von Nizza erzählt — von der Engelsbai!

Wieder lächelte er, und wieder gingen sie weiter. Sie kamen zu einer Statue — Hier hast du mir die Villa in Bordighera geschenkt. Weißt du noch? Wir haben Luftschlösser gebaut — wunderschöne Luftschlösser! sagte das Mädchen.

Das Schauern in den Baumkronen wurde stärker. Sie bog den Kopf zurück und blickte den Geiger wie in einen Traum versunken an. Es sieht uns Niemand, flüsterte sie, küsse mich! und sie reichte ihm ihre Lippen. Er küßte sie lange, innig, brennend. Sie lächelte — Noch einmal! flüsterte sie so leise, daß ihre Stimme mit dem Blätterlispeln verklang.

Er küßte sie noch einmal, dann murmelte er: Ich wußte nicht, wie schön das Leben ist, bis heute!

Ein langer, schluchzender Seufzer glitt durch die Bäume. Komm nach Hause, sonst erreicht uns das Gewitter, sprach sie, und ihre Stimme klang plötzlich herb. Sie kehrten um.

XVII.

Ich will dir nicht zumuthen, es zu tragen, aber in Ehren sollst du es halten wie eine Reliquie, hatte Gesa seiner Braut gesagt, indem er ihr das Kreuz der Giuseppina übergab. Es war das Beste, was sie besaß.

Er hatte Annette von der bleichen Sängerin erzählt, von der rührend schüchternen Art, mit der sie ihm das Geschenk eingehändigt. Annette hatte das Kreuz geküßt an der Schwelle des Hauses, wo sie Abschied von ihm genommen. Der Vater kommt heute nicht vor Mitternacht nach Hause, flüsterte sie. Leb wohl! — worauf er sie erst gar sehnsüchtig anblickte, dann aber, sich in ihre Bestimmung fügend, ruhig sagte: Auf morgen!

Nun saß er in seinem alten kleinen Stübchen, dem Nr. 10 gegenüber, und sann über den Abend nach. Ein süßpeinliches Glücksgefühl schwellte seine Adern. Noch nie war ihm Annette so zauberisch schön erschienen, noch nie ihm so herzgewinnend innig begegnet. Die Erinnerung an ihr zärtliches Lächeln, an ihren großen strahlenden Blick, durchschlich liebkosend sein Herz. Seine Seele konnte sich der Wonne nicht genug ausdenken, welche ihn an ihrer Seite erwartete!

Aber sie war krank. Ein kalter Schauder durchfuhr plötzlich seinen warmen Traum. Sie war krank, sehr krank. Ihre Innigkeit war die einer Scheidenden und ihre Schönheit die . . .

Und plötzlich kam ihm eine furchtbare Angst. Der dumpfe schwüle Gewitterwind wehte draußen, und von der Straße her drang zu ihm empor ein Geruch von Fäulniß und welkenden Blumen.

Er blickte hinüber zu dem Fenster Annettens, es war geöffnet, ein zartes Köpfchen lauschte daraus hervor. Gegen

die mit bläulichem Mondschein übergossene Wand des alten Hauses zeichnete sich eine zierliche schwarze Silhouette.

Annette! rief Gesa über die schlafende Straße hinüber, Annette!

Durch die grauen Schleier der Dämmerung sah er sie lächeln. Gute Nacht! hauchte sie. Sie legte ihre beiden kleinen Hände an die Lippen und sandte ihm einen Kuß. Dann zog sie sich zurück. Bleiernes Schweigen ruhte auf der Rue Ravestein. Eine betäubende Glückstrunkenheit hatte sich Gesa's bemächtigt. Ihr Lächeln im Herzen schlief er ein.

Es war noch nicht fünf Uhr Morgens, da belebte eine unheimliche Bewegung das Gäßchen. Gesa erwachte. Aufgeregte Stimmen, hastige Schritte hallten durch einander. War ein Feuer ausgebrochen? Immer unheimlicher wurde die Unruhe draußen. Etwas ging vor. Er fuhr in seine Kleider und eilte hinab.

Die Luft war noch herb. In das glanzlose Morgenlicht mischte sich ein fahlröthlicher Schimmer. Die Spatzen auf den Dächern zwitscherten überlaut. Unter den Fenstern Delileo's standen ein paar Leute — zerzaus'te Frauen, die sich den Schlaf aus den Augen rieben, einige Blousenmänner auf dem Weg zur Arbeit. Wie ein Häuflein Aasgeier mit gierigen Augen und weit vorgestreckten Köpfen drängten sie sich an einander. Die Gemüsehändlerin führte das Wort. Aus ihren Zügen sprach der Stolz, etwas Schauerliches selbst mit erlebt zu haben. Er begriff nicht schnell, was geschehen, nein, sehr, sehr langsam. Er hörte die Gemüsehändlerin sprechen: Wie ich Euch sage, soeben haben sie meinen Buben in die Apotheke geschickt ... es ist zu spät ... viel zu spät ...

Hat Monsieur Delileo der Schlag getroffen? frug Gesa athemlos. Mon ... sieur Delileo? wiederholten die Weiber.

Einige wendeten sich ab. Annette! . . . Ihm schwindelte. Was . . . was konnte . . .

Halb besinnungslos eilte er die Treppe empor. Er riß die Thür des Zimmerchens seiner Braut auf. Er kannte das Stübchen wohl; es war ja dasselbe, das er vor Jahren mit seiner Mutter bewohnt, nur war's jetzt auf das Zierlichste herausgeputzt. Der alte Delileo saß auf dem Rande des kleinen Lagers und starrte mit thränenloser Verzweiflung auf etwas, das die weißen Vorhänge des Bettchens verdeckten.

Vater! rief Gesa.

Da schnellte der Alte empor, er zitterte am ganzen Leibe, fuhr sich mit der Hand über die Stirn — sein armes, gelbes Gesicht zuckte.

Hab Mitleid! stotterte er mit gebrochener unkenntlicher Stimme. Hab Mitleid... sie hat bereut... sie ist... todt!

Gesa riß den Vorhang zurück.... Da, auf dem weißen Bettchen, wachsbleich, aber noch immer schön — das Abschiedslächeln auf den Lippen, lag Annette!

Sie hatte das blaue Kleid angezogen, in dem er sie vor vierzehn Monaten zum ersten Male gesehen; das Kreuzchen der Giuseppina hing ihr um den Hals.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt ein Leid, so schmerzlich, daß keine Hand zart genug ist, es zu berühren, und so tief, daß kein Herz muthig genug, es zu ergründen. Stumm senken wir das Haupt, wie vor etwas Heiligem, und in unser Mitleid mischt sich eine Art Andacht!

Wie konnte er ihr grollen, wo sie vor ihm lag in dem lieben blauen Kleidchen, von dem jede Falte ihm zurief: Verzeihe . . . nicht auf unsere entweihte Liebe berufe ich mich — aber auf unsere süße, tändelnde Freundschaft — vergieb der Schwester, was die Braut an dir verbrochen!

Wie konnte er ihr grollen, die Erinnerung an ihren Abschiedskuß noch auf den Lippen?

Sie hatte ihren Verlobungsring vom Finger gezogen und auf ihren Betttisch in einen Briefbogen gelegt, auf dem in ihrer großen unbeholfenen Kinderschrift die Worte standen: Meinem lieben, theuern Bruder Gesa. Gott segne ihn tausend Mal!

Er steckte ihr den Ring wieder an und küßte ihre kalte Hand dabei. —

Das schreckliche Mysterium, welches uns von unsern Todten trennt, ist so unfaßbar, daß wir die Vollständigkeit unseres Verlustes nie begreifen, so lange wir eine geliebte Leiche noch vor uns sehen. Unwillkürlich ist es uns, als wüßte der Todte um jeden kleinen Dienst, den wir ihm erweisen, und dieser Gedanke umschwebt uns wie eine Beruhigung, ein Trost.

Die ganze Bitterniß unseres Schmerzes fühlen wir erst, wenn wir unser Glück begraben und das Leben mit seinen nüchternen Gewohnheiten und Bedürfnissen an uns herantritt und uns anherrscht: Was hast du länger mit dem Tod zu tändeln, ich fordere mein Recht!

Und so überkam Gesa das herbste Leid erst, als er mit seinem Pflegevater von dem Kirchhof, auf den man die arme Kleine gebettet, heimkehrend, in dem grünen Wohnzimmer Alles geordnet, Annette's kleine Lieblingssachen weggeräumt und den Tisch für Zwei gedeckt fand.

Sie setzten sich einander gegenüber, der alte Journalist und der junge Geiger. Sie aßen Beide nichts. Gesa war stumm. — Delileo streichelte ihm mitleidig die Hand und murmelte ab und zu: Mein armer Junge! — mein armer Junge!

Plötzlich heftete Gesa seine großen Augen starr auf das Gesicht des Greises. Wer war's, Vater? fragte er dumpf.

Der „droewige Heer“ schlug die Augen nieder, zerknitterte seine Serviette: Ich weiß es nicht! stotterte er.

Gesa fuhr auf. Vater! . . .

Ich wußte von der ganzen Sache nichts . . . sie hat sich mir nie anvertraut — — erst ganz kürzlich hatte ich einen Verdacht . . . eine Angst. — Der alte Herr wurde immer verlegener.

Ihr mußtet doch merken, daß sich Annette für irgend Jemanden interessirte! rief Gesa, den Zorn in den Augen, die Scham auf den Wangen.

Ach Gott! Sie ist einem geradezu dämonischen Zauber verfallen . . . An diesem Punkt stockte der Alte und schloß die Lippen fest, wie über ein schreckliches Geheimniß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage folgten einander eintönig traurig. Der alte Herr ging seinen Beschäftigungen nach, Gesa saß in dem grünen Wohnzimmer und brütete. Er sprach nicht davon, wieder abzureisen. Er fürchtete jede Begegnung mit seinen alten Bekannten, denen er ehedem so viel von seinem Glück erzählt. Einen einzigen Menschen gab's, nach welchem er sich sehnte, und das war — de Sterny.

De Sterny hatte eine so seltene, beinahe weiblich zarte Art, zu verstehen und zu bedauern! Und dann, er würde ja nicht einmal staunen, er hatte ja Alles vorausgesehen.

Gesa erkundigte sich nach de Sterny's Aufenthaltsort. Der Virtuose befand sich in England. Gesa schrieb ihm einen einfachen herzlichen Brief, in welchem er dem Freund Annettens plötzlichen Tod mittheilte und damit schloß: Lasse mich es wissen, wann du wieder in Paris eintriffst, ich würde dann dorthin übersiedeln, um eine Zeit neben dir zu arbeiten. Der Verkehr mit dir ist das Einzige auf der Welt, was mir noch einigen Trost bieten könnte.

Auf diesen Brief erhielt er keine Antwort. Er zog zu Delileo hinüber und bewohnte jetzt Annette's Zimmer.

Einmal, als er an dem kleinen Schreibtisch des armen Mädchens saß und in den Schubläden nach einem Briefumschlage kramte, fand er in einem Spalt eingeklemmt die Hälfte eines zerrissenen Billets. Er erkannte — die Schrift de Sterny's:

„ . . . ire vor Seligkeit. Um ein Uhr in der Rue de la Montagne.

Dein S.“

Der Geiger las den Zettel zweimal, dann blickte er sich mit einem stumpfen, verdummten Ausdruck um — streckte die Arme empor, wie durchs Herz Geschossene es thun — und sank bewußtlos zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein schleichendes Nervenfieber streckte ihn nieder, brach seine Gesundheit und das Bischen Energie, das er noch gehabt, fürs Leben!

Als er, ein müder Reconvalescent mit gelichtetem Haar, anfing in seinem Stübchen herumzuschleichen, suchte er sogleich Feder und Tinte. Jeden Tag setzte er einen andern Brief an de Sterny auf und zerriß ihn wieder. Wenn ihn Delileo, der ihn während seiner ganzen Krankheit wie eine Mutter gepflegt hatte, bat: Rege dich nicht auf, rege dich nicht auf! da seufzte er jedesmal: Ich muß es vom Herzen haben! und kritzelte einen neuen Brief und schickte ihn nie ab. Eines Tages sagte er sich, daß es sich nicht schicke, zu schreiben, daß es ihm seine Ehre gebiete, mündlich von de Sterny Rechenschaft zu fordern. Aber ehe das geschehen konnte, mußte sich seine Gesundheit befestigt haben. Von nun an schrieb er nicht mehr.

Er lebte sein brütendes Leben weiter, träg und schwermüthig. In seinen Schmerz mischte sich eine glühende Scham.

Beständig glaubte er Jemandem zu begegnen, der ihn nach seiner Braut fragen würde, oder nach seinem Freunde. Bei diesem Gedanken stieg ihm das Blut in die Wangen, und selbst, wenn er ganz allein zu Hause war, kehrte er sein Gesicht gegen die Wand.

Er zitterte am ganzen Leib, eine rasende Wuth überkam ihn, wenn er des Verführers gedachte. Dann ... dann fielen ihm die tausend Gefälligkeiten ein, mit denen ihn der Virtuose verwöhnt, seine Liebenswürdigkeit im Verkehr, der herzliche Ton seiner Stimme, er griff sich an die Schläfe und stöhnte. Er konnte sich nicht hineinverstehen.

Und die Tage vergingen ... er suchte de Sterny nicht auf. Eine rasende Menschenscheu bemächtigte sich seiner. Bei Tag verließ er fast nie die Wohnung Delileo's, aber als sich seine Gesundheit in etwas befestigte, gewöhnte er sich daran, bei Nacht auszugehen. Er war noch jung. Es drängte ihn, sich zu betäuben. Inmitten der wildesten Orgien saß er bleich und stumm mit starrem, ausdruckslosem Gesicht.

Dieses genußlose Wüsten gab er bald auf; seine wunde Seele suchte andere Linderungsmittel, und langsam — allmählich ergab er sich dem Trunke.

Die Musik vernachlässigte er gänzlich. Jeder Ton weckte seine Erinnerungen. Wenn er zum Broderwerben seine Carrière hätte fortsetzen müssen, so wäre er wahrscheinlich nie so vollständig zu Grunde gegangen. Aber das Kapital, das er aus Amerika mitgebracht, erlaubte ihm zu leben.

Wenn der alte Delileo, dem es die Seele zerschnitt, seinen Liebling so hoffnungslos leiden, dessen herrliche Begabung so jammervoll verkümmern zu sehen, ihm Fragen bezüglich seiner Zukunft stellte, so antwortete Gesa jedesmal: Ich werde schon wieder arbeiten, laßt mich nur noch ein wenig ... es thut mir zu weh! Und immer krampfhafter hüllte sich seine Menschenscheu in die weltvergessenen Schatten

der Rue Ravestein. Er tauchte in ihnen unter, wie sein Pflegevater früher darin untergetaucht war.

Es giebt Gassen, wie die Rue Ravestein, in allen größeren Städten; es giebt ihrer viele in Paris. Man flüchtet hin, wenn man ein Fiasco erlebt hat, oder einen großen Schmerz, versteckt sich dort vor dem Spott der Feinde, dem Mitleid der Freunde — dem Mitleid, das im besten Falle nichts ist, als eine sentimentale Form von Verachtung. — Man hat nie die Absicht, sein ganzes Leben lang in dieser ungesunden Dunkelheit zu verbleiben — man will seiner Wunde nur Zeit gönnen, zu heilen. Man schmiedet während des freiwilligen Exils Projecte; man träumt davon, noch einmal in der Welt aufzutreten, sich durch einen großen Erfolg zu rehabilitiren. Die Träume gehen nie in Erfüllung! —

Denn solche Gassen sind Gräber, und wer es nach längeren Jahren versucht, ihrer Einsamkeit zu entfliehen, der wandelt dann unter den Menschen von Moderluft umweht, von längst verjährten Gedanken befangen, wie eine auferstandene Leiche, die eine todte Sprache spricht.

XVIII.

Der „Satan“ ist eine der schönsten musikalischen Schöpfungen der Neuzeit, verkündet die Indépendance Belge.

Der „Satan“ enthält Nummern von classischem Werth, versichern die Künstler.

Haben Sie es schon gehört, der „Satan“ hat einen ungeheuren Erfolg, theilt sich die große Welt mit.

Der Ruhm des „Satan“ dringt bis in die Rue Ravestein, schlägt an das Ohr des verkommenen Geigers, den man vor kaum einem Dutzend Jahren mit Paganini verglichen hat, der heute zu den obscursten Mitgliedern des Orchesters der Monnaie zählt.

Obzwar Delileo längst todt ist, wohnt Gesa noch immer in demselben alten Haus. Die Reste seines kleinen Vermögens hat er bei der letzten langwierigen Krankheit des alten Herrn zugesetzt; nun ernährt er sich, wie er kann.

In schwermüthiger Trägheit erschlafft, überdies dem Trunke ergeben, beschleicht ihn dennoch von Zeit zu Zeit wieder der Gedanke, etwas leisten zu wollen bis — bis —, aber es tritt immer etwas dazwischen.... Da hört er von der bevorstehenden Aufführung des „Satans" unter der Leitung de Sterny's. Ein wahnsinniger Zorn schüttelt ihn; wie kann de Sterny es wagen, nach Brüssel zu kommen, auf die Gefahr hin, ihm zu begegnen! Dann murmelt er bitter: Ach, de Sterny hat mich längst vergessen, wie Alle — Alle; oder er hält mich für todt. Er sagt sich, wenn Gesa van Zuylen noch am Leben wäre, so hätte die Welt etwas von ihm gehört!

Ein schrecklicher Schmerz durchwühlt ihn; ein Schmerz, der weder dem Tod seiner Braut, noch dem Verrath des Freundes gilt. Das Gespenst seiner großen degradirten Fähigkeiten steht plötzlich neben ihm.

Der Satan zählt zu den schönsten musikalischen Schöpfungen der Neuzeit — murmelte er immer wieder. — Unsinn — blague — setzt er hinzu.

Mit retrospectiver Kaltblütigkeit hat er das Compositionstalent des Virtuosen längst „gemessen, gewogen und gezählt!" Mit triumphirender Verachtung ruft er sich jetzt die leeren Transscriptionen und Phantasieen de Sterny's in das Gedächtniß zurück, erinnert sich dessen, wie mühsam der berühmte Pianist vor Jahren an dem kleinen Comtessen-Ballet gearbeitet, ja nicht fertig hat werden können damit, bis Gesa in vollem Schwung seiner Freundschaft es für ihn beendet. Das Ballet hatte damals sehr gefallen.

Und jetzt — jetzt soll sich de Sterny wirklich zu einem Componisten von Bedeutung entwickelt haben?

Neugierig prüfend, mit beinahe fiebernder Spannung, sieht er seinen Part durch. Der aber enthält mehr Pausen als Noten.

Der Tag der zweiten Probe kommt. — Gesa hat beabsichtigt, sich krank melden zu lassen, wie das erste Mal, doch kann er es nicht über sich bringen. Ein ihm selber unerklärliches banges, athemberaubendes Gefühl zieht ihn in die Salle de la grande harmonie. Es sind nicht nur die Clavierlehrerin und der Freund Rossini's, die sich zu der zweiten Probe eingeschlichen hatten. Die hervorragendsten Dilettanten von Brüssel drängen sich um das Podium, — alle musikalischen Damen aus der Societät haben sich eingefunden, sitzen nun beisammen in der vordersten Reihe des Parquets der Rampe gegenüber. Eine eigenthümliche, fast feierliche Stimmung herrscht ... ein Fieber von Neugier, von Erwartung zittert in allen Anwesenden. Zugleich meldet sich bei ihnen jene eigensinnige Opposition, jenes überlegene „nicht glauben wollen", das man jeder übermäßig gelobten Neuigkeit entgegenbringt. Il parait, que c'est épatant, sagt der Graf de Sylva, der, von seiner anstrengenden Diplomatencarrière ausruhend, alle Zeit, welche seine gesellschaftlichen Pflichten nicht absorbiren, darauf verwendet, das Violoncell zu studiren. Épatant, wiederholt er an die Damen herantretend. Ich muß gestehen, daß ich de Sterny's Compositionstalent nicht so hoch hielt!

Ich wahrhaftig auch nicht, grollt der Freund Rossini's; wie er im Stande war, den Satan zu schreiben, begreife ich nicht. Aber der Satan ist ein Meisterwerk, das steht fest. Diese Melodieen — Melodieen, die einen tyrannisiren, die sich einem in die Nerven schleichen, in das Blut! . . . Es gehen Gespenster um in dieser Musik.

Es ist wahr, daß große Talente Zeit zur Reife brauchen, bemerkt der Fürst L . . ., aus Wunderkindern wird selten

etwas, meine Damen. Erinnert sich vielleicht Eine von Ihnen des kleinen Zigeuners, den uns de Sterny eines Abends brachte?

Hm — ein kleiner Buckliger mit einem Schnürrock... sagte eine der Damen.

Nein, nein, das war ein Anderer. Ein hübscher Junge ohne Schnürrock — aus der Rue Ravestein, meint der Fürst.

Keine von den Damen erinnerte sich. Was war es mit ihm? fragen sie.

Nichts Besonderes, meint der Fürst, ich citirte ihn nur à propos von Wunderkindern. Nie hab' ich schöner improvisiren hören, und was ist aus ihm geworden? Ja, was ist aus ihm geworden? wiederholen die Damen ... In diesem Augenblick hört man eine kleine Bewegung — de Sterny betritt das Podium. Man klatscht ihm Beifall zu, man verbeugt sich vor ihm, man drückt ihm die Hände.

Er tritt ans Pult, läßt die Augen über die Reihen seiner musikalischen Truppen gleiten — sie sind vollzählig. Plötzlich wird er blaß, der Taktierstab sinkt an seiner Seite nieder ... er möchte fliehen ... die Augen seiner vornehmen Freundinnen glänzen zu ihm herüber ... er klopft ans Pult und durch den öden Saal tönt die schwülstige Antrittsfuge des „Satan"!

Die Zuhörer zuckten enttäuscht die Achseln, Gesa van Zuylen zieht die Mundwinkel tief und spöttisch herab. Langsam, ängstlich, dann immer beherzter hebt er die Augen zu dem Antlitz des Dirigenten, dem Antlitz, das ihm einstens Alles war — sein Gott — seine Welt! Er lächelte bitter vor sich hin.

Da singt die Altistin ihr erstes Lied. — Wie von einem elektrischen Schlag getroffen zucken die Zuhörer zusammen. Alles lauscht wie berückt; aber gespannter als alle Anderen horcht der Geiger, Gesa van Zuylen.

Ein gar seltsames Gefühl durchbebt ihn, ein Gefühl warmer Jugendlust, beinahe irrer Freudentrunkenheit, das Gefühl, mit dem er vor Jahren jenes Lied geschrieben! Immer neugieriger horcht er. Die Indignation hat keine Zeit laut zu werden, so mächtig ist die Wonne, sein Werk zu hören. Ihm ist, als habe man ihm seine Seele wiedergeschenkt. Er will nur hören . . . hören! —

Immer stärker wird der Beifall. Wie in einem Traum befangen geigt er weiter; manchmal krümmt er die Schultern, wenn ein schwülstiger Beisatz de Sterny's seine ursprüngliche Schöpfung verunstaltet.

Jetzt kommt das Schönste! flüstert Jemand im Publikum. Es soll ein wahres Meisterstück sein, das Duett der Verstoßenen.

In schwermüthiger Klage ertönen die Stimmen der Scheidenden — leise, weich verschwimmend mischt sich der Gesang des Engels in den ihren und umflüstert sie mit der Erinnerung an ihre ewig verlorenen Freuden. — — —

Gesa horcht — horcht . . . sein Bogen stockt . . . er sieht das kleine grüne Zimmer, den lächelnden Virtuosen vor dem alten Spinett und neben ihm das liebliche Mädchen, die Hände in einander geschlungen, das Köpfchen leicht der Schulter zugeneigt, als sei es plötzlich zu schwer geworden . . . Nessun maggior dolore . . . murmelt er.

Das ganze Publicum jauchzt. Das Orchester erhebt sich und applaudirt, die Amateurs drängen sich an das Podium . . . doch da . . . was giebt's? Keuchend, athemlos, den Schaum auf den Lippen, den Zorn in den Augen drängt sich ein Geiger durch die Reihen des Orchesters, tritt auf den Dirigenten zu . . . Schuft, Mörder! röchelt er und schlägt ihm seinen Bogen ins Gesicht — dann sinkt er bewußtlos zu Boden.

De Sterny fährt sich über die Stirn, und während man den Geiger hinausschleppt, murmelt er, sich zu dem an ihn herantretenden Capellmeister wendend, mit der routinirten Geistesgegenwart, die den Weltmann am Schaffot den Heroismus lehrt: Ein plötzlicher Anfall von Delirium tremens. Sie hätten doch wirklich dafür sorgen können, daß mir ein solch unangenehmer Auftritt erspart geblieben wäre!

Die Probe nahm ihren Fortgang. Man brachte den Geiger nach Hause. Zur Besinnung zurückgekehrt, suchte Gesa in allen Wandschränken und Kisten nach dem Original-Manuscript seiner „Hölle", von der er eine Abschrift de Sterny geborgt. Er fand das Manuscript nicht mehr — Alles, was er fand, waren die einzelnen Abschnitte der Oper, die er nie beendet.

XIX.

Zwischen dem Boulevard extérieur, — dem „Boulevard des crimes", wie der Volksmund ihn nennt — und den Buttes Montmartre zieht sich ein Stadttheil, der an Weltentrücktheit gegen die Rue Ravestein zurücksteht, an Elend sie weit übertrifft. Kein trauriger Heiland streckt hier der Menschheit seine gekreuzigten Arme entgegen, als wolle er sagen: Ich hätte euch Alle gerne an meiner Brust erwärmt, aber ihr habt mir die Hände festgenagelt — ich bin machtlos! — Keine gemalten Kirchenfenster schillern hier zwischen das Elend und die Verworfenheit hinein. Die alte Kirche ist abgebrochen, an der neuen wird noch gebaut.

Auf den Buttes Montmartre hängt in einem provisorischen Holzthurm eine schrille Glocke, die wie eine Fabriks- oder Eisenbahnglocke klingt und die zu bestimmten Tageszeiten ein wenig verzweifelnden Katholicismus in das nüchterne republikanische Gehöfte hineinschwirrt.

Ein Antiquar drückt sich hier an den andern, und hölzerne Trödlerbuden, meist von aufmerksamen Pudeln bewacht, zittern im Wind.

Eines ist besonders auffallend im Quartier Montmartre. Alle Gegenstände, die man dort kauft, werden einem in alte Zeichnungen, in alte Manuscripte oder in beschriebenes Notenpapier gewickelt, eingehändigt. Ueberall staubt uns der Moder vernichteter Künstlerexistenzen entgegen und der Schutt zusammengebrochener Luftschlösser.

In den zahllosen elenden Garnis wimmelt's von jungen Künstlern, die nichts erreichen werden — von alten, die nichts erreicht haben. Gegen einen Hintergrund von frechem Laster und grollender Armuth zeichnen sich die abgespannten Gestalten todesmüder Schwärmer ab.

In seinen „Petits poèmes en prose“ beschreibt Baudelaire drei Menschen, die, vor Mattigkeit beinahe umsinkend, aber ohne sich gegen ihre Bürde aufzulehnen, drei enorme Chimären auf dem Rücken tragen, drei große grinsende Chimären, deren Krallen ihnen die Schultern zerfleischen. Jeder Künstler im Quartier Montmartre trägt seine Chimäre. Seine Last erhält ihn aufrecht. Wenn die Chimäre verschwindet, verschwindet er mit. Ganzen Schaaren von prätentiösen Talentlosigkeiten begegnet man; aber zwischen diesen excentrischen Hansnarren hie und da auch irgend einer wirklich großen, jedoch längst vernichteten Künstlerexistenz, die einen letzten Versuch macht, zu leben, und ihren Namen mit zitternder Hand in den Staub schreibt.

Da träumen sie und spähen hinüber nach dem Boulevard, der Heerstraße des Glücks; horchen und warten mit der Mark und Vernunft aufzehrenden Hoffnung der Spieler.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Morgens stieg in dem bescheidensten Garni der Rue de Steinkerque im Quartier Montmartre Gesa van

Zuylen ab. Er war nach Paris gekommen, um der Rue Ravestein zu entfliehen, und weil Paris für das Californien der Künstler gilt.

Ein Tenor, dem er auf der Eisenbahn begegnet, hatte ihm die Adresse des Garnis gegeben. Es sei ein ruhiger Ort, in dem man arbeiten könne, hatte er gesagt. Und Gesa wollte arbeiten! Er hatte tausend Francs in der Tasche, den Erlös einer Amatigeige, die ihm einst ein hoher Gönner geschenkt. Die Geige war um tausend Francs verschleudert; aber was that das? Er brauchte Geld und hätte zur Erreichung des Pariser Aufenthalts, von dem er sich so viel versprach, das Blut aus seinen Adern verkauft.

— — — Er hörte den donnernden Beifall, den man seinem Werke gezollt, er sah de Sterny's herablassende Verbeugung. Er grub sich die Nägel in die Hände, aber er zwang sich zur Ruhe. Er wollte arbeiten, er mußte arbeiten, um dem Betrüger seinen gestohlenen Königsmantel von den Schultern zerren zu können!

Jedem echten Talent schlägt wenigstens einmal im Leben seine Triumphstunde, und er — er war kein Talent, er war ein Genie!

Wie frei er aufathmete den ersten Tag nach seiner Ankunft in Paris! Sein neuer Bekannter, der Tenor, hatte ihn gefragt, ob er nicht mit ihm einen Gang nach dem wirklichen Boulevard machen wolle. Damit meinte er den Boulevard zwischen der neuen Oper und der Madeleine. Gesa aber scheute den großen wirren Lärm, und während der Tenor mit der Hast eines kürzlich in der Hauptstadt angelangten Provinzlers dem Herzen von Paris zueilte, schlich der Geiger langsam auf die Buttes Montmartre.

Ein banal angelegter Garten mit neuer dürftiger Vegetation breitete sich über den Hügel aus, zu dem eine glitschrige Holztreppe emporführte.

Kinder, magere, schlecht gehaltene Kinder, die nicht im Geringsten an die Elfen in den Champs Elisées und dem Park Monceau erinnerten, tummelten sich über die zinnoberrothen Sandwege. Hinter dem Garten war ödes Land, kalkbestaubtes Gras erstreckte sich bis an den Fuß einiger elender Hütten. Paris schien so weit!

Er setzte sich auf eine Bank; die schrillen Kinderstimmen, aus deren breitem Laut man schon den zukünftigen Fluch des Fabrikarbeiters, oder das rohe Lachen der Poissarde hörte, umschwirrten ihn. Er war todmüde.

Ehemals hatte er die kleine Reise von Brüssel nach Paris gar nicht gespürt. Sein Kopf sank auf seine Brust. Ihm träumte, er ginge unter den schläfrig rauschenden Bäumen des Brüsseler Parks spazieren, Annette Delileo am Arm. Der blaue Himmel spiegelte sich in einer großen, seichten Pfütze, auf der ein paar rothe Mohnblätter schwammen, und er erzählte Annette, daß „er ein Genie sei und etwas Großes leisten werde“.

Er fühlte das zärtliche Anschmiegen ihrer warmen jungen Gestalt . . . Plötzlich zuckte er zusammen. Ein paar kalte Fingerchen hatten seine Hand berührt, und ein kleines Mädchen in einem weißen Mützchen und einer großen blauen Aermelschürze stand neben ihm und sagte: Monsieur, man schließt.

Das Angelus schwirrte durch die Luft, er verließ den Garten. Ein Geruch von fauler Feuchtigkeit entschwebte den schlüpfrigen Hügeln. Große Nebelfetzen glitten an ihnen entlang und senkten sich langsam über das Elend von Montmartre.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In seine Wohnung zurückgekehrt, machte Gesa Licht, fröstelnd sah er sich in dem unbehaglichen Raum um, dessen ursprünglich orangegelbe und blaugeblümte Tapete ein mono-

toner Schmutzfirniß überzog und aus dessen mit grauem Marmor verkleideten Kamin ein eisernes Oefchen hervorsah. Zwei widerliche Terracotta-Statuetten standen auf der Kaminplatte. Der Tenor, welcher sich gut auskannte in der Rue de Steinkerque und im selben Garni mit Gesa abgestiegen war, hatte Letzterem erzählt, die Statuetten stammten von einem gewissen Vaudreuil, einem zweiten Michel Angelo, dessen Genie an der Stumpfheit und Härte des Publikums zerschellt sei.

Genie! — Wie ihn der Mißbrauch des Wortes geärgert. Genie! — der Mensch besaß ja nie die Spur von Talent — hatte Gesa gerufen, als er die ekelhaften Figuren angesehn.

Si! Si! hatte der Tenor entgegnet! Er hat sein Vermögen zugesetzt in Versuchen, die Welt zur „großen Kunst“ zu bekehren, hat einen Ecce homo gemeißelt — aber was wollen Sie — der Marmor ist theuer! Er ist melancholisch geworden, hat sich dem Trunke ergeben und dann . . . il a fini par faire cela!

Worauf Gesa schaudernd gefragt: Was ist aus ihm geworden, hat er sich umgebracht?

Nein, aber er arbeitet nicht mehr. Seine Tochter unterstützt ihn; vous savez! Les filles d'artistes! . . . cela a quelque chose dans le sang . . . er hatte ihr seiner Zeit die Thür gewiesen, sie verflucht. Aber daran erinnert er sich jetzt nicht mehr — er erinnert sich an gar nichts mehr. So lang er sein warmes Zimmer hat, seine Partie Billard und sein Glas Absynth, fühlt er sich zufrieden. Er wohnt im Hôtel de Nancy hier an der Ecke. Sie können morgen seine Bekanntschaft machen, wenn Sie wollen. Junge Maler tractiren ihn manchmal, um ihn über die Kunst perorirеn zu hören. Il est très drôle! —

Der Michel Angelo im Hôtel de Nancy war das Erste, was Gesa einfiel, als er sein elendes Zimmer betrat. Sein

Blick suchte die beiden Terracotta-Statuetten Mit krankhafter Neugier betrachtete er sie. Er nahm eine derselben auf und hielt sie an seine trüb brennende Lampe, um sie deutlicher zu sehn. Sein Auge war künstlerisch kritisch genug, um in der Bildung derselben die Spuren einer verwilderten, aber sehr großen Begabung zu erkennen.

Ein schreckliches Schluchzen übermannte ihn — die Figur zitterte in seiner Hand . . . er ließ sie fallen. Sie zersprang in tausend Stücke: aber man schrieb sie ihm nicht einmal auf die Rechnung. Sie hatte für Niemanden Werth!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er trank nicht mehr. Eine namenlose Angst schnürte ihm das Herz zusammen, rothe Wolken wälzten sich vor seinen Augen. Eine schreckliche Müdigkeit lähmte ihn. Aber — er trank nicht mehr und arbeitete.

Und anfangs schien ihm die Vollendung seiner Oper recht gut von Statten zu gehen; mit großer Flinkheit beschrieb er ganze Stöße von Notenpapier; und als seine Erfindungsgabe plötzlich stockte, erschreckte ihn das nicht. Er erinnerte sich, daß seine Fähigkeiten auch während seiner besten Zeit an solchen Momenten der Erschlaffung gelitten. Er nahm sich vor, in Erwartung eines neuen Aufschwungs das Geschriebene auszufeilen; als er es aber durchsah, da war es ein Wirrsal, in welches er sich selbst nicht hineinverstand. Ganze Tacte fehlten, die Begleitung war völlig unzusammenhängend. Wohl tauchten noch hie und da ergreifend schöne Stellen auf; jedoch ganz vereinzelt, wie prachtvolle Trümmer in Haufen von Schutt.

Noch Eines beunruhigte ihn. Viele von den mechanischen Zeichen der Orchestrirung waren ihm entfallen — er konnte keine ordentliche Partitur mehr aufsetzen. Die ganze Nacht brachte er damit zu, in einem Werk über die Compositions-

lehre nachzuschlagen. Den nächsten Morgen begann er seine Arbeit von Neuem.

Die elendeste kleine Periode reinlich auszuführen, verursachte ihm die peinlichsten Schwierigkeiten. Die Fähigkeit, sich zu sammeln, war ihm abhanden gekommen. Aber er scheute keine Mühe. Geduld, Geduld! — es wird sich Alles geben! tröstete er sich, und dabei fielen seine Thränen auf das Notenpapier.

Er legte sich die schrecklichsten Entbehrungen auf, um mit seiner Baarschaft möglichst weit zu reichen. Aus dem orangegelben Zimmer stieg er in eine Mansarde, — er aß einmal des Tags.

Er wurde grau; die Hände zitterten ihm, und er stotterte beim Sprechen.

Die Kinder auf den Buttes Montmartre, wohin er des Nachmittags manchmal schlich, um Luft zu schöpfen, kannten ihn alle; freundlich trippelten sie auf die Bank zu, wo er immer vor sich hinmurmelnd einen Bleistift in der Hand, ein Notizbuch auf den Knieen, kauerte, und wünschten ihm einen guten Tag. Er streichelte ihnen die Wangen, hob auch eines oder das andere auf seine Kniee und freute sich, daß sie sich nicht vor ihm scheuten. Gerne hätte er ihnen ein kleines Vergnügen bereitet, ihnen eine Geschichte erzählt. Aber die Worte kamen ihm nicht.

Eines Tages brachte er seine Geige auf die Buttes Montmartre. Gutmüthig bemüht, den Geschmack der Kinder zu treffen, spielte er kleine Tanzstücke. Seine Finger waren steif geworden, seitdem er so plötzlich dem Genuß geistiger Getränke entsagt. Der Bogen schwankte in seiner zitternden Hand. Er schämte sich vor den Kindern. Für die aber war sein Spiel gerade gut genug. Ein ganzes Auditorium hatte sich bald um ihn versammelt. Einige der kleinen Leute blickten ihn mit feierlicher Aufmerksamkeit an, die Köpfchen

leicht zurückgeworfen, die Hände auf dem Rücken, und andre drehten sich lustig mit einander.

Das freute ihn. Er nahm sich vor den Kindern zusammen. Er hatte improvisiren wollen; da plötzlich schienen ihm die Weisen, welche unter seinen Fingern hervorquollen, seltsam bekannt. — — Es waren dieselben, welche er vor beinahe dreißig Jahren in dem Circus auf dem „Sablon“ gespielt!

Und täglich schleppte er nun seine Geige in den schäbigen Garten mit. Der Beifall der armen Kleinen wurde ihm Bedürfniß.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Immer intimer befreundete er sich mit dem Tenor. Dieser war, nachdem er — Dank einem „niederträchtigen Complott“ — nach seinem Probesingen bei der Oper abgewiesen worden, zu der praktischen Ueberzeugung gekommen, daß diese große Oper ein im Verfall begriffenes Institut, ein „Serail der Directoren“ sei, mit dem er sich schämen würde in Beziehungen zu treten, und hatte ein Engagement in einem Café chantant des Quartier Montmartre angenommen, wo er sich ein bequemes Auskommen verdiente.

Anfangs hatte Gesa nichts davon hören wollen, dem Sänger etwas aus seiner Oper vorzutragen; später aber, als er heimlich an seiner Arbeit zu verzweifeln begann, überkam ihn ein beständiger Drang, sich mitzutheilen. Stundenlang spielte er dem Tenor auf einem erbärmlichen alten Pianino vor und krähte zuweilen mit unheimlich hohler Stimme die Arien dazu, nur um sich von irgend Jemandem versichern zu lassen: Cela sera superbe! Dann redete er sich selber in eine unnatürliche Begeisterung hinein; seine Augen leuchteten, mit der geballten Faust fuchtelte er in der Luft herum und rief: Es hat Race, nicht wahr? . . . die große Manier! . . .

Er war sonst so bescheiden gewesen! —

Seine Mittel waren endlich erschöpft. Er verkaufte seine Uhr, seine Bücher. Den Tenor behandelte er immer noch protegirend wie einen Untergebenen, und der Tenor schonte ihn wie einen Geisteskranken.

Einmal aber, da die Beiden einander gegenüber vor dem Kamin in dem Zimmer des Tenors saßen, sagte dieser, indem er sich mit den Fingern durch die Locken strich: Lieber Freund, ton génie ne te fera pas vivre!

Gesa stierte den Komödianten finster an.

Nun, nun! beeilte sich der Tenor ihn zu besänftigen — ich meinte nur, daß die bloße Inscenirung eines so großartigen Werkes, wie deine Oper es ist, sehr lange dauern muß. Wie wäre es, wenn du dich indessen ein wenig hier beschäftigtest!

Gesa seufzte. Ich könnte etwas Kleines componiren, sagte er, zum Beispiel Romanzen!

Das trägt leider nichts, entgegnete der Tenor, es sei denn, du liirtest dich mit einer Schauspielerin oder Sängerin, die deine Romanzen in die Mode brächte. — Und dann ... wäre es doch auch jammerschade, deine Erfindungsgabe von ihrem Hauptziele abzulenken, dich zu zersplittern. Nun, du sollst eine Stelle in einem Orchester suchen.

Ja, an der Oper, sagte Gesa, und dachte schaudernd an die Steifheit seiner Finger. Da er dem Komödianten diese Infirmität jedoch um keinen Preis hätte eingestehen mögen, so setzte er etwas verlegen hinzu: Das ist Alles so complicirt . . . die vielen Proben . . . man ist beschäftigt bis in die Nacht hinein . . .

Nein! entgegnete der Andre, einer solch absorbirenden Thätigkeit darfst du dich nicht unterziehn. Das wäre Verrath an deiner Muse. Ich dachte an eine bequeme Stelle in einem Orchester, das keine großen Flausen macht — nicht viel probirt.

Nun? murmelte der Geiger dumpf.

Ich habe neulich im Hôtel de Nancy die Bekanntschaft eines Clowns gemacht — eines prächtigen Menschen, der in einem Circus am Boulevard Rochechouart arbeitet. Kein Circus ersten Ranges, aber ein ganz anständiger Circus ist es. Ich habe dem Clown von dir erzählt. Sie brauchen gerade einen Primgeiger und . . .

Gesa schnellte empor und verließ das Zimmer. Von dem Augenblick an sprach er nicht mehr mit dem Tenor.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seine Müdigkeit und Schwäche steigerte sich mit jedem Tag. Das Blut kroch ihm wie erkaltendes Blei durch die Adern, beständig flimmerte es ihm vor den Augen, und in seinen Ohren klang es wie das Flattern eines ermattenden Schmetterlings. Die elende Nahrung, die er sich gestatten konnte, genügte nicht, ihn zu erhalten, er vermochte sein Zimmer nicht mehr zu verlassen, er wurde bettlägerig.

Da er allgemein beliebt war, so thaten seine Hausgenossen, ja selbst seine Wirthin ihm des Guten so viel sie konnten — sie brachten ihm Nahrung, ordneten sein Lager und borgten ihm Zeitungen. Er dankte für Alles mit demselben verschüchterten Lächeln, demselben ins Weite spähenden Blick und brachte beinahe den ganzen Tag in einem Zustand trauriger Erschlaffung leicht schlummernd zu.

Da eines Nachmittags war es ihm, als führe ihm eine weiche Hand zärtlich über die Stirn. Er öffnete die Augen. Ueber ihn beugte sich ein schönes altes Gesicht, von grauen Haaren ordentlich umrahmt, und eine Stimme, die wie aus weiter Ferne zu ihm herüberklang, murmelte: Gesa!

Er fuhr zusammen . . . Gesa! rief sie . . . es war seine Mutter! — —

Ja, seine Mutter, die er beinahe fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen. Sie hatte den Akrobaten Fernando

geheirathet. Der Circus am Boulevard Rochechouart gehörte ihnen, es ging ihnen gut. So schlecht, wie man es wohl glauben mochte, war die leichtsinnige Frau nie gewesen. Lange Zeit hatte sie sich nach Gesa heimlich erkundigt und sich überzeugt, daß er gut aufgehoben sei und, wie sie es nannte, unter „vornehmen Leuten“ lebe . . . dieser letzte Umstand hatte ihr den Muth benommen, sich ihm zu nähern. Von der Ferne hatte sie sich manchmal seines Anblicks gefreut. Dann war er langsam ihrem Gesichtskreis entschwunden. Nun aber hatte der Tenor Monsieur Augusti, dessen Bekanntschaft sie unlängst gemacht, gar viel von seinem neuen Freunde erzählt, jedoch erst am gestrigen Tage den Namen desselben erwähnt. Dies Alles theilte Margaretha ihrem Sohne mit, und dabei weinte sie, rückte ihm jedoch zugleich sein armseliges Kissen zurecht und glättete das Betttuch. Er ließ Alles ruhig mit sich geschehen, murmelte manchmal ein dankendes Wort und beobachtete sie halb stumpf, halb verwirrt. Er konnte sich in dieses plötzliche Wiedersehen nicht finden.

Aber als sie, eingeschüchtert von seiner passiven Haltung, fortfuhr: ich habe dich spielen gehört . . . vor Jahren, vor langen Jahren in Nizza . . . oh, ich war so stolz auf dich und ich habe mir dein Stück gekauft — weißt du, das, worauf dein Bild gedruckt ist, oh, ein wunderhübsches Bild! — da grub der Geiger sein Gesicht in die Kissen und röchelte wie ein Sterbender. Sein Schmerz brach die Scheu, die seine Mutter noch von ihm zurückhielt.

Pauvre garçon! murmelte sie, indem sie das spröde, ergrauende Haar des gebrochenen Mannes liebkosend streichelte, wie sie in längst vergangener Zeit die weichen Locken des frischen Knaben gestreichelt hatte.

Du darfst dir dein Leid nicht so zu Herzen nehmen. Ich weiß Alles — was du für ein Genie bist und wie

grausam die Welt an dir gehandelt. Wir werden dich gesund pflegen, und dann wird Alles gut gehen. Du sollst zu uns ziehen, wir wollen dich nicht stören, keiner von uns — nur für dich sorgen. Du sollst dein eigenes Stübchen haben, in dem du arbeiten kannst, so viel dich's freut.

Langsam blickte er auf, ein starker Hustenanfall erschütterte seine eingesunkene Brust. Die Mutter schob ihren Arm unter seine mageren Schultern und hob ihn etwas empor, um ihm das Athmen zu erleichtern, und stützte seinen müden Kopf an ihre Brust. Wie abgezehrt du bist! murmelte sie wieder, halb weinend, und dein armes Hemd . . . es zerfällt ja, ich muß dir morgen frische Wäsche bringen . . . und jetzt versuche, etwas zu dir zu nehmen — du mußt dich stärken! — und sie reichte ihm eine Tasse Suppe, die sie für ihn gewärmt.

Stumm ließ er sie gewähren, die Suppe schmeckte ihm sogar. Sein großes Leid, seine tiefe Degradation hatte er vergessen über dem angenehmen Gefühl, sich wieder einmal umsorgt und verwöhnt zu wissen. Ein Empfinden schläfriger Beruhigung, zufriedener Trägheit überkam ihn plötzlich. Stumm, aber dankbar küßte er der Mutter Hand.

Ihre Augen leuchteten auf. Ich muß jetzt fort, bemerkte sie; die Kasse des Circus wird um sechs Uhr geöffnet, da muß ich dort sein. Leb wohl — gegen acht Uhr werde ich mich losmachen und zu dir kommen können. Jetzt wirst du ohnedies ein wenig schlafen!

Sie drückte ihre Lippen an seine Schläfe und verschwand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Geiger schlummerte ein. Da durchglitt eine längst vergessene Erinnerung seine Seele; nicht die Erinnerung an seine todte Braut — an seinen treulosen Freund . . . nein, eine ganz schlichte, schmerzlose Erinnerung — die an seine erste Rückkehr in die Rue Ravestein.

Ein träumerisch narkotisirender Geruch umwehte ihn — deutlich sah er vor sich einen Strauß in wundersamen Farben schillernder Mohnblumen. Er hörte das leise Geräusch, mit dem ein abfallendes Blütenblatt sterbend auf die Marmorplatte niedersank. Er fuhr auf. Das Herz klopfte ihm, als solle es ihm die Brust zersprengen. Eine namenlose Angst überkam ihn — die Angst vor dem zufriedenen Versumpfen!

Er raffte sich auf — er wollte fliehen . . . den Tod suchen. . . . Er griff nach seinen Kleidern, aber die Kleider entglitten seinen Händen — ihm schwindelte — machtlos sank er auf sein Lager zurück. . . . Die Resignation, jene Schlaftrunkenheit zerrissener Seelen, die zu müde geworden sind zur Verzweiflung, überkam ihn. . . . Ein unheimlicher Genius durchschwebte plötzlich die kahle Mansarde — der Genius der Hoffnungslosen! Er trug einen Büschel rother Mohnblumen in der Hand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tage vergehen, Wochen, Monate. Auf den von Künstlerproletariat aller Art bevölkerten Boulevards Rochechouart und Clichy begegnet man öfters einem großen, greisenhaft aussehenden Mann mit grauem Haar, das ihm unordentlich um die Wangen flattert —

Es ist Gesa van Zuylen.

Sein Gesicht ist noch immer schön, der Ausdruck desselben aber ist stumpf und seelenlos. Bisweilen bleibt er stehen, legt die Hand an das Ohr und streckt das Haupt vor, als horche er in die Ferne — dann aber schüttelt er den Kopf, wie in einer Art Ungeduld, seufzt und geht seiner Wege. Er wohnt bei seiner Mutter und wird von ihr ebenso wie von seinem Stiefvater und seinen Halbbrüdern mit jener Deferenz behandelt, die einem Menschen gebührt, der einmal für ein Genie gegolten.

Sorgsam gepflegt, sauber gekleidet und gut verköstigt, fühlt er sich nicht unglücklich. Er freut sich auf seine Mahlzeiten und schlürft nicht ohne Genuß sein Gläschen Grog.

Meistens ist er sanft, wortkarg und gefällig, besorgt mit großer Pünktlichkeit kleine Commissionen für seine Mutter und bringt den Rest seiner Zeit halb schlummernd in einem großen Lehnstuhl neben dem Kamin zu.

Nur manchmal kommt es noch über ihn wie eine Art Raserei. Dann beschreibt er mit einer unheimlichen Geschwindigkeit ganze Stöße von Notenpapier, geberdet sich gegen seine Umgebung hart, hochmüthig und abwehrend, zeigt sich krankhaft reizbar und spricht sehr viel von dem, „was er noch leisten wird". Man läßt ihn gewähren.

Die Anfälle werden immer seltener und kürzer.

Ganz Montmartre kennt ihn; die Maler zeigen einander sein pittoreskes Profil und die Gassenbuben stoßen einander an, wenn er vorübergeht, und lachen darüber, daß er sich für einen „großen Mann" hält. Im ganzen Stadttheil heißt er der „Raté von Montmartre".

Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

30 Bände mit 2300 Abbildungen in 28 Bände elegant gebunden:

— Statt für M. 124. 80., für nur M. 60. —

Diese Sammlung naturwissenschaftlicher Werke zeichnet sich aus durch populäre Darstellung bei wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit. Mehr als 2300 Abbildungen erleichtern wesentlich das Verständniß. Die Sammlung ist **ein Schmuck** für jede Bibliothek, **eine wahre Fundgrube** für interessante, belehrende und **anregende Unterhaltung.** Von allen Seiten, insbesondere aber von der Presse ist die Gediegenheit und Nützlichkeit der Naturkräfte um die Wette gerühmt worden. Die **eingetretene Preisermäßigung** macht die Sammlung auch weiteren Kreisen zugänglich, und seien die Naturkräfte nunmehr auch zur Anschaffung für jede Familie bestens empfohlen.

Inhaltsübersicht der erschienenen 30 Bände.

Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3. broschiert,
M. 4. gebunden käuflich.

1. Bd. **Die Lehre vom Schall.** Gemeinfaßliche Darstellung der Akustik von R. Radau. 290 S. m. 108 Abb. 2. Aufl.

2. Bd. (Doppelband.) **Licht und Farbe.** Gemeinfaßliche Darstellung der Optik von Fr. J. Pisko. 568 S. m. 148 Abb. 2. Aufl. Preis M. 6. —. brosch., M. 7. 20. gebd.

3. Bd. **Die Wärme.** Nach dem Französischen des Prof. Cazin deutsch bearbeitet. Herausg. von P. Carl 307 S. m. 92 Abb. u. 1 Farbendrucktafel. 2. Aufl.

4. Bd. **Das Wasser.** Von Fr. Pfaff. 342 S. m. 57 Abb. 2. Aufl.

5. Bd. **Himmel und Erde.** Gemeinfaßliche Darstellung des Weltalls von P. Zech. 272 S. m. 45 Abb. u. 5 Tafeln. 2. Aufl.

6. Bd. **Die elektrischen Naturkräfte.** Der Magnetismus, die Elektricität und der galvanische Strom mit ihren hauptsächlichsten Anwendungen. Gemeinfaßlich dargestellt von P. Carl. 281 S. m. 113 Abb. 2. Aufl.

7. Bd. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Von Fr. Pfaff. 328 S. m. 37 Abb.

8. u. 9. Bd. (Doppelbd.) **Aus der Urzeit.** Bilder aus der Schöpfungsgeschichte von K. Zittel. 2 Thl. 646 S. m. 183 Abb. u. 5 Kärtchen. 2. Aufl. Preis M. 6. —. brosch., M. 7. 20. geb.

10. Bd. **Wind und Wetter.** Gemeinfaßliche Darstellung der Meteorologie von E. Lommel. 354 S. m. 66 Abb. 2. Aufl.

11. Bd. **Die Vorgeschichte des europäischen Menschen.** Von Fr. Ratzel. 300 S. m. 97 Abb.

12. Bd. **Bau und Leben der Pflanzen.** Von O. W. Thomé. 328 S. m. 72 Abb.

13. Bd. **Mechanik des menschlichen Körpers.** Von J. Kollmann. 288 S. m. 69 Abb.

14. Bd. **Das Mikroskop und seine Anwendung.** Von Fr. Merkel. 336 S. m. 132 Abb.

15. Bd. **Das Spektrum und die Spektralanalyse.** Von P. Zech. 236 S. m. 33 Abb. u. 1 Tafel.

16. Bd. **Darwinismus und Thierproduktion.** Von C. E. R. Hartmann. 302 S. m. 46 Abb.

17. Bd. **Fels und Erdboden.** Lehre von der Entstehung der Natur des Erdbodens von F. Senft. 403 S. mit 17 Abb.

18. Bd. **Gesundheitslehre des menschlichen Körpers.** Von P. Niemeyer. 299 S. m. 31 Abb.

19. Bd. **Die Ernährung des Menschen.** Von J. Ranke. 393 S. u. eine Photographie von J. v. Liebig.

20. Bd. **Die Naturkräfte in ihrer Anwendung auf die Landwirthschaft.** Von W. v. Hamm. 339 S. m. 64 Abb.

21. Bd. **Organismus der Insekten.** Von V. Graber. 417 S. m. 200 Original-Holzschnitten.

22. Bd. (Doppelband). I. Hälfte. **Vergleichende Lebensgeschichte der Insekten.** Von V. Graber. 261 S. m. 86 Original-Holzschnitten.

22. Bd. (Doppelband). II. Hälfte. **Vergleichende Lebens- und Entwicklungsgeschichte der Insekten.** Von demselben. 348 S. m. 127 Original-Holzschnitten.

1. u. 2. Hälfte broschirt à M. 3. —., zusammen in einen Band gebunden M. 7. 20.

23. Bd. **Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben.** Von G. Mayr. 336 S. m. 21 Abb. u. 1 Kartogramm.

24. Bd. **Die Naturkräfte in den Alpen** oder physikalische Geographie des Alpengebirges. Von Fr. Pfaff. 291 S. mit 68 Abb.

25. Bd. **Die Erhaltung der Energie** als Grundlage der neueren Physik. Von G. Krebs. 212 S. m. 65 Original-Holzschnitten.

26. und 27. Bd. (Doppelband.) **Die menschliche Arbeitskraft.** Von G. Jäger in Stuttgart. 542 S. m. 12 Abb. Preis brosch. M. 6. —., geb. M. 7. 20.

28. Bd. **Das Blut.** Eine physiologische Skizze. Von Joh. Ranke. 323 S. m. 58 Abb.

29. Bd. **Wald, Klima und Wasser.** Von Dr. Lorenz. 292 S. m. 25 Abb.

30. Bd. **Die Schmarotzer** mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von A. Heller. 256 S. m. 74 Abb. und einer Karte in Farbendruck.

Behördliche Empfehlungen und Belobungen sowie einige Urtheile der Presse über die Sammlung:

Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

Aus der großen Zahl von anerkennenden Besprechungen des ganzen Unternehmens, welche der Verlagsbuchhandlung vorliegen, veröffentlicht dieselbe nachstehend auszugsweise eine Blumenlese. Ein flüchtiger Ueberblick derselben dürfte überzeugend darthun, daß das fachmännische Urtheil, seien die Blätter, in denen es sich ausspricht, politische Zeitungen, belletristische, naturwissenschaftliche, pädagogische oder technische Zeitschriften, darin übereinstimmt, daß das Unternehmen ein bedeutendes und wohlgelungenes sei. Diese Allseitigkeit des Lobes erfüllt die Verlagshandlung mit der freudigen Genugthuung, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich gesetzt, nämlich eine wahre naturwissenschaftliche Volksbibliothek, eine Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Volk, geschaffen zu haben.

Herzogl. bad. Oberschulrath: „Als geeignetes Lehrmittel zur Anschaffung für die Bibliotheken der Mittelschulen wird empfohlen: ‚Die Naturkräfte‘ ꝛc.“

Königl. bayer. Cultusministerium: „Im Verlage der R. Oldenbourg'schen Verlagsbuchhandlung in München ist unter dem Titel ‚Die Naturkräfte‘ ꝛc. eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek erschienen, welche nach den hierüber erholten fachmännischen Gutachten zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der k. Gewerbschulen, Real- und humanistischen Gymnasien ganz vorzüglich geeignet ist.

Den Schulbehörden wird daher die Anschaffung dieses Werkes für die Schülerbibliotheken anempfohlen.“

Königl. bayer. Staatsministerium d. Innern: „. . . . Diese von namhaften Fachmännern verfaßten Schriften dürften sich zur Aufnahme in Bibliotheken der Kreis- und Bezirkscomités des landwirthschaftlichen Vereins, dann in landwirthschaftlichen Ortsbibliotheken eignen ꝛc.“

Kaiserl. Königl. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht: „Über Ihre Eingabe vom 17. Juni d. J. habe ich mich bestimmt gefunden, mittels einer Kundmachung in dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht auf das in Ihrem Verlage erscheinende Werk ‚Die Naturkräfte‘ die Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zum Zwecke allfälliger Anschaffung für die Bibliotheken aufmerksam zu machen.“

Königl. sächs. Cultusministerium: „Auf Ihr Gesuch um Empfehlung des in Ihrem Verlage erschienenen Werkes ‚Die Naturkräfte‘ läßt Ihnen das k. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts erwidern, daß das erwähnte Unternehmen bereits den sächsischen Lehrern hinreichend und auch von vortheilhafter Seite bekannt sein dürfte und daß eben deshalb eine besondere Empfehlung nicht notwendig erscheine.“

K. württemb. Cultusministerialabtheilung für Gelehrten u. Realschulen: „. . . . Die ergebenst unterzeichnete Stelle ist beauftragt worden, Ihnen Namens der Ministerialabtheilung zu erwidern, daß die angestellte Durchsicht derjenigen Theile Ihres Werkes, welche dem betreffenden Referenten nicht schon vorher bekannt waren, das allgemeine Urtheil über die Verdienstlichkeit Ihres Unternehmens und die Gediegenheit der Bearbeitung der einzelnen Theile der Naturwissenschaften nach ihrem heutigen Stande von

Neuem bewährt habe. Es wird wie bisher jeder Antrag auf Anschaffung des Werkes oder einzelner Theile desselben für die Schulbibliotheken von Aufsichtswegen genehmigt werden, und wenn Ew. Wohlgeboren einen Wert darauf legen, bei etwaigen öffentlichen Ankündigungen hierauf Bezug zu nehmen, so will Sie die Ministerialabtheilung hierzu ermächtigt haben."

Gezeichnet das Sekretariat.

Karl **Müller** von Halle sagt in den **Blättern für literar. Unterhaltungen:** „Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen, edlen Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger, schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit.

Deutsche Rundschau: „.... Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaften in gemeinfaßlicher Darstellung angesehen werden muß. .... Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlagshandlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowohl des Textes als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen, auszusprechen.

Frankfurter Ztg.: „Die Verlagshandlung löst das Versprechen ein, das sie in ihrem Programme niedergelegt hat: sie gibt uns von der Hand der ersten Gelehrten des Faches Darstellungen, die geeignet sind, den reichen Schatz des Wissens, den unsere Zeit erworben, jedem nach Bildung Strebenden zugänglich zu machen.

Gartenlaube: „.... Wir können darum den Schulen, wie den Familien, das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in dringender Weise empfehlen.

Illustrirte Welt: „.... Es sind bis jetzt dreizehn Bände dieser Sammlung erschienen, die sich sämmtlich auszeichnen durch eine klare wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, eine Art der Behandlung, die nicht nur angenehm unterhalten, sondern vor Allem wirklich wissenschaftliche Erkenntniß fördern will. Dazu ist eine geistig frische, kräftige, nicht zu weit gelehrte und auch nicht zu eng begrenzte Darstellungsart gewählt, die allgemein ansprechen muß."

Literar. Centralblatt von Zarncke: „Die im Verlage von R. Oldenbourg erscheinende Volksbibliothek ist eine der wenigen populären Schriftenfolgen, welche derartig zusammengesetzt sind, daß man jeden neu erscheinenden Band mit einem günstigen Vorurteil zur Hand nimmt. ..."

Die Presse: „Die altbewährte Firma Oldenbourg hat einen Kreis von gelehrten Schriftstellern zu vereinigen gewußt, wie er die sicherste Garantie für das Gelingen der schönen Encyklopädie ‚Die Naturkräfte' bieten muß."

Die Reform: „.... Was wir zum Lobe der früheren Bände des Werkes sagen konnten, gilt auch von den vorliegenden. Es sind Männer der Wissenschaft und von Fach, die uns hier über die wunderbarsten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde belehren und in die sie hervorbringenden Naturkräfte nach den Aufschlüssen, welche Beobachtungen und Forschungen der Neuzeit geliefert haben, einweihen und uns mit der praktischen Bedeutung derselben für Industrie, Technologie, Verkehrsleben und Gemeinwohl bekannt machen.